Schrecken und sprachen: „Laßt uns schnell von hier gehen, denn wir haben schon zu lange verzogen; die sechs Ketten wollen wir Matabruna bringen und sagen, wir hätten die siebente verloren.“

Als sie aber Matabrunen nur sechs Ketten brachten, wurde diese gar zornig und war auch nicht eher zufrieden, als bis sie sich erboten, ihr den Werth der siebenten zu bezahlen, welches sie auch thaten. Dann sandte das arge Weib die Ketten zu einem Goldschmiede, damit der einen Pokal daraus mache. Als der Goldschmied eine Kette ins Feuer gelegt hatte, um zu probiren, ob es gut Silber wäre, wurde sie so schwer, daß sie mehr wog, als alle die andern Ketten zusammen. Darum gab er die übrigen seiner Frau in Verwahr und machte aus der einen zwei silberne Becher, und brachte einen Matabrunen und hielt den andern für sich.

Inzwischen war der alte Mann mit Helias nach Hause gekommen, und sie hatten die sechs Kinder gesucht und konnten sie nicht finden. Am andern Morgen kam Helias an den Weiher, wo sie als Schwäne schwammen, und er verwunderte sich sehr, daß die Schwäne auf ihn zukamen, und gab ihnen Brot, und sie fraßen das und ließen sich von ihm streicheln. Und also that er alle Tage fortan, und kam nicht in den Busch, ohne an den Weiher zu gehen.

Gott erhörte aber das Gebet der armen Mutter Beatrix und ließ dem alten Manne verkünden, daß die sechs Knaben und das Mädchen König Oriants Kinder wären, und auch, wie sechs der Kinder verwandelt worden. Da rief der Mann alsbald Helias zu sich und erzählte ihm alles, und Helias nahm Urlaub von ihm, und befahl ihm, der Schwäne nur sorglich zu pflegen; dann ging er zu dem Könige, gekleidet in Blätter, mit bloßen Füßen und barhaupts und einen Stock in der

Digitized by Google

Hand tragend, um ſeiner lieben Mutter Recht und Unſchuld zu vertheidigen.

Die Feinde der unglückſeligen Beatrix hatten dem Könige inzwiſchen zugeredet, daß er ein Urtheil über ſie fällen und ſie hinrichten laſſen ſolle. Und eines Tages wurde Beatrix aus ihrem Gefängniſſe geholt und vor Oriant geführt, damit ſie ſich in ſeiner Gegenwart vertheidigen könne; denn ein falſcher Ritter hatte auf Matabrunens Anſtiften neue Klagen gegen ſie erhoben. Als Beatrix nun in den Saal kam, da grüßte ſie den König demüthig und fiel auf ihre Kniee und bat ſo flehentlich um Gnade, daß ein jeder, und beſonders der König, tiefes Mitleiden mit ihr trug. Da fragte Oriant den falſchen Ritter, weß er ſie beſchuldige, und der Ritter ſprach, ſie habe ihm Gift geben wollen, um damit den König und Matabruna zu tödten. Da erhob ſich der König und ſprach: „Frau, ihr werdet hier ſchwer beſchuldigt; was ſagt ihr dazu? Sprecht die Wahrheit, und ſeid ihr ſchuldig, ihr ſollt eines ſchandvollen Todes ſterben, wenn niemand euer Recht ſchirmt.“ Beatrix fiel aber auf ihre Kniee nieder und ſprach: „Lieber Herr, ich weiß, daß ich niemand finde, der ſolches thut; jedoch ſchwöre ich euch und all den Herren, daß ich ſolches nie gedacht habe, ſo wahr wie Gott allmächtig iſt; ich überlaſſe dem auch die Rache über meine Feinde.“

Wie nun das Todesurtheil geſprochen werden ſollte, kam eben der junge Helias mit ſeinem Stocke in des Königes Hof, und ein Mann trat ihm entgegen und fragte ihn, was er wolle. „Ich ſuche den falſchen Ritter Markus“, ſprach Helias. „Das bin ich“, antwortete der Mann ſpottend, und Helias erhob ſeinen Stock und ſchlug ihn todt. Da kam ein anderer Diener und wollte ihn faſſen, aber Helias wehrte ſich und rief: „Laſſet mich, denn ich ruhe nicht, bis ich den falſchen Ritter

Digitized by Google

Markus getödtet, der meine Mutter mit Unrecht beſchuldigt." Als das einer der Knechte hörte, flüſterte er Helias zu, daß Markus eben im Saale ſei und Beatrix um vieles anklage, daß man ſolches aber nicht von der Königin glaube, weil ſie eine gar liebe Frau ſei. Und als Helias den Mann ſo ſprechen hörte, umarmte er ihn, und der Knecht führte ihn in den Saal, wo manch bedrücktes Herz um Beatrix ſeufzte. Und Helias trat in dem Saale vor den König, der ihn alsbald fragte, was er ſuche. „Ich ſuche Markus", ſprach Helias. Da wies man ihm den falſchen Ritter, und er ſprang auf denſelben zu und rief: „Du falſcher Verräther, ich fordere dich zum Kampfe und du ſollſt es mit mir zu thun haben"; und mit den Worten gab er ihm einen ſolchen Schlag mit der Fauſt, daß Markus zur Erde ſtürzte, und Helias hätte ihm den Hals abgeſchnitten, wären nicht die anderen Ritter hinzugeeilt und hätten die beiden getrennt. Und als der König das ſah, ſprach er zu Helias: „Wer macht dich ſo kühn in meiner Gegenwart?" Darauf antwortete der Jüngling: „Herr, ich bin hierhin gekommen, um euch die Wahrheit zu ſagen von allem, was vorgegangen iſt." — „Thue das", antwortete der König, und Helias fuhr fort: „Meine liebe Mutter, nun höret auf, zu jammern und zu weinen, denn ich will euch wieder zu Freuden helfen." Als der König dieſe Worte hörte, war er ſehr erſtaunt; und Helias wandte ſich nun auch zu ihm und ſprach: „Herr, ihr ſollet wiſſen, daß es einzig eure Mutter Matabruna iſt, die meiner Mutter ſo großes Leid angethan." Und alsdann erzählte er dem Könige alles von Anfang bis zu Ende, und erbot ſich auch, als Gefangener am Hofe zu bleiben, bis die Wahrheit davon durch Zeugen bekräftigt ſein würde. Da verwunderte ſich der König noch mehr und fragte Beatrix: „Sagt mir, was denket ihr

Digitized by Google

davon?“ Und Beatrix antwortete: „Herr, davon weiß ich nichts; denn als ich gebar, war ich voll Pein und wußte von nichts. Hat eure Mutter wohl oder übel gethan, das wird sich finden; ich gebe es in Gottes und dieses Jünglings Hände, für meine Ehre zu streiten, und bitte euch, ihm zu geben, was er zum Kampfe nöthig hat.“

Darnach wurde die Königin in eine schöne Kammer geführt und der König begab sich zu seiner Mutter Matabruna, der er alles erzählte. Sie veränderte ihre Farbe, als sie das hörte, meinte jedoch ihre Falschheit noch mit glatten Worten bedecken zu können; aber der König achtete nicht darauf und ging weg und gebat, Markus gefangen zu nehmen. Dann ließ er noch einen schönen Harnisch für Helias machen und zog darauf, wie zur Jagd, ging aber heimlich in den Wald zu dem alten Manne, um von diesem die Wahrheit der Aussagen des Jünglings zu hören. Der alte Mann erzählte ihm alles auf dieselbe Weise, und der König war sehr betrübt um des Unrechtes willen, welches er Beatrix angethan hatte.

Als er nun wieder nach Hause kam, setzte er die Königin auf der Stelle in Freiheit und ließ Matabruna dafür gefangen setzen und sie von vier Dienern bewachen. Dann ließ er Markus vor sich bringen, damit derselbe gegen Helias kämpfe; und Markus war gar bangen Muthes, als er in die Schranken ritt; doch wollte er das nicht blicken lassen und schrie Helias mit lauter Stimme zu: „Komm nur her, du thörichter Jüngling; es wird sich schon ausweisen, was du gegen mich vermagst.“ Helias antwortete: „O, du falscher Verräther, ich bin froh, daß ich gegen dich streiten kann, um meine Mutter zu rächen und deren Ehre zu schirmen!“ Und damit ritten sie gegen einander los und Helias stieß den falschen Ritter nebst seinem Pferde zu Boden, worüber

Digitized by Google

derſelbe höchlich erſtaunt war und ſprach: „Ach, Jüngling, willſt du dich alſo zeigen, dann ſollſt du die Kraft meines Armes fühlen.“ Darauf entgegnete Helias: „Kommt nur wacker heran, ich fürchte euch nicht.“ Wie nun Helias ſeine Lanze in etwa ſenkte, meinte Markus, ihn verrätheriſch faſſen zu können und verwundete ihn an einer Stelle, wo er nicht bedeckt war, ſo daß Blut floß. Das ganze Volk erſchrak ob dieſes Stiches, aber Gott verließ Helias nicht. Als der ſein Blut fließen ſah, wurde er vielmehr noch muthiger und rief Markus zu: „O, du falſcher Verräther, war es dir nicht genug, meine Mutter zu verrathen? Willſt du mich auch noch verrathen? Ich will's dir aber lohnen mit Gottes Hülfe!“ Da ritten ſie zum andern Male gegen einander und Helias ſtach ihm den Helm vom Haupte, nahm dann ſein Schwert und ſchlug ihn ſo, daß er kein Glied mehr rühren mochte, und hieb ihm darauf den rechten Arm ab. Als der Verräther ſich alſo überwunden ſah, übergab er ſich in Helias Hände und ſprach: „O, Jüngling, du haſt mich überwunden, ich übergebe mich, ſage mir, wer du biſt.“ Da ſagte Helias: „Ich bin König Oriants und der getreuen Königin Beatrix Sohn und muß euch todt ſehen, ehe ich die Schranken verlaſſe.“ Darauf entgegnete Markus: „Laß mich leben und nimm mich gefangen, damit ich alles bekenne und den Goldſchmied holen laſſe, der die Ketten hat.“ Während er noch ſo ſprach, kamen die Kampfrichter und erkannten Helias den Sieg zu. Der aber befahl ihnen, zur Stunde König Oriant rufen zu laſſen und Beatrix und alle Herren, und als das geſchehen war, da erzählte Markus alles, wie es ſich zugetragen hatte, und als er geendet hatte, da umarmte der König ſeine liebe Frau und bat ſie mit vielen Thränen um Vergebung. Darauf zogen ſie alle nach dem Pallaſte und dankten Gott für den Sieg des

Digitized by Google

Helias; der falſche Ritter wurde aber mit den Beinen an dem Galgen aufgehängt.

Nachdem dieß geſchehen und noch große Feſte und Turniere gehalten worden waren, ließ der König Matabrunens Goldſchmied zu ſich entbieten, um die Wahrheit zu erfahren über die ſilbernen Ketten. Da brachte der Goldſchmied die fünf Ketten und den Becher, und erzählte dem Könige, wie es ihm mit der einen Kette gegangen; und als er damit geendet hatte, ſprach der König: „Ihr ſprecht als ein getreuer Mann, darum iſt euch alles vergeben.“ Und der König und die Königin nahmen die Ketten und küßten dieſelben und klagten um ihre Kinder, daß ſie in Schwäne verwandelt wären. Da kam Markus, dem Matabruna die Augen hatte ausſtechen laſſen, und Oriant fragte, woher er an die Blindheit gekommen wäre, und Markus ſagte dem Könige von den Kindern, wie er ſie in den Wald getragen hätte. Als Matabruna dieß alles erfuhr, da gab ſie den Knechten, welche ſie bewachen mußten, ſo viel zu trinken, daß ſie in Schlaf fielen, und flüchtete alsdann auf ein feſtes Schloß, wo ſie vor allen ſicher zu ſein gedachte. Die Knechte wurden aber hart geſtraft.

Helias hatte erfahren, daß der König die fünf Ketten habe, und er ging zu ihm und bat um die Ketten und ſchwur, er wolle nicht riſten noch raſten, bis er ſeine Brüder und ſeine Schweſter wiedergefunden habe. Er hatte aber kaum dieſe Worte geſprochen, als man ihm meldete, daß ſechs ſchöne weiße Schwäne aus dem Walde gekommen ſeien und ſich in den Schloßgraben niedergeſetzt hätten. Und Helias rief dem Könige und der Königin, und ſie gingen an den Schloßgraben; als die Schwäne Helias ſahen, ſchlugen ſie vor Freude mit den Flügeln und er ſtrich ſie über ihre Federn. Da zeigte er ihnen die Ketten, und als ſie dieſe ſahen, drängten

Digitized by Google

ſie ſich alle vor ihn, und er hing fünf von den Schwänen jedem eine ſilberne Kette um den Hals, und zur Stunde wurden ſie in menſchliche Geſtalt verwandelt und liefen zu ihren lieben Eltern, um ſie zu küſſen und zu herzen. Als der letzte Schwan aber ſah, daß keine Kette mehr übrig war, da wurde er ſehr betrübt und wollte ſich vor Leidweſen alle Federn aus den Flügeln ziehen, und Helias weinte mit ihm und ſuchte ihn zu tröſten und der Schwan beugte wie dankend ſeinen Kopf. Da war nun große Freude an dem Hofe, und König Oriant ließ all ſeine Ritter und Herren zuſammenkommen und übertrug ſeinem Sohne Helias das Reich, und ließ ihm auch frei, welche Rache er an Matabruna nehmen wolle. Helias aber beſtürmte das Schloß, wohin ſie geflüchtet war, und nahm ſie gefangen und ließ ſie lebendig verbrennen.

Als Helias das Königreich Lillefort ſchon lange in Ruhe und Frieden regiert hatte, ſah er eines Morgens am Fenſter heraus und erblickte den Schwan, ſeinen Bruder, welcher ein Schifflein zog. Helias erkannte, daß dieß ein Zeichen von Gott war, und ließ ſich ſeinen Harniſch und ſeinen ſilbernen Schild bringen und nahm Urlaub von ſeinen Eltern und Freunden und ſtieg in das Schiff. Darob war der Schwan gar erfreut und ſchlug mit den Flügeln und zog mit dem Schifflein fort, ſo daß ſie in kurzer Zeit ferne von Lillefort waren.

Zu dieſer Zeit hielt Kaiſer Otto der Erſte von Deutſchland eine Reichsverſammlung in der Stadt Nymwegen, und der Graf von Ardennen klagte daſelbſt gegen die Herzogin von Billoen, deren Erbe er unrechtfertig nehmen wollte, und ſprach große Falſchheit von ihr, wie ſie ihren Mann vergiftet hätte und während derſelbe drei Jahre über See geweſen, eine uneheliche Tochter geboren, wodurch das Land von Billoen nun an ihn, den Herzog

Digitized by Google

von Ardennen, verfallen sei. Der Kaiser sprach: „Frau, das sind schwere Klagen, und könnet ihr eure Unschuld nicht beweisen, so müsset ihr sterben.“ Und der Herzog von Ardennen fuhr fort und sagte: „Herr Kaiser, zum Beweis der Wahrheit werfe ich meinen Handschuh hin und will mit jedem kämpfen, wer das auch sei.“ Als der Kaiser das hörte, befahl er der Herzogin, sich einen Ritter zu suchen, der für sie kämpfe, und die gute Frau blickte nach allen Seiten um, aber sie fand niemand.

Da hörte man plötzlich helle Horntöne vom Rheine her klingen, und der Kaiser lief mit allen, die versammelt waren, an ein Fenster und sahen den Schwan mit dem Schifflein, in welchem Helias gewappnet stand, gleichwie einem guten Ritter gebührt. Und der Kaiser erstaunte höchlich, als der Schwan wieder mit dem Schifflein fortzog, nachdem Helias ausgestiegen war, und ließ den Ritter vor sich kommen. Auch die Herzogin hatte das alles gesehen und sie fühlte sich getröstet in ihrem Herzen und sprach zu ihrer Tochter: „Diese Nacht träumte mir, ich dinge gegen den Grafen und ich werde verurtheilt, um verbrannt zu werden. Da kam aber ein Schwan und brachte Wasser, das Feuer zu löschen, und aus dem Wasser sprang ein Fisch, vor dem jeder bebte; darum glaube ich, daß dieser Ritter mich erlösen soll.“

Als Helias vor den Kaiser kam, grüßte er ihn höflich, und der Kaiser that deßgleichen und fragte ihn alsdann, wer er sei und woher er käme, und Helias antwortete: „Ich bin ein armer Ritter und ziehe aus auf Abentheuer, und ich will euch treulich dienen, wenn ihr mein bedürft.“ Darauf entgegnete der Kaiser also: „Seid ihr ein Ritter, der Abentheuer sucht, so habt ihr hier eins gefunden und könnet für die Ehre der Herzogin von Billoen streiten, welche schweren Fehles beschuldigt ist.“ Da wandte Helias sich um und sah nach der

Digitized by Google

Herzogin, und ſie ſchien ihm eine ehrbare Frau; als er aber ihre ſchöne Tochter erblickte, da wurde er von Liebe gegen dieſelbe entzündet. Und er bat den Kaiſer, mit der Herzogin allein ſprechen zu können; das bewilligte der Kaiſer gerne. Helias fragte ſie, ob ſie unſchuldig oder ſchuldig ſei, und die Herzogin antwortete mit feſter Stimme: „Nein, ich bin unſchuldig.“ Da ſprach Helias: „Frau, dann habet ihr einen Kämpfer gefunden, ich will eure Ehre ſchirmen.“

Da trat Helias, der Schwanritter, wieder vor den Kaiſer und ſagte: „Herr Kaiſer, laſſet nun den in die Schranken kommen, der dieſe Frau beſchuldigt, um ihren Tod zu ſehen, denn ich bin bereit, gegen ihn zu fechten.“ Als er ſolches geſprochen hatte, kam der Graf und antwortete: „Freund, was wollet ihr? Ihr zeigt euch gar muthig für eine Sache, die euch nichts angeht.“ Helias aber erwiederte: „Da liegt mein Handſchuh, den ich euch liefere um der Ehre Gottes und dieſer edeln Frau und meiner Ehre willen, und ihr ſollt heute ſehen, was ein Ritter von Abentheuern vermag.“ Da nahm der Graf den Handſchuh, und der Kaiſer fragte, wann ſie kämpfen wollten, und Helias begehrte es noch am ſelben Tage zu thun. Nun wurden die Schranken ſchnelle bereitet und Helias kam in ſeinem Panzer und mit dem ſilbernen Schilde, und der Graf mit nicht minder guten Waffen; der Kaiſer mit ſeinen Herren und die Herzogin mit ihrer Tochter und eine zahlloſe Menge Volkes ſchauten zu. Die beiden edeln Frauen baten in ihrem Herzen zu Gott, daß er ihres Kämpen Waffen ſegnen wolle, und ſie hatten groß Vertrauen, weil ihre Sache gerecht war.

So ritten die beiden Ritter gegen einander, daß ihre Lanzen brachen; da kämpften ſie mit ihren guten Schwerten und Helias ſchlug alſo zu, daß der Graf ſich nicht mehr ſeiner zu erwehren wußte und rief: „O, edler

Digitized by Google

Schwanritter, machet Friede mit mir, auf daß ich zu meinem Vorhaben komme, und ich gebe euch meine Tochter und das fruchtbare Land von Ardennen." Solche Rede entrüſtete Helias und er ſprach: „Meinet ihr, ich ſollte euch in eurem Verrathe nachfolgen? Lieber ließ ich mir Glied für Glied abſchneiden; darum ſprechet nicht mehr davon, denn ich ſchwöre euch, daß ich euch keine Gnade gebe, und euch zum Trotze der Herzogin Tochter eheliche." Darob erzürnte der Graf und ſchlug Helias alſo auf den Arm, daß ihm das Schwert entfiel, aber Helias ſprang ſchnell vom Pferde und faßte den Graf und brach ihm den Schild vom Halſe und entriß ihm ſein Schwert. Nun flehte der Graf um Gnade, aber Helias hörte nicht darauf, ſondern nahm ſein Schwert und ſchlug ihm den Hals ab.

Als Helias nun ſeinen Gegner überwunden hatte, trat er vor den Kaiſer, der ihn herrlich empfing, und die Herzogin kam mit ihrer Tochter zu ihm und dankte und ſprach: „Herr, ihr habt mir mein Land zurückgegeben, ich ſchenke es euch hinwiederum und meine Tochter dazu." Deß war Helias ſehr zufrieden, und am andern Tage ward die Hochzeit mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert. Als die Feſte vierzehn Tage gedauert hatten, nahm der neue Herzog Urlaub von dem Kaiſer und leiſtete ihm den Lehenseid und verzog mit ſeiner Frau nach Billoen, wo er bald ankam und mit großer Freude empfangen wurde, nachdem er ſich unterwegs noch gegen die Freunde und Magen des Grafen ritterlich vertheidigt hatte. Kurz nachher wurde ſeine Frau ſchwanger, und als ihre Zeit kam, gebar ſie eine Tochter, die er Ida hieß, und die wuchs auf in großer Tugend und wurde ſpäter Mutter des edeln Prinzen Gottfried und deſſelben Brüder Balduin und Euſtachius.

Eines Tages ritt die Herzogin mit ihrem Manne

Digitized by Google

zum Spiele und sie fragte ihn, aus welchem Lande er wäre und welche Freunde und Magen er hätte. Er wollte ihr aber nicht antworten und gebot ihr, solche Frage nicht zu wiederholen, anders müsse er sich von ihr trennen. Da sprach sie nicht mehr, und beide lebten in großer Eintracht sechs Jahre lang.

Da begann die Herzogin langsam des Gebotes zu vergessen, und als sie eines Tages mit Helias allein war, sprach sie zu ihm: „Herr, ich möchte doch gerne wissen, welcher Abkunft ihr seid." Helias betrübte sich sehr ob der Frage und rief in wehem Muthe: „Ich habe euch gesagt, daß ihr dieses nimmermehr erfahren würdet und nicht darum fragen solltet; nun muß ich euch verlassen, und morgen schon gehe ich nach Nymwegen und nehme Urlaub vom Kaiser." Da weinte die Herzogin helle Thränen und sie rief ihre Tochter, damit diese mit ihr den Vater bitte, zu bleiben. Aber Helias sprach, das könne nicht sein, und versammelte seine Herren und befahl diesen die beiden Frauen, die Herzogin und ihre Tochter, nebst dem ganzen Lande von Billoen. Noch sprach er, als der Schwan schon kam und ein großes Geräusch machte, als ob er Helias riefe. Dieser nahm nochmals herzlichen Abschied von allen und stieg, von den Thränen der ganzen Einwohnerschaft gefolgt, in das Schifflein, welches der Schwan alsbald fortzog.

Die Herzogin und ihre Tochter eilten dem Schwanritter aber vor und kamen eher nach Nymwegen, als er. Dort erzählten sie dem Kaiser alles und baten ihn um Fürsprache und Beistand. Als sie noch sprachen, tönte Helias Horn vom Rheine her und bald darauf erschien er selbst in dem Saale des Kaisers. Wie sehr aber dieser auch bat, daß er doch bei der Herzogin bleiben und seine schöne Tochter nicht verlassen wolle, alles war vergebens. Helias bat nur um Schutz und Schirm für die beiden

Frauen und ſtieg, nachdem der Kaiſer ihm ſolchen verſichert, wieder in ſein Schiff. Der Schwan ſchlug fröhlich mit den Flügeln, als er ihn ſah, und bald waren beide in Lillefort.

König Oriant ſaß gerade mit der Königin und den fünf Kindern an der Tafel, als das Schifflein anlangte. Auf die frohen Horntöne, die Helias erſchallen ließ, ſprangen alle an die Fenſter des Pallaſtes und, als ſie die beiden Brüder ſchauten, hinunter, um dieſelben zu empfangen und zu umarmen und zu küſſen. Die Mutter fragte aber alsbald: „Wo biſt du ſo lange geweſen, mein Sohn?“ und Helias erwiederte: „Mutter, das will ich euch zu einer andern Zeit ſagen.“ Da fragte ſie weiter: „Wo iſt denn der Schwan, mein Sohn?“ und Helias antwortete: „Er iſt im Waſſer geblieben.“ Da ſprach die Mutter: „Mir träumte dieſe Nacht, der Schwan käme wieder zu ſeiner menſchlichen Geſtalt, wenn man ihm die beiden Becher wieſe.“ Solches dünkte allen wohl, und als ſie dem Schwane die Becher zeigten, welche der Goldſchmied aus ſeiner Kette gemacht hatte, da verwandelte er ſich zur Stunde wieder in einen Mann, und er wurde Esmeri genannt, und es war große Freude darob am ganzen Hofe.

Einige Zeit nachher verſammelte Helias all ſeine Freunde und Magen und erzählte ihnen ſeine Abentheuer, und als er damit geendet hatte, ſprach er: „Nun nehme ich Urlaub von euch allen, denn ich verlaſſe die Welt, um für meine Sünden zu büßen und für euch alle zu beten.“ Darob weinte der ganze Hof; keiner wagte jedoch, ein Wort dagegen zu ſprechen. Helias ging aber, einen Stock in der Hand, in eine Einſiedelei, welche ſein Vater geſtiftet hatte, und wurde daſelbſt von den Mönchen mit vieler Freude empfangen. Darnach ließ er ein ſchönes und großes Schloß in den Ardennen bauen,

welches dem von Billoen ganz gleich war, und er gab ihm auch denſelben Namen. Dem Kloſter ſchenkte er große Freiheiten und ſetzte dreißig Mönche ein, welche Tag und Nacht beten mußten, und lebte ſelbſt allen Regeln des Kloſters gemäß.

Die Herzogin von Billoen und ihre Tochter lebten aber noch immer in tiefem Leid und Betrübniß um Helias, denn alle Boten, welche ſie ausgeſandt hatten, um Nachrichten von ihm zu haben, waren zurückgekehrt und keiner hatte ihn gefunden. Da ſandte die Herzogin endlich einen ihrer Diener, der Pucius hieß, nach Jeruſalem, ob er Helias dort vielleicht fände. Pucius machte ſich auf die Reiſe, aber in Jeruſalem fand er keine Spur von Helias; er ging alſo von dort wieder weg, um nach Rom zu wandern. Auf dieſem Zuge jedoch verirrte er ſich mit einem Reiſegefährten und kam in die Ardennen und zu dem Schloſſe, welches Helias hatte bauen laſſen. Da ſprach Pucius: „Siehe, hier ſind wir in meinem Lande, denn dieß Schloß ſieht mir gerade ſo aus, wie das von Billoen.“ Sie gingen zu einer Herberge in dem Dorfe, welches bei dem Schloſſe lag, und fragten dort, wo ſie wären, und ſie erfuhren alles und auch, daß König Oriant und Beatrix ihre Burg zu Lillefort verlaſſen und Billoen bezogen hätten, um in der Nähe ihres lieben Sohnes Helias zu ſein. Als Pucius ſolches vernahm, war er frohen Muthes und dankte Gott.

Am andern Morgen ging er in das Schloß Billoen, und da kamen ihm der König und die Königin mit ihren Kindern entgegen, und Esmeri erkannte ſeine Kleider und fragte, woher er käme. Pucius antwortete, er ſuche den Schwanritter, deſſen Frau ihn ausgeſandt habe. Darob war Esmeri erfreut und kündete ſolches dem Könige und der Königin, und Pucius mußte ihnen erzählen von der Herzogin, und er ſagte ihnen auch, wie

deren Tochter Ida den Grafen von Bonen geheirathet habe. Nun wurde Pucius in das Schloß geführt und daselbst herrlich bewirthet. Am andern Tage führte Esmeri ihn zu Helias, den sie auf den Knieen im Gebete fanden. Als der Schwanritter Pucius erkannte, fiel er ihm um den Hals und küßte ihn und fragte, wie es um die Herzogin stehe und seine Tochter. Pucius erzählte ihm alles und empfing von Helias den Verlobungsring, den er der Herzogin bringen sollte zu einem Kennzeichen, und daneben große Gaben und Geschenke für die schöne Ida.

Pucius machte sich alsbald auf den Weg, nachdem er noch zuvor sich von König Oriant und Beatrix beurlaubt und von diesen gleichfalls köstliche Geschenke für seine Herrin empfangen hatte, und kam wenige Zeit nachher in Billoen an, als die Herzogin mit ihrer Tochter und deren Gemahl gerade an der Tafel saßen. Er bot der ersten den Ring und dann auch die Gaben und erzählte ihr sein ganzes Abentheuer. Darob war die Herzogin hoch erfreut und machte sich mit ihrer Tochter alsogleich auf die Reise; der Graf von Bonen aber blieb zu Hause mit seinen drei Söhnen Gottfried, Balduin und Eustachius.

Als die beiden Frauen an dem Schlosse Billoen ankamen, hörten sie, daß Helias krank zu Bette liege, und sie waren sehr betrübt darob. Helias aber ließ sie an sein Bette kommen, und sie weinten alle drei vor Freude, einander so unverhofft wiederzusehen. Wenige Tage hernach wurde Helias kränker und kränker, und am Ende verschlimmerte es sich also, daß er starb. Das that der Herzogin so weh, daß sie vor Leid auch krank wurde und bald ihrem Manne folgte. Ida wollte aber nicht länger da bleiben, wo sie so schwere Verluste erlitten hatte, und ging zu ihrem Manne zurück und kün-

dete diesem alles, und das ganze Volk war in großer Trauer während langer Zeit.

118.

Der Löwe im Wappen von Flandern.

Ellies de Veert, Cronycke van Hollant, Zeelant ꝛc. Fol. 93.

In dem Jahre unseres Herrn tausend einhundert und achtzig zog der Graf Philipp von Flandern mit dem Grafen Floris von Holland, welcher beider Mütter in der heiligen Stadt Jerusalem begraben lagen, mit großer Volksmacht aus den Niederlanden und über Spanien, Griechenland, Slavonien und Cypern nach dem gelobten Lande. Und als sie nach Cypern gekommen, vernahmen sie, daß die Könige von Slavonien und Cypern Heiden waren, und befahlen ihrem ganzen Heere, sich zu waffnen gegen diese Feinde des Christenglaubens. Als König Juwijn von Slavonien das vernahm, sandte er auf der Stelle eine Gesandtschaft an die Fürsten und ließ ein Zwiegespräch mit ihnen verlangen, und als ihm das gewährt wurde, da sprach er, er habe längst gewünscht, ein Christ zu werden, und danke Gott für die Gelegenheit, welche er nun gefunden habe, diesen so heißen Wunsch zu erfüllen; erbot sich auch, die Fürsten ins heilige Land und bis Accon zu geleiten, wo er ihnen freies Geleite bis zum Berge Sinai verschaffen wolle, aber in Accon müßten sie ihre Waffen lassen. Deß waren die Christenfürsten froh, und der König wurde alsbald getauft und Georg geheißen, indem gerade an dem Tage das Fest dieses Heiligen gefeiert wurde.

So zogen nun die Fürsten mit dem Könige von Slavonien fort und segelten nach Accon; und der König Ingelram von Accon und König Juwijn oder Georg

ſchrieben an den Sultan von Babylonien um frei Geleit für die Chriſtenfürſten bis zu ſechstauſend Mann, um nach Jeruſalem und zu dem Berge Sinai zu gehen, und der Sultan erlaubte das mit der Bedingung, daß ſie als Pilgrimme und ungewaffnet kämen. So thaten ſie auch, und als ſie nach Jeruſalem kamen, da empfing ſie der Patriarch mit großen Ehren und führte ſie an das Grab unſeres Herrn und zu den anderen heiligen Stätten und zu den Gräbern ihrer Mütter, Frau Sibilla und Frau Sophia, und von da reisten ſie nach dem Berge Sinai, um das Grab der heiligen Magd Katharina zu beſuchen.

Als der König von Jeruſalem, welcher Agyla hieß und ein Sarazene war, davon hörte, befahl er einem Baſtardſohne ſeines Bruders, der ſich Nobiliter nannte und König von Abilinen war, mit fünftauſend gewaffneten Sarazenen die Chriſtenfürſten bei der Rückkehr vom Sinai zu überfallen und todt zu ſchlagen. Solches wurden aber die Fürſten gewahr und ſie gingen nicht auf den Jordan zu, ſondern ſie nahmen ihren Weg nach der Stadt Cäſaria, wo der Jordan entſpringt, bei dem Berge Libanon vorbei. Als dieß dem Baſtard hinterbracht wurde, gebot er ſeinem Heere auch, nach dem Libanon zu ziehen, damit es alſo den Chriſten vorkäme und ihnen den Weg abſchneide, denn ſonſt entkämen ſie nach Accon. Auch ließ er ſeinem Ohm ſagen, er ſolle ihm mehr Volk ſenden und Waffen, denn die Chriſten hätten gleichfalls mehr Volk zuſammen, und es wurden ihm alsbald noch zwölftauſend Gewaffnete geſchickt. Aber einen Tag vorher, ehe ſie kamen, hatte der Baſtard ſchon einen Streit gegen die Chriſten begonnen, ungefähr eine Meile von Cäſaria, als ſie nach Accon ziehen wollten. Die Fürſten hatten ihm, als ſie ſeine Meinung erkannten, einen Herold geſendet, um ihm zu melden, daß ſie frei

Geleit hätten von dem Könige von Babylonien, aber der Baſtard achtete nicht darauf, zerriß des Sultans Briefe und Siegel und tödtete den Boten mit eigener Hand. Als die Chriſten ſolches ſchauten, flehten ſie zu Gott um Gnade und Sieg und ſtellten ſich frommlich zur Wehr gegen die Sarazenen, und ſie behielten auch die Oberhand, obwohl ſie ungewaffnet waren, und da wurden bei dreitauſend von den Sarazenen erſchlagen und bei zweihundert von den Edelſten derſelben gefangen genommen. Und Graf Philipp von Flandern ſchlug den Baſtard mit eigener Hand todt und nahm ihm ſein Wappen, welches ein goldener Schild war mit einem ſchwarzen, kletternden Löwen, und er behielt ihn fortan als Wappen und ließ ſein altes Wappen mit den acht Geren von Lazur fahren, und die Grafen von Flandern tragen noch heutzutage dieſen Löwen in ihrem Wappen.

Darnach nahmen die Chriſten die Waffen der Sarazenen und zogen die an und ſetzten ihren Weg nach Accon fort, führten auch die Gefangenen mit ſich, damit dieſelben dort die Wahrheit ſagen könnten. Und nachdem ſie noch manch harten Kampf im gelobten Lande gehabt, machten ſie ſich auf die Rückreiſe und wurden zu Hauſe mit vieler Freude empfangen.

119.

Der gülbene Sporn.

Mündlich von einem achtzigjährigen Manne.

Jedermann weiß, wie die braven Fläminge den ſchlimmen Franzoſen in der Sporenſchlacht den Kopf gewaſchen haben. Das war im Jahre 1302 am elften Julius. Auf dem Schlachtfelde fand man aber eine große Menge von Sporen; von denen habe ich einen gewiß

hundertmal in der Kirche zu Kortryk gesehen, und hat mir der alte Küster erzählt, daß der einmal im Jahre sich rund herumdrehe, und zwar von selber, ohne daß ein Mensch daran rühre.

120.

Die Hühnerfresser von Audenaerde.

Handschriftliche Chronik von B. de Rantere. Im „Belgisch Museum." 1841. S. 441. Mitgetheilt von Dr. van der Mersch.

„Hühnerfresser" ist ein alter Spottname für die Bewohner der Stadt Audenaerde in Flandern. Seinen Ursprung verdankt er folgender Begebenheit.

Die Genter hatten seit uralter Zeit die Gewohnheit, auf den Märkten der umliegenden Städte, und besonders von Audenaerde, alle Hühner und anderes Wild durch ihre Kaufleute aufkaufen zu lassen.

Nun geschah es, daß auf den 23. Januar 1438 eine große Versammlung der Abgeordneten aller Städte, Herrlichkeiten u. s. w. von ganz Flandern zu Gent gehalten wurde. Als alle vereinigt waren, kam unversehens auch Graf Philipp der Gute mit einer großen Zahl edler Ritter, um derselben beizuwohnen.

Die Genter, welche den Grafen recht festlich bewirthen wollten, sandten alsbald ihre Handelsleute nach Audenarde, um auf dem dortigen Markte alle Hühner und Kapaunen zu kaufen, welche sie nur finden möchten; und daran war ihnen um so mehr gelegen, als solch Geflügel bei der Strenge der Jahreszeit nicht sehr häufig war. Die Handelsleute thaten, wie ihnen befohlen worden, und kauften alles, was auf dem Markte war, zu sehr theuren Preisen an. Als die Bürger von Audenarde davon hörten, wollten sie das nicht leiden, wie sie über-

haupt seit der Belagerung von Calais nicht recht einig mehr waren, und sich gegenseitig allen möglichen Tort anthaten. Sie sprachen zu den Gentern: „Wir können unsere Hühner sehr wohl selbst aufessen", und anderes noch. Darob erzürnten die Genter und wollten sich widersetzen, und also entstand ein Auflauf und man wurde handgemein und kämpfte mit solcher Wuth von beiden Seiten, daß ein Genter todt blieb und mehre andere verwundet wurden. Die übrigen flüchteten aus der Stadt und ließen ihre Hühner und Kapaunen im Stiche; über die machte sich das kleine Volk her, während die andern von Audenaerde schrieen: „Schlagt todt! schlagt todt! Wir wollen hinfürder unsere Hühner selber fressen." Daraus ist der Spottname entstanden: „die audenaerdschen Hühnerfresser".

Als die Genter nun sonder Hühner nach Hause kamen, konnten sie dem Grafen diese Speise nicht auftischen, und darüber beklagten die Schöffen sich bitterlich bei ihm und baten ihn um Recht und Gerechtigkeit, nahmen auch alsbald den Junker Walter van der Meere und Bernard van Marke, beide Abgeordnete von Audenaerde, gefangen.

Der Graf zog nicht lange nachher von Gent und ging nach Audenaerde; daselbst erzählte man ihm gleichfalls den ganzen Vorfall und gab ihm und seinem Gefolge eine prächtige Mahlzeit, wobei es natürlicherweise an Hühnern keineswegs mangelte. Darauf schrieb der Graf einen Brief an den Magistrat von Gent und befahl, die beiden Herren von Audenaerde frei zu geben, welches auch alsbald geschah.

121.

Die Krüge Jacoba's von Bayern.

Die Ratsherren, Archives historiques.
Derselbe in den Noten zur Histoire des ducs de Bourgogne par de Barante.

Nachdem die arme Frau Jacoba von allem verlassen war, worauf ihr Herz gehangen hatte, zog sie sich mit ihrem vierten Manne auf das Schloß Teilingen zurück, um daselbst ihre letzten Lebenstage in Frieden zu verbringen. Da hatte sie nun ein fonderlich Vergnügen, und das bestand darin. Wenn sie des Vogelschießens müde war, dann leerte sie kleine Krüge voll Getränke in Einem Zuge und warf dieselben dann über ihren Kopf durch das Fenster und in den Stadtgraben.

Viele dieser Krüge hat man in unsern Tagen wiedergefunden, und das Volk nennt sie noch Jacobuskrüge.

122.

Das Wappen von Mechelu.

Chronyke van Mechelu door Cornmarus Valerius. Mechelu o. J. 12. S. 8.

Im Jahre 1494 erhob Kaiser Max die Herrschaft Mecheln zu einer Grafschaft, und er gebot bei dieser Gelegenheit, daß ihr Wappen vermehrt würde mit einem schwarzen Adler mit ausgebreiteten Flügeln, gleichwie ihn die römischen Könige im Schilde führen.

Was den andern Theil des Wappens angeht, so haben die Mechelner diesen schon lange bevor gehabt und in solcher Ehre bekommen. Als der Burgennenkönig Mantellius das Königreich Aragon mit großer Macht von Volk verwüstete, da eilte Walther Berthold, zugenannt der Große, welcher Herr von Mechelu und damals auch

Vormund des Herzogs von Brabant war, dem Könige von Aragon zu Hülfe und führte viele Krieger mit sich; er schlug die Sarazenen auf einen Tag dreimal zurück und säuberte das ganze Land von diesen Ungläubigen. Deß war der König von Aragon höchlich froh und er sprach zu Walther Berthold: „Heischet von mir, was ihr nur immer wollet; wäre es selbst die Hälfte meines Reiches, so schwöre ich euch, daß sie euch werden soll." Da sprach der Herr von Mecheln hinwieder: „Herr König, ich ersuche euch um nichts anderes, als nur um den dritten Theil eures königlichen Wappens, drei der rothen Stecken, deren ihr neune führet." Diese neun rothen Stecken hatte der König in sein-Wappen genommen zum Gedächtniß an neun blutige Schlachten, welche er gewonnen hatte über die Sarazenen; darum war ihm auch das Wappen gar lieb und es verdroß ihn, daß der Herr von Mecheln nichts anderes fragte; er schwur auch, daß er Walther Berthold lieber die drei schönsten Städte des Königreiches gegeben hätte, als die drei Stecken aus dem Wappen; aber das Versprechen mußte er doch halten. Alsdann geleitete er Herrn Walther Berthold bis an die Grenze des Königreiches und nahm unter herzlichem Danke von ihm Abschied.

Also hat die Stadt Mecheln ihr Wappen bekommen.

123.

Philipp von Elsaß.

Oudegherst, Annales de Flandre. I, p. 425.
C. P. Serrure im Kunst- en Letter-Blad. 1842. S. 11.

Von diesem Grafen von Flandern erzählt man das folgende Wunder. Als er kaum drei Tage alt war, hörte man ihn plötzlich mit lauter Stimme rufen: „Räumt mir das Haus!" (Evacuate mihi domum!)

Was diese geheimnißreichen Worte eigentlich zu bedeuten gehabt, hat man nie erfahren können.

124.

Die Brille im Wappen von Audenaerde.

Mündlich.

Kaiser Karl hatte einmal der Stadt Audenaerde ankündigen lassen, daß er durchkommen und bei der Gelegenheit die Stadt besehen wolle. Da machten die Bürger große Zurüstungen und sandten auch Leute auf die Thorthürme, um zu spähen, wann der Kaiser komme. Aber die Wächter gaben schlecht Acht und der Kaiser war in der Stadt, ohne daß sie etwas davon gemerkt oder den Bürgern gesagt hätten. Da fragte Kaiser Karl den Bürgermeister, warum er ihn denn nicht am Thore empfangen habe, wie das sich gebühre und Art und Weise sei. Da sprach der Bürgermeister: „Gnädiger Herr Kaiser, ich kann nicht gut sehen." — „Dann wollen wir absitzen", antwortete Kaiser Karl, „ich gebe euch von heute an eine Brille in eure Wappen, und dabei solet ihr gedenken, daß ihr künftig stets eine Brille auf eure Nase setzet, wenn ihr zuschauen wollt, wann euer Herr und Kaiser kommt."

Die Brille sieht man noch heutzutage im Wappen der Stadt.

125.

Isabellenfarbe.

Mündlich.

Als das Herr des Erzherzogs Albert, des Gemahles von Isabellen, der Infantin von Spanien, vor Ostende

Digitized by Google

lag, und die Stadt sich nicht übergeben wollte, da schwur die letztere, ihr Hemd nicht eher zu wechseln, bis Ostende erobert sei. Die Belagerung aber dauerte drei Jahre, und eben so lange trug Isabella das Hemd; und als sie es endlich auszog, da hatte es eine ganz eigenthümliche Farbe bekommen. Diese Farbe heißt man noch heute Isabellenfarbe.

126.

Spiegeler.

Baernewyck, Historie van Belgis. Fol. XX verso.

Ein alter Mann hat dem Bruder Livinus van der Bosschе erzählt, daß man in den Kriegen, welche die Genter gegen Kaiser Friedrich den Dritten führten, als dieser in Evergem, einem Orte bei Gent, lag, häufig in des Kaisers Heere Leute gesehen habe, die von Natur nur Ein Auge hatten, und dieß befand sich auf der Stirne. Auch waren sie stärker als andere Menschen und wurden von den Gentern Spiegelers geheißen. Sie sind meist alle ins Wasser geschossen worden und hat man oft sagen hören, es wäre ein Jammer, daß man sie nicht gefangen und bewahrt hätte um ihrer Wunderlichkeit willen.

127.

Schloß Couvin.

Le delices du pays de Liège. II, p. 295. 296.
De Reiffenberg, Archives historiques. VI, p. 34.

Eine Stunde von Marienburg, vier Stunden von Charlemont, Sinet und Philippeville, liegt ein Dorf, das heißet Couvin. Ehemals erhob sich daselbst eine feste

Stadt mit einem ſtarken Schloſſe. Von dem letzten geht folgende Sage.

Johann, Graf von Renty und Seneghem, der Gemahl Margarethens von Craon, Frau von Thou, war von Karl dem Kühnen zum erſten Grafen von Chimay ernannt und mit der Verwaltung von Luxemburg beauftragt worden; nebſt dem führte er noch den Titel eines Groß-Balliv von Hennegau. Gewöhnlich nannte man ihn den Grafen mit den Stiefelchen, denn er trug meiſt nur kurze Stiefeln, wenn er ſeinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, nachging; er pflegte auch derſelben mit einem ſolchen Eifer, daß er es nicht ſcheute, ſelbſt auf fremden Boden das Wild zu verfolgen.

Deß letztern waren mehre Bürger von Couvin aber ſehr unzufrieden; ſie lauerten dem Grafen auf, nahmen ihn gefangen und führten ihn mit verbundenen Augen links und rechts herum und endlich auf einen der Thürme ihrer Burg, ohne daß Graf Johann wußte, wo man ihn hingebracht hatte. Auf dieſem Thurme ſaß er ſieben volle Jahre bei ſpärlicher Nahrung, und er würde auf demſelben geſtorben ſein, wäre er nicht auf eine faſt wunderbare Weiſe gerettet worden.

Ein Hirte nämlich, der in der Gegend des Schloſſes ſeine Heerde weidete, vertrieb ſich eines Tages die Zeit damit, mit dem Bogen nach dem engen Luftloche zu ſchießen, welches das einzige Fenſter der Kammer bildete, wo der Graf eingeſperrt war. Nach langem und vergeblichem Mühen haftete der Pfeil in der Maueröffnung und der Hirte kletterte den Felſen hinan, um das Geſchoß wiederzuholen. Kaum hatte er jedoch die Hand darnach ausgeſtreckt, als er ſich feſtgehalten fühlte. Der arme Knabe ſchrie in ſeinem Schrecken aus vollem Halſe, aber der Graf beruhigte ihn bald und fragte ihn, wie das Schloß heiße. Der Hirte nannte den Namen und der

Graf brachte ihn durch viele Verſprechungen bald dahin, daß er ihm ſeinen Vater ſchickte mit einigem Schreibzeuge. Der Alte, Jan Baſſelaire genannt, hörte mit Erſtaunen die Erzählung ſeines Sohnes und ging alsbald mit ihm nach dem Mauerloche, wo der Graf einen Brief an ſeine Frau, die ſchon erwähnte Margarethe von Craon, ſchrieb und ihr ſein arges Schickſal mittheilte. Die gute Gräfin hatte ihren Mann längſt im Grabe geglaubt; um deſto freudiger verſammelte ſie nun ihre Vaſallen und zog hin, das Städtchen Couvin zu belagern. Die Einwohner waren aufs höchſte verwundert, eine feindliche Armee vor ihren Thoren zu ſehen, denn ſie wußten nichts von der Gefangenſchaft des Grafen, indem die wenigen Bürger, welche ihn in den Thurm geſchloſſen hatten, dieß aufs ſtrengſte geheim gehalten hatten. Sie ſandten alsbald einen Herold in das Lager der Gräfin, und als ſie dort die Urſache des Ganzen erfuhren, eilten ſie aufs Schloß und ſetzten den Grafen zur Stunde in Freiheit.

Johann war durch das lange elende Kerkerleben ſo entſtellt, daß keiner der Seinen ihn wiedererkannte, und ſeine Kleider fielen verfault und in Fetzen von ſeinem Leibe.

Zum Entgelt ließ er am ſelben Tage noch das Schloß niederſchießen und er ſprach: „Du haſt mich gehabt, aber du ſollſt mich nicht mehr haben.“ **(Tu m'as couvert [Couvin], mais tu me ne couvriras plus.)**

128.

Trazegnies.

Mündlich.

Vor alten Zeiten lebte ein Edelherr, deſſen Namen man nicht mehr kennt; der hatte eine Frau, und die war geſegneten Leibes. Als ſie einſtmals zur Kirche gehen

wollte, trat eine Bettlerin zu ihr und bat sie um ein Almosen. Sie schlug das der armen Frau mit rauhen Worten ab, und diese erzürnte darob also, daß sie rief: „So müsset denn also viele Kinder gebären, als jenes Schwein dort Junge hat.“ Der Jungen waren aber dreizehn.

Als die Zeit der Geburt nun da war, da wurde die Edelfrau von dreizehn Knaben entbunden, die alle einander auf ein Haar glichen. Als das geschehen war, da rief sie die Wehmutter und sprach zu der: „Nun gehet und traget zwölf der Knaben in den Wald und tödtet sie dort; den dreizehnten aber lasset hier.“ Also that die Wehmutter und nahm die zwölf Knaben in ihre Schürze und trug sie in den Wald. Da begegnete ihr der Edelherr und fragte, was sie in der Schürze hätte, und die Frau sank bestürzt zu seinen Füßen und bekannte ihm alles. Da befahl er ihr, ihm zu folgen, und er brachte die Kinder zu einem Bauersmanne, und der zog sie auf. Die Edelfrau wußte aber nichts davon, denn ihr Mann hatte der Wehmutter das strengste Schweigen geboten und ihr gedroht, daß er, im Falle sie dieß bräche, ihr das Leben nähme.

So wuchsen die Kinder nun auf und wurden älter, und der Edelherr ließ den Zwölfen immer dieselben Kleider machen, welche der Dreizehnte trug. Als sie nun zehn Jahre zählten, da veranstaltete die Schloßherrin ein großes Fest zur Feier des Geburtstages ihres Sohnes und lud dazu viele Freunde von nahe und ferne ein, und ließ dem Knaben neue Kleider machen, die waren so reich, wie man es nur wünschen konnte. Der Edelherr ließ aber alsbald den übrigen Zwölfen ganz gleiche Kleider machen, und als das Fest im Gange war, da brachte er sie in den Saal und schickte den Dreizehnten zu ihnen, und da hätte kein Mensch in der Welt ein so gutes Auge

gehabt, daß er ihn unter seinen Brüdern herausgefunden hätte. Dann sprach er zu seiner Frau: „Liebe Frau, wo ist euer Sohn?“ Als nun die Edelfrau umschauen wollte, ihn zu suchen, da erschrak sie höchlich, als sie alle die Kinder sah, und sagte, sie könnte ihn nicht finden. Der Edelherr aber sprach: „Sehet, Frau, das sind alles eure Söhne, einer wie der andere, und zwölf davon habet ihr ermorden wollen.“ Und ob dem Worte fiel die Frau ihrem Gemahle zu Füßen und bekannte ihm alles.

Als der König davon hörte, gab er dem Herrn ein Wappen und befahl ihm, daß er und seine Familie von da an Treizenés heißen sollten, welches zu deutsch dreizehn Söhne ist. Und der Herr fügte dem Wappen als Wahlspruch sechs Worte bei, die er ehedem zu der Wehmutter im Walde gesprochen hatte, und die hießen: „Tant que je vivrais, je maintiendrais.“

Dieß alles steht noch heutzutage im Schlosse Trazegnies gemalt, wo es jeder sehen kann.

129.

Die Zwillinge auf dem Helme der Markgrafen von Trazegnies.

Histoire veritable de Gil-Lion de Trazegnies. Brux. 1703. 12.
Le roman du très noble chevalier Gillion de Trasignies, traduit en françois d'après l'original italien de l'abbaye de l'Olive. 4. Aus dem 15. Jahrh.
O. L. B. Wolf, Fragmens du roman de Gilion de Trazegnies, wiederholt in Le livre de Baudoin ed. Serrure et Voisin.
Msc. des Schlosses Trazegnies, ausgezogen von dem Grafen von St. Genois in seinen Droits primitifs, p. XCI.
De Reiffenberg, Nouvelles archives histor. T. VI. p. 312.

Gillion, Herr von Trazegnies und Silly, heirathete Maria, die Tochter des Grafen von Ostrebant, welche an dem Hofe des Grafen Balduin von Hennegau erzogen

worden war. Balduin, seine Gemahlin und viele Baronen und Ritter wohnten dem Feste bei, nach dessen Beendigung die jungen Gatten sich auf ihr Schloß Trazegnies zurückzogen. Gillion, der nicht abwarten konnte, bis er einen Erben hatte, that bald nachher das Gelübde, im Falle seine Frau gesegneten Leibes werden solle, nach dem heiligen Lande zu pilgern. Die Dame von Trazegnies sah sich in der That bald guter Hoffnung, und Gillion gedachte auch treulich seines Gelübdes; aber er hatte zu dessen Vollendung die Einwilligung des Grafen Guido von Hennegau nöthig, und er fürchtete mit Recht, dieselbe nicht gar leicht zu erhalten.

Um derselben desto sicherer zu sein, lud er den Grafen durch folgenden Brief ein, einige Tage auf dem Schlosse Trazegnies zu verbringen. „Sire", schrieb er, „ich bitte euch demüthig, daß es euch gefallen möge, einmal auf das Schloß Trazegnies zu kommen und meine neue Wohnung zu beschauen." Darauf antwortete ihm der Graf: „Herr von Trazegnies, eure Bitte sei euch gestattet, denn es wurde uns gesagt, daß es in der Gegend eures Schlosses große Wälder mit mächtigen Hirschen gäbe, welche wir dann nach Lust und Liebe fangen können."

Der Graf von Hennegau langte bald auf Trazegnies an, geleitet von seiner Gemahlin, den Herren von Havrech, Antoing, Enghien, Ligne, Bossut, Hamaide und vielen andern Rittern. Die vier ersten Tage waren ganz der Jagd geweiht; am fünften aber rückte der Herr von Trazegnies mit seiner Bitte heraus; er eröffnete dem Grafen, welches Gelübde er gethan habe, und bat ihn inständig um Erlaubniß, dasselbe erfüllen zu dürfen. Damit war der Graf inzwischen nicht ganz einverstanden, und Gillion konnte erst nach langem Zureden die gewünschte Einwilligung seines Herrn erlangen. Freudig

machte er sich alsdann auf den Weg und reiste über Rom nach Neapel, wo er sich mit einigen Kaufleuten nach Jaffa einschiffte und dann die Pilgerfahrt auf dem Rücken eines Maulthieres bis Jerusalem fortsetzte. Nachdem er in feurigem Gebete dem Himmel am Grabe Jesu gedankt hatte, kehrte er nach Jaffa zurück, wo ein Schiff ihn erwartete; aber auf dem Wege wurde die Truppe, mit welcher er reiste, von den Sarazenen angefallen; alle seine Gefährten blieben und er selbst dankte sein Leben nur seiner kräftigen Gegenwehr; er wurde jedoch gefangen und zu dem Sultane gebracht.

Während seiner Abwesenheit war seine Frau zweier Kinder genesen; der eine dieser Zwillinge wurde Johann, der andere Gerhard in der Taufe genannt. Es waren beide kräftige, schöne Jünglinge, und sie zeichneten sich vor all ihren Genossen in Handhabung der Waffen aus. Sobald ihr Alter es ihnen erlaubte, faßten sie den Entschluß, ihrem Vater nachzureisen, um zu erfahren, was aus ihm geworden wäre, und ob er noch lebe oder nicht.

Herrn Gillion hatte inzwischen ein falscher Ritter gemeldet, seine Frau sei gestorben, noch ehe sie ins Kindbett gekommen sei, und, nicht an der Wahrheit dieser Nachricht zweifelnd, hatte er die Tochter des Sultans, die schöne Graciane, geheirathet, ein Schritt, zu dem ihn Liebe und Dankbarkeit gleich mächtig trieben, denn Graciana hatte ihm von ihrem Vater die völligste Freiheit verschafft. Seine Söhne waren nicht glücklicher auf ihrer Reise, als er es einst gewesen; sie fielen gleichfalls in die Hände der Sarazenen und wurden gefangen vor den Sultan geführt, wo sie ihre Abentheuer erzählten und bald als Gillions Söhne erkannt, auf die unerwartetste Weise in die Arme ihres Vaters sanken. Dieser zauderte nun nicht mehr, nach Hennegau zurückzukehren, und trat einige Tage später mit Graciane und seinen

Söhnen die Reiſe an. Zu Rom wurde die ſchöne Sultanstochter getauft, und dabei entſagte ſie zugleich allen Rechten auf Gillion; dann ſetzten ſie alle ihren Weg nach Hauſe fort.

Mit großer Freude wurden die vier edeln Reiſenden von Frau Marien empfangen, welche, ferne von aller Eiferſucht, in ihres Mannes zweiter Gemahlin ihre herzlichſte Freundin begrüßte. Aber dieſe glückliche Freundſchaft ſollte nicht lange währen; kaum waren zwei Monate verfloſſen, als die ſchöne Graciane ſtarb, und Maria, untröſtlich über dieſen Verluſt, folgte ihr in kurzer Zeit. Der edle Herr von Trazegnies hatte ſich in eine Einöde bei Cambron zurückgezogen und lebte dort dem Dienſte Gottes, bis ein Ruf des Sultans, welcher von Feinden überfallen worden war, die alte Waffenluſt wieder in ihm erweckte und ihn von neuem nach Afrika trieb. Er nahm ſeinen zweiten Sohn Gerhard mit ſich; außerdem folgten ihm die Herren Balduin von Havrech, Karl von Jeumont, Bernhard von Ligne, Gerhard von Chimay, Gillion de Chin, Witaſſe von Berlaimont und viele andere. Er ſollte nicht wiederkehren von dieſem Zuge, der edle Ritter; unter den Mauern von Babylon erhielt er eine tödtliche Wunde und ruht nun, weit von den Frauen, die er ſo ſehr geliebt, in dem Lande Aſien.

Das iſt die Geſchichte von Herrn Gillion von Trazegnies.

130.

Herr von Falkenberg.

Mündlich.

X. van Haſſelt in „L'artiste, journal du progrès, revue des arts et de la littérature. 1835. p. 342.

Auf dem alten Schloſſe Falkenberg in dem Lande Limburg, da geht es um bei Nacht, und eine Stimme

ſchreit aus den Ruinen: „Mörder! Mörder!“ und ſie ruft dieß gegen Norden und Süden und Oſten und Weſten. Und vor dem Rufenden her gehen zwei kleine Flämmchen, und die begleiten ihn, wohin er ſich auch wenden mag. Und dieſe Stimme ruft ſchon alſo ſeit ſechs Jahrhunderten, und eben ſo lange irren ſchon die kleinen Flämmchen.

Vor ſechshundert Jahren nämlich ſtand das ſchöne Schloß noch in ſeinem vollſten Glanze da, und es wohnten daſelbſt zwei Brüder aus dem edeln Geſchlechte Falkenberg, und die hießen Waleram und Reginald, und liebten beide die Tochter des Grafen von Cleve, Alix. Waleram war aber glücklicher in ſeinen Bewerbungen und gewann ſich die Liebe der Jungfrau; ſeine Mutter, wie der Vater Alixens gaben gerne ihre Einwilligung, und bald feierte man die Hochzeit in größtem Pomp und glänzendſter Pracht.

Reginald jedoch ſann auf ſchwarze Rache an ſeinem Bruder, wie an der Braut; und als das Feſtmahl geendet war und man die jungen Gatten zum Brautgemache führte, da eilte er vor und verſteckte ſich hinter dem Bette. Ihren ſüßen Träumen von Liebe und Glück ganz hingegeben, dachten die eben Vereinten nicht an den grimmen Bruder; doch hatten ſie kaum das Brautbett beſtiegen, als Reginald hervorſtürzte und zuerſt in Walerams und darauf auch in Alixens Bruſt ſeinen Dolch ſtieß. Waleram griff mit der Rechten nach der ſchäumend blutenden Wunde, dann nach dem Mörder, deſſen Geſicht er faßte; aber die Kräfte verſagten ihm ſchon, er ſank leblos zurück. Reginald entfloh, nachdem er noch eine Locke von dem Haupte der unglücklichen Braut geſchnitten hatte.

Am andern Tage war große Trauer auf dem Schloſſe Falkenberg, denn jedermann liebte Waleram wegen ſeines

milden und gütigen Herzens, und Alix, deren Seele so schön war, wie ihr Leib. Keiner zweifelte, daß Reginald der Mörder sei, und nach allen Seiten hin wurden Knechte ausgeschickt, ihn zu fangen; aber er war nicht mehr zu finden.

Zu dieser Zeit wohnte in einem Walde in der Gegend von Falkenberg ein frommer Einsiedel, der Tag und Nacht im Gebete an dem Altare einer kleinen Kapelle lag, welche sich neben seiner Klause erhob. Es war schon beinahe Mitternacht, als noch jemand an der Thüre der Kapelle klopfte und im Namen des Himmels Einlaß begehrte. Der Einsiedel erhob sich von der Betbank und öffnete und erkannte Reginald, der ihm alsbald unter bittern Thränen zu Füßen stürzte und ihn bat, seine Beichte zu hören. Der Einsiedel hob ihn auf und führte ihn zu einem Stuhle, und Reginald bekannte ihm alles und zeigte ihm als Wahrzeichen eine blutige Hand, die auf seinem Gesichte abgemalt war, und die er mit keinem Wasser hatte abwaschen können. Als der Mann Gottes alles vernommen hatte, sprach er schaudernd: „Es ist mir nicht gegeben, von also großer Sünde zu entbinden. Verweilet aber mit mir die Nacht hindurch im Gebete, vielleicht gibt Gott mir alsdann zu erkennen, was ihr thun sollt, um Vergebung bei ihm zu finden.“ Und mit den Worten kniete er am Altare nieder, und Reginald kniete neben ihm und sie beteten.

Und als der Morgen dämmerte, da erhob sich der Einsiedel und sprach: „Solches hat der Himmel mir eingegeben. Ihr sollt als ein demüthiger und frommer Pilger von hier wallen und immer gegen Norden gehen, bis ihr keine Erde mehr unter den Füßen habt. Dort wird euch ein Zeichen das Weitere melden.“ Reginald antwortete: „Amen“, begehrte noch des heiligen Mannes Segen und trat zur Gotteslampe, an der er die Locke

Alirens verbrannte, wie es der Einſiedel ihm befohlen. Dann verließ er die Kapelle und wanderte als Pilger weiter und immer weiter und ſtets gegen Norden. Und mit ihm gingen zwei Geſtalten, eine weiße zu ſeiner Rechten und eine ſchwarze zu ſeiner Linken. Und die ſchwarze flüſterte ihm viel von ſeiner Jugend und den Freuden der Welt ins Ohr, während die weiße ihn zur Buße und Fortſetzung ſeines Weges ermahnte und ihm die ewigen Freuden der Seligen vor die Seele ſtellte.

So war er ſchon manchen Tag und manche Woche und manchen Monat gewandert, als er eines Morgens keine Erde mehr unter ſeinen Füßen fand und das weite Weltmeer vor ſich ſah. Zu gleicher Zeit nahte ein Nachen dem Geſtade, und ein Mann, der darinnen ſaß, winkte ihm und ſprach: „Wir erwarten dich.“ Da erkannte Reginald, daß dieſes das Zeichen war, und er ſtieg in den Nachen und die zwei Geſtalten mit ihm, und ſie fuhren zu einem großen Schiffe mit vollen Segeln. Und als ſie auf dem Schiffe waren, verſchwand der Mann, und das Schiff fuhr weg, und er ging mit ſeinen beiden Begleitern in den unteren Raum. Da ſtand eine Tafel und Stühle, und an der Tafel ließen ſich die beiden nieder, und der Schwarze zog ein paar beinerne Würfel hervor und ſie begannen zu ſpielen um die Seele Reginalds.

Sechs Jahrhunderte fährt ſchon das Schiff ohne Steuermann und ohne Ruder, und eben ſo lange ſpielen die beiden ſchon um Reginalds Seele; ſie hören auch nicht auf mit dem Spiele bis zum jüngſten Tage. Schiffer, die auf der Nordſee fahren, begegnen oft dem hölliſchen Fahrzeuge.

131.

Margarethchen von Limburg.

Flämiſches Volkslied.
Auszug aus der Pfälz. Urſchrift Nr. 87 bei Mone, Anzeiger 1835. S. 164 ff.

Herzog Otſen von Limburg ritt eines Tages auf die Jagd mit vielen Jägern und Hunden, und Margarethchen, ſeine Tochter, folgte ihm, worüber ihre Mutter gar ſehr ſich betrübte, denn es ahnte ihr Schlimmes in ihrem Herzen. In dem Walde angekommen, ſah der Herzog einen ſchönen großen Hirſch und ſprach zu Margarethchen: „Warte hier an dem Bache; den Hirſch müſſen wir fangen, und dann kehren wir zurück.“ Der Herzog verirrte ſich aber mit ſeinen Jägern, und ſie ſuchten die Jungfrau und fanden ſie nicht, worüber ſie großes Leid hatten. Auch Margarethchen war voll Weh und Angſt, denn der Abend nahte bereits und ſie fürchtete in die Hände von Räubern oder in die Zähne wilder Thiere zu fallen. Unter vielen Thränen kletterte ſie auf einen Baum, um auf den Zweigen ſich zu betten. Da kam ein Kaufmann hergegangen, den Freibeuter beraubt hatten, und der weinte bitterlich um Frau und Kind. Als er Margarethchen auf dem Baume ſah, da fühlte er ſich getröſtet, einen Menſchen doch in dem Walde zu finden, dem er ſein Leid klagen könne, und er bat ſie niederzuſteigen und erzählte ihr von ſeinem Mißgeſchicke; Margarethchen that deßgleichen, und beide gelobten ſich, nicht von einander zu ſcheiden, bis einer von ihnen ſein Haus wieder erreicht habe. Alsdann zogen ſie weiter in dem Walde fort und kamen an ein Kapellchen. Darin hausten Räuber; aber die waren nicht dort, ſondern auf den Raub ausgezogen und hatten eine reichlich mit Speiſen beſetzte Tafel zurückgelaſſen. Das war den

beiden Reisenden ganz willkommen, denn sie hatten in drei Tagen nichts gegessen, und sie labten und stärkten sich vollauf.

Als sie kaum fertig damit waren, fuhr ein stattlicher Wagen mit schönen Pferden bespannt heran, und viele Diener sprangen in die Kapelle hinein und riefen freudig: „O, so haben wir doch endlich Margarethchen wiedergefunden; kommet, edle Jungfrau, und sitzet mit dem Manne in euren Wagen.“ Solches thaten beide, denn der Wagen, wie die Pferde und die Diener schienen Margarethchen bekannt. Es war aber nichts als ein nichtiger Teufelsspuk, und der böse Feind wollte die beiden dadurch in noch größeres Leid bringen. Denn eben saßen sie in dem Wagen, als sie in tiefen Schlaf sanken, und so führte der Böse sie über zweihundert Meilen von dannen, und als sie endlich erwachten, da fanden sie sich ferne von allen Menschen in einer andern Wildniß wieder. Margarethchen war untröstlich darob, aber der Kaufmann sprach ihr Muth zu und hieß sie auf Gott vertrauen, der werde ihnen sicherlich helfen. Alsdann wanderten beide getrost weiter und irrten herum vier Tage lang.

Am vierten Tage sahen sie von ferne ein großes und prächtiges Schloß glänzen und sie zogen mit Freuden darauf zu. Am Thore hörten sie fröhliche Musik und sahen durch die Fenster, wie man in den Zimmern sprang und tanzte. Sie klopften an, und der Pförtner öffnete ihnen und fragte, was sie begehrten. Da sprach Margarethchen: „Nur ein wenig Essen und Trinken.“ Da schien der Pförtner sie zu erkennen, denn er sprach: „Seid ihr' nicht des Herzogs Tochter von Limburg? O, dann kommt doch schnell herein, denn euer Vater ist hier und in großer Sorge um euch.“ Darob war Margarethchen hoch erfreut und sie eilte schnell in den Saal, und da fand sie ihren Vater, wie sie meinte, und der

rief den Burgherrn und sprach zu ihm: „Zeiget doch meiner Tochter euer Gold und eure Diamanten.“ Das that der Burgherr und er sprach dazu: „Dieß alles ist euer, schöne Jungfrau, wenn ihr meine Frau werden wollt.“ Darauf antwortete sie: „Ach, lieber Junker, wie sollte dieß werden; ich sehe, ihr seid doch zu reich für mich.“

Als sie solches gesprochen hatte, kam ein Diener und lud sie ein zur Tafel, wo ihr Vater mit den anderen Herren sie erwarte, wie er sagte. Sie und der Kaufmann folgten der Einladung gerne und gingen in den Saal, und als die Gäste sie schauten, riefen sie alle: „Aha, seid willkommen und setzet euch nieder und esset und trinket lustig.“ Da sprach die Jungfrau: „Lasset uns zuvor Gott danken für die guten Gaben, welche er uns hier beschеert hat.“ Der Burgherr erwiederte: „Ei, das ist nicht nöthig, da nehmt den Becher mit Wein und lasset ihn umgehen.“ Darauf antwortete der Kaufmann: „Herr, lasset uns die fromme Sitte beibehalten, wie wir sie von unsern Altvordern überkommen haben“, und zu gleicher Zeit betete er mit Margarethchen: „Vater unser, der du bist im Himmel.“ In demselben Augenblicke aber verschwand das Schloß mit den Gästen, und die Betenden sahen ein, daß sie abermals ein Spiel des Satans gewesen waren. Sie hatten aber einen so großen Schreck gehabt, daß sie ohnmächtig auf die Erde fielen. Als sie sich wieder erholten, faßten sie Muth und gingen weiter, bis sie ans Gestade der See kamen. Da sprach der Kaufmann: „Ich sehe hinten in der Ferne die Klause eines Einsiedels; wartet hier ein wenig, edle Jungfrau, ich will den heiligen Mann fragen, wie das Land heißt, wo wir sind.“ Mit den Worten ging er weg und auf die Klause zu. Während dessen aber gewahrte Margarethchen ein Schiff, welches langsam ans Land fuhr.

Als es daselbst fest lag, kamen die Schiffer heraus und auf Margarethchen zu und fragten: was sie so allein herumirre? Die Jungfrau erzählte ihnen alles, und die Männer luden sie ein, an Bord zu kommen; sie wollten dann des Kaufmanns warten und beide wieder in das Land Limburg zurückführen. Als sie aber im Schiffe war, da segelten sie fort und achteten nicht des Kaufmanns, welcher am Ufer schrie, sie sollten auch ihn einnehmen; sie fuhren weiter und weiter bis an die Stadt Athen. Dort angekommen, begehrte der Graf von Athen die schöne Jungfrau als Zoll, und sie blieb bei demselben mehr denn zwei Jahre.

Der Graf hatte aber einen Sohn, der hieß Etzyter (Echites im hdschr. Romane), und der entbrannte in Liebe zu der edeln Margarethe. Das wollte die Gräfin, welche ein böses Weib war, nicht leiden und sie strafte den Jüngling mit bittern Worten und sandte ihn weg zu seinem Bruder. Etzyter ahnte jedoch Schlimmes und befahl die Geliebte einem treuen Diener des Grafen an und trug ihm auf, sobald ihr etwas überkomme, es ihm alsbald zu melden. Margarethchen war tief betrübt über die Abreise des jungen Helden, aber er küßte sie auf ihre rothe Wangen und tröstete sie, und dann schied er mit dem Versprechen, sie bald wieder zu sehen.

Als Etzyter fort war, entbot die alte Gräfin die Richter der Stadt und sprach zu ihnen, Margarethchen habe ihren Sohn bezaubert, darum sollten sie dieselbe verurtheilen und auf einem Scheiterhaufen zu Asche brennen. Die Richter erwiederten, das stünde nicht in ihrer Macht; man müsse die Jungfrau zuvor nach Recht und Gerechtigkeit verhören, und fände man sie dann schuldig, dann könne man sie mit gutem Gewissen verurtheilen. Davon wollte die Gräfin aber nichts hören und drohte den Richtern mit Entsetzung von ihrem Amte, wenn sie die

Jungfrau nicht verurtheilten, und das setzte dieselben in so große Furcht, daß sie am andern Morgen Margarethchen vor sich forderten und sie beschuldigten, sie habe die Gräfin in der Nacht mit einem Messer ermorden wollen. Da hatte die arme, schuldlose Jungfrau gut vertheidigen, nichts half ihr und sie wurde verurtheilt, am andern Morgen verbrannt zu werden.

Der treue Page hatte aber alles abgelauscht, und er ritt nun alsbald zu seinem Herrn Etzyter und meldete ihm, daß Margarethchen am folgenden Tage verbrannt werden solle. Darob erschrak der Held über die Maßen und er setzte sich zu Pferde und ritt nach Athen.

Der Morgen war inzwischen angekommen und der Henker führte die Jungfrau aus dem Kerker, worin man sie geworfen hatte, nach dem Richtplatze. Margarethchen seufzte und weinte bitterlich, daß ihr Geliebter so ferne sei, aber sie sah keine Rettung vor sich, und als sie an dem Scheiterhaufen angelangt war, da warf sie sich auf die Kniee nieder und sprach: „O Herr Jesus, empfange meine Seele in Gnaden; o himmlischer Vater, stehe mir bei, du weißt, daß ich unschuldig bin.“ Da schrie der falsche Richter: „Spute dich, Henker, und lege Feuer an, sie plaudert zu viel“; aber er hatte die Worte noch nicht aus dem Munde, als Etzyter herangeritten kam und mit seinem Schwerte wie wüthend um sich schlug. Der Held ritt gerade auf die Jungfrau hin und umfaßte sie mit beiden Armen und küßte sie auf Wangen und Mund und sprach: „O liebe und edle Jungfrau, stehet auf, und du, Henker, wirf den falschen Richter statt ihrer in das Feuer!“ Da bat Margarethe den Helden, daß er dem Richter vergebe, aber Etzyter wollte das nicht, sondern befahl, auch seine Mutter, das böse Weib, in das Feuer zu werfen. Da fiel die Jungfrau ihm zu Füßen und sprach: „O Geliebter, gedenke, daß

sie dich neun Monate lang unter dem Herzen trug und mit vielen Schmerzen dich gebar." Diese Bitten rührten den Helden und er vergab seiner Mutter.

Diese starb zu vieler Freude nicht lange nachher, und da trat Etzyter die Regierung des Landes Griechenland an und heirathete öffentlich und feierlich die schöne Margarethe, und es gab viele und große Feste dabei im ganzen Lande. Die beiden lieben Gatten lebten noch lange in Freude und Frieden zusammen und starben eines seligen Todes.

132.

Der Freitagmarktkeller zu Werwick.

Mündlich von F. Blieck.

Unter der großen Kirche von Werwick ist ein Keller, und in diesem sieht man eine Thüre, welche in einen zweiten führt, der unter dem Freitagmarkte herführt. Diese Thüre ist nun zugemauert, und über den Keller, welcher ehmals eine Freistätte war, geht folgende Sage.

Vor langer, langer Zeit war Werwick einmal belagert. Die Besatzung wehrte sich lange; als sie dieß nicht mehr vermochte, da machte sie einen Ausfall, wurde aber zurückgeschlagen und von den Feinden verfolgt. Es war ein Edelherr mit vielen andern Edeln, welche unter ihm standen, und weil sie wußten, daß der Keller in der Kirche eine Freistätte war, so wollten sie sich dahin retten. Dieß konnten sie aber nicht mehr, in der Kirche wurden sie schon gefangen genommen und geknebelt.

Der feindliche Anführer ließ nun die Geistlichen der Stadt zu sich entbieten und befahl ihnen, den Gefangenen ein Todtenamt zu halten. Dieß geschah, und die armen Edelleute standen dabei und mußten zusehen und dulden,

wie die Meſſe für ſie, gleichwie für Verſtorbene, geleſen, wie Weihwaſſer über ſie geſprengt und drei Schaufeln Erde auf ſie geworfen wurden. Als dieß alles geſchehen war, da mußten die Geiſtlichen einen Zug bilden, wie einen Leichenzug, und die Gefangenen wurden nach dem Keller geführt, der ein Aſyl war, und hineingeworfen und feſtgeſchloſſen an die Mauern. Dann bekamen ſie jeder ein Krüglein Waſſer und ein Brot, und der Eingang des Kellers wurde vermauert, wie ſehr ſie auch baten und flehten.

Bis heute noch iſt man nicht ſo kühn geweſen, die Thüre zu erbrechen. Auch ſpukt es in dem Keller häufig, und an einem Loche, welches von demſelben ausführt und am Waſſer mündet, hat man häufig Lichtchen und Thierköpfe in den fürchterlichſten Geſtalten geſehen.

Die Kinder gehen oft an die Fenſter des großen Kellers und rufen:

Baron, Baron,
Wilt gy my grypen,
Grypt my nou.

(Baron, Baron, willſt du mich greifen, greif mich nun!)

133.

Jan von Nivelle.

Feuilleton der Emancipation.

Johann von Nivelle-Montmorency, der Urgroßvater des unglücklichen Grafen Horn, der mit Egmont zu Brüſſel das Schaffot beſtieg, hatte mit Gudula Vilain von Gent einen Sohn gewonnen, den man Jan von Nivelle den Zweiten hieß. Dieſer beherbergte einſt auf ſeinem Schloſſe den hochberühmten Heinrich Cornelius Agrippa, welcher auf der Rückkehr von Löwen in Nivelle

abgestiegen war. Zum Danke für die Bewirthung schenkte der Gelehrte dem Schloßherrn einen schwarzen Hund, der übernatürliche Gaben hatte, und den viele mit Grund für einen argen Geist halten. Dieser Hund hatte einen geheimnißvollen Namen, der Herrn Jan allein bekannt war, und er hörte auch auf keinen andern Namen, man mochte ihm rufen, so viel man wollte.

134.

Jan von Nivelle.

Feuilleton der Emancipation.

Bouchard V., Herr von Montmorency, der Gemahl der schönen Laura von Hennegau, der Tochter Balduins IV., kam öfters nach Belgien und unter andern im Jahre 1156 auch einmal nach Nivelle, wo er der Aebtissin von Sankt Gertrud, als der Herrin der Stadt, einen Besuch machte. Die würdige und edle Frau empfing ihn in der Mitte der Stiftsdamen, welche bekannterweise Morgens geistliche und Abends weltliche Kleider trugen und nach Gefallen das Kloster verlassen konnten, um sich zu verehelichen. Eines der Fräulein gefiel Bouchard über die Maßen, er verführte sie bald nachher und sie gebar in Folge dessen einen Sohn, der Jan von Nivelle geheißen wurde. Als der groß und ein starker Ritter geworden war, schenkte sein Vater ihm ein kleines Erbtheil, und er zog umher und erwarb sich viel Dank auf manchem Turniere, und am Hofe Gottfrieds des Beherzten errang er eine schöne Jungfrau und führte dieselbe mit sich auf sein Schlößlein bei Nivelle.

Als er aber so dahin ritt, die Jungfrau hinter sich auf dem Pferde und seinen treuen Hund zur Seite, da begegnete ihm ein hoher, edler Ritter, und als dieser die

Jungfrau ſah, ſperrte er Jan von Nivelle den Weg und erbot ſich, mit ihm um die Dame zu kämpfen.

Jan fürchtete nicht, eine Lanze zu brechen, wenn es darauf ankam; hier aber kam ihm dieß nicht gelegen und er ſchlug dem fremden Ritter vor, das Ganze auf die Entſcheidung der Jungfrau ankommen zu laſſen; dieſe möge folgen, wem ſie wolle. Der Ritter ſtimmte ein und ſiehe, die Jungfrau ſprang vom Pferde Jans und ſetzte ſich zu dem Fremden. Jan ſetzte trübſinnig ſeinen Weg fort, denn nun blieb ihm nur noch ſein Hund. Als die Dame aber mit dem Fremden einige Schritte weit geritten war, bat ſie dieſen, auch den Hund von Jan zu fordern. Solches that der Ritter, und Jan antwortete: „Wie es der Jungfrau frei ſtand, zu folgen, wem ſie wollte, ſo möge das auch dem Hunde frei ſtehen.“ Deß mußte der Ritter ſich getröſten, und er lockte den Hund; aber der Hund war treuer, als die Jungfrau, und wich nicht von ſeinem Herrn. Darum ſagt man noch heute, wenn man von einem ſpricht, der auf kein Rufen hören oder kommen will: „Das iſt der Hund von Jan von Nivelle.“

135.

Foſtewert.

Schriftliche Mittheilung aus Utrecht.

Als die Inſel Foſetesland, welche ihren Namen von dem alten Frieſengotte Foſete, deſſen Tempel Wilibrord zerſtörte, trug, noch nicht den ſpätern Namen Heiligenland hatte, wollte man in der Gegend derſelben ein Kloſter bauen. Da man nun nicht wußte, welchen Namen man demſelben geben ſollte, beſchloß man, es nach dem erſten Worte zu heißen, welches man hören

würde. Zwei Mönche begaben sich also auf den Weg und trafen bald auf einen Bauer, der mit einem Bündel bepackt, fröhlich seines Weges ging. Da fragte einer der Mönche: „Wo wollet ihr hin, Freund?“ „Fostewert“, antwortete der Bauer, welches so viel bedeutet, als Fostewärts, oder nach Foste hin, denn die Leute waren noch gewöhnt an den Namen des Gottes.

Da gingen die Mönche zurück und kündeten die Sache ihren Obern, und also bekam das Kloster seinen Namen.

136.

Die Mutter des heiligen Ludger.

Altfridus in vita Sancti Ludgeri.
Van den Bergh, Nederl. Volksoverlever. en Godenler. S. 103.
Grimm, Deutsche Sagen. II.

Als das Christenthum schon begann, sich in Friesland auszubreiten, lebte daselbst ein Mann von ansehnlicher Herkunft, der hieß Tjadgrim und war zu Utrecht als Christ erzogen. Er hatte eine Frau mit Namen Liafburg und gewann später bei dieser zwei Söhne, Hildegrim und Ludger.

Als diese Liafburg geboren wurde, erzürnte die Großmutter derselben, eine Heidin, dermaßen (weil es kein Knabe war), daß sie ihren Sklaven befahl, das Kind den Göttern zum Opfer in einen Brunnen zu werfen. Die kleine Liafburg schlang aber ihr Aermchen um den Rand des Eimers und hielt sich daran fest. Eine Nachbarin sah das, eilte schnell hinzu und strich dem Kinde ein wenig Honig an den Mund, wodurch es zum Opfer untauglich wurde; denn bei den heidnischen Friesen war es verboten, ein Kind zu opfern, wenn es schon irdische Speise genossen hatte. Darauf überließen die Sklaven

der Nachbarin das Kind, um es heimlich zu erziehen. Dieſe gab ihm den Namen Liafburg und offenbarte das Ganze ſpäter auch der Mutter, die dann des Kindes ſo lange in der Stille pflegte, bis die böſe Großmutter geſtorben war.

137.

Ludger kommt nach Foſetesland.

L. Surii vitae Sanctorum. Martius. p. 256.

Ludger ſchiffte auf des Kaiſers Rath nach einer Inſel, die auf der Gränze lag zwiſchen dem Lande der Frieſen und dem der Dänen, und dieſe hieß Foſetesland nach dem Gotte Foſete, den die Heiden daſelbſt anbeteten. Als das Schifflein dem Ufer der Inſel nahte, nahm Ludger ein Kreuz in die Hand und ſang den ſechzigſten Pſalm. Da ſahen diejenigen, welche mit ihm im Schiffe waren, einen dichten Rauch von der Inſel aufſteigen und über derſelben ſich zuſammendrängen und alsdann verſchwinden. Und Ludger ſprach: „Wiſſet, meine Brüder, daß dieſes Satan war, den der Herr von der Inſel vertrieb.“ Und er trat freudig an das Ufer und predigte Jeſum und taufte die Neubekehrten in einer Quelle, die auf der Inſel ſprang. Des Foſete Heiligthum zerſtörte er und baute an deſſen Stelle chriſtliche Kirchen.

138.

Vedaſt verjagt den Teufel.

L. Surii vitae Sanctorum. Februarius. ed. col. 1617. p. 69.

Ein edler Franke, mit Namen Ocinus, hatte den König Clotar, den Sohn des Clodoraus, zum Mittag-

mahle geladen und daſſelbe mit groſsem Pompe zugerichtet. Auch Vedaſt, der heilige Biſchof, war dazu gebeten. Als dieſer in das Haus trat, ſegnete er nach gewohnter Weiſe alle mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Mehre Pokale, welche mit Bier gefüllt auf dem Tiſche ſtanden, waren aber in heidniſchem Irrthume mit teufliſchen Zauberſängen beſchworen; dieſe ſtürzten alsbald um vor dem Zeichen des Kreuzes, und das Bier, welches darin war, lief auf die Erde. Da fragte der König mit den Edeln erſchrocken, welches die Urſache ſei dieſes Wunders, und Vedaſt erwiederte: „Zauberiſche Beſchwörung barg in dieſem Getränke teufliſche Macht; dieſe floh aber vor der Kraft des Kreuzes Chriſti unſichtbar zu derſelben Zeit, wo ihr das Getränke zur Erde fließen ſahet.“ Dieſes Wunder führte viele zum Heile.

139.

Sankt Vedaſt und der Bär.

L. Surii vitae Sanctorum. Februarius. p. 69.

Nachdem Sankt Vedaſt Biſchof von Artois geworden war, ſuchte er die Ruinen zerſtörter Kirchen auf, um dort wieder das Lob Gottes ertönen zu laſſen. So kam er eines Tages in einen Wald und fand dort die Trümmer einer ehemaligen Kirche, und ſeufzte ſchwer, als er ſah, wie der heilige Ort mit Koth und Unrath bedeckt war; und er ſprach: „O Herr, ſei eingedenk deiner groſsen Barmherzigkeit und ſchone unſerer Sünden; wir haben groß Unrecht gethan und ſchwer gegen dich gefehlt.“ Als er unter vielen Thränen alſo betete, da ſprang plötzlich ein Bär aus den Ruinen der Kirche hervor, und der Mann Gottes erzürnte und befahl dem Thiere, an einen andern Ort des Waldes ſich hin zu

begeben und nicht mehr zu wagen, an das dieſſeitige Ufer des nahen Baches zu kommen. Alſo that der Bär und kehrte nicht wieder.

140.

Sankt Gislen.

Vinchant, Annales p. 81.
G. J. de Bossu, Histoire de Saint Ghislain. p. 2 et suiv.
De Reiffenberg, Nouvelles archives histor. p. 192.

Sankt Gislen war ein Biſchof der Stadt Athen in Griechenland. Dieſe verließ er aber, um nach Rom zu wallfahrten, und dort erkannte er durch göttliche Offenbarung, daß er zu einem Prediger des Chriſtenthums in dem nordweſtlichen Europa beſtimmt ſei. Er reiste aus Italien weg und wandte ſich nach dem Hennegau. Daſelbſt kam er in einen großen Wald, und es erſchienen vor ihm ein Bär und ein Adler, welche ihn führten bis an das Ufer der Haine, und dort baute er ein Kloſter. In dieſem wurde ſeit der Zeit zum Andenken der wunderbaren Führung des heiligen Apoſtels ein Bär und ein Adler unterhalten. Die Väter Martene und Durand haben beide Thiere daſelbſt geſehen.

141.

Johannisäpfel.

Chapeavillus ad Harigerum. I, 72.
Joa. Molani natales Sanctorum Belgii.
De Reiffenberg, Nouvelles archives histor. p. 155.

Sankt Johann, zugenamt das Lamm, der den biſchöflichen Stuhl von Tongern im Jahre 631 beſtieg, war vorhin ein reicher Gutsherr und hatte auch eine

Sect. Rent Days. 4 & 5 Vict. c. 21. [1841.]

Sect. 2. Rent Days. And be it enacted, That all rents reserved or made payable on the twenty-fifth day of March or the twenty-ninth day of September, or on any day which shall be fixed by any Act of Parliament, Deed, or Writing as the day for the payment of any rent reserved or made payable on the twenty-fifth day of March or the twenty-ninth day of September, shall be deemed to be reserved or made payable on the twenty-fifth day of March or the twenty-ninth day of September, or on the day so fixed, as the case may be, in every year, and shall be apportionable in respect of time accordingly.

CAP. XXI.

An Act for the Relief of Insolvent Debtors.

[5th May 1841.]

Sect. 1. Insolvent Debtors. Whereas it is expedient that the Laws for the Relief of Insolvent Debtors should be amended: Be it therefore enacted by the Queen's most Excellent Majesty, by and with the Advice and Consent of the Lords Spiritual and Temporal, and Commons, in this present Parliament assembled, and by the Authority of the same, That from and after the passing of this Act it shall be lawful for any Person who shall be in Custody in any Prison in England for Debt, and who shall be desirous of taking the Benefit of this Act, to petition the Court for Relief of Insolvent Debtors, in the Form or to the Effect following; (that is to say,)

Einige ſagen, die Göttin habe nicht Diana, ſondern Delia geheißen, und davon habe das Flüßchen den Namen Dyle behalten.

143.

Der Fuß des heiligen Remaclus zu Spaa.

Mündlich.

Bei der Quelle Groesbeeck zu Spaa ſieht man das Zeichen eines Fußes in die Erde eingedrückt. Frauen, welche unfruchtbar ſind, halten eine neuntägige Andacht zu Ehren des heiligen Remaclus in der Kirche zu Spaa und trinken jeden Tag ein Glas Waſſer aus der genannten Quelle, während ſie einen Fuß in das erwähnte Zeichen ſetzen. Dieſes Zeichen ſchreibt ſich aber daher.

Sankt Remaclus, welcher in der Gegend von Spaa wohnte, ſchlief eines Tages über dem Gebete ein. Um ihn dafür zu ſtrafen, ließ Gott zu, daß einer ſeiner Füße in die Erde ſank, und dieſes Loch blieb auch ſeit der Zeit und konnte nicht ausgefüllt werden. Um aber die Reue, welche der Heilige ob ſeiner Sünde hatte, und die ſtrenge Buße, mit welcher er dieſelbe wieder gut zu machen ſuchte, zu belohnen, wurde dem Fußzeichen die wunderwirkende Kraft, durch welche es heute noch in Belgien berühmt iſt.

144.

Der Fuß des Pferdes des heiligen Capratius.

Mündlich.

Sankt Capraz war einmal von den grimmen Heiden hart bedrängt, er flüchtete auf ſeinem flinken Roſſe vor

Page 1 of 2 Next

Ode to Evening 1
Ode to Simplicity 3
Ode to Mercy 5
Ode to Pity 7
Ode to Fear 9
Ode to Liberty 11
Ode to the Passions 13
Ode to Peace 15
Ode to Fancy 17
Ode to Disappointment 19
Ode to Despair 21
Ode to Superstition 23
Ode to Wisdom 25
Ode to Science 27
Ode to Leisure 29
Ode to Independency 31
Ode to Content 33
Ode to Indolence 35
Ode to Idleness 37
Ode to Poverty 39
Ode to Affluence 41
Ode to Adversity 43
Ode to Prosperity 45
Ode to Obscurity 47
Ode to Retirement 49
Ode to Solitude 51
Ode to Contemplation 53
Ode to Melancholy 55
Ode to Cheerfulness 57
Ode to Mirth 59
Ode to Sympathy 61
Ode to Benevolence 63
Ode to Gratitude 65
Ode to Ingratitude 67
Ode to Revenge 69
Ode to Forgiveness 71
Ode to Repentance 73
Ode to Hope 75
Ode to Resignation 77
Ode to Patience 79
Ode to Fortitude 81
Ode to Temperance 83
Ode to Chastity 85
Ode to Modesty 87
Ode to Love 89
Ode to Friendship 91
Ode to Truth 93
Ode to Sincerity 95
Ode to Candour 97
Ode to Generosity 99
Ode to Hospitality 101
Ode to Charity 103
Ode to Humanity 105
Ode to Justice 107
Ode to Prudence 109
Ode to Diligence 111
Ode to Industry 113
Ode to Activity 115
Ode to Perseverance 117
Ode to Resolution 119
Ode to Courage 121
Ode to Magnanimity 123
Ode to Heroism 125
Ode to Glory 127
Ode to Ambition 129
Ode to Emulation 131
Ode to Praise 133
Ode to Flattery 135
Ode to Censure 137
Ode to Calumny 139
Ode to Envy 141
Ode to Jealousy 143
Ode to Anger 145
Ode to Hatred 147
Ode to Malice 149
Ode to Cruelty 151
Ode to Avarice 153
Ode to Prodigality 155
Ode to Luxury 157
Ode to Intemperance 159
Ode to Lust 161
Ode to Deceit 163
Ode to Hypocrisy 165
Ode to Perfidy 167
Ode to Treachery 169
Ode to Ingratitude 171
Ode to Impudence 173
Ode to Impertinence 175
Ode to Folly 177
Ode to Madness 179
Ode to Stupidity 181
Ode to Ignorance 183
Ode to Error 185
Ode to Infidelity 187
Ode to Atheism 189
Ode to Idolatry 191
Ode to Heresy 193
Ode to Persecution 195
Ode to Bigotry 197
Ode to Intolerance 199
Ode to Fanaticism 201
Ode to Enthusiasm 203
Ode to Superstition 205
Ode to Wisdom 207
Ode to Science 209
Ode to Leisure 211
Ode to Independency 213
Ode to Content 215
Ode to Indolence 217
Ode to Idleness 219
Ode to Poverty 221
Ode to Affluence 223
Ode to Adversity 225
Ode to Prosperity 227
Ode to Obscurity 229
Ode to Retirement 231
Ode to Solitude 233
Ode to Contemplation 235
Ode to Melancholy 237
Ode to Cheerfulness 239
Ode to Mirth 241
Ode to Sympathy 243
Ode to Benevolence 245
Ode to Gratitude 247
Ode to Ingratitude 249
Ode to Revenge 251
Ode to Forgiveness 253
Ode to Repentance 255
Ode to Hope 257
Ode to Resignation 259
Ode to Patience 261
Ode to Fortitude 263
Ode to Temperance 265
Ode to Chastity 267
Ode to Modesty 269
Ode to Love 271
Ode to Friendship 273
Ode to Truth 275
Ode to Sincerity 277
Ode to Candour 279
Ode to Generosity 281
Ode to Hospitality 283
Ode to Charity 285
Ode to Humanity 287
Ode to Justice 289
Ode to Prudence 291
Ode to Diligence 293
Ode to Industry 295
Ode to Activity 297
Ode to Perseverance 299
Ode to Resolution 301
Ode to Courage 303
Ode to Magnanimity 305
Ode to Heroism 307
Ode to Glory 309
Ode to Ambition 311
Ode to Emulation 313
Ode to Praise 315
Ode to Flattery 317
Ode to Censure 319
Ode to Calumny 321
Ode to Envy 323
Ode to Jealousy 325
Ode to Anger 327
Ode to Hatred 329
Ode to Malice 331
Ode to Cruelty 333
Ode to Avarice 335
Ode to Prodigality 337
Ode to Luxury 339
Ode to Intemperance 341
Ode to Lust 343
Ode to Deceit 345
Ode to Hypocrisy 347
Ode to Perfidy 349
Ode to Treachery 351
Ode to Ingratitude 353
Ode to Impudence 355
Ode to Impertinence 357
Ode to Folly 359
Ode to Madness 361
Ode to Stupidity 363
Ode to Ignorance 365
Ode to Error 367
Ode to Infidelity 369
Ode to Atheism 371
Ode to Idolatry 373
Ode to Heresy 375
Ode to Persecution 377
Ode to Bigotry 379
Ode to Intolerance 381
Ode to Fanaticism 383
Ode to Enthusiasm 385

146.

Der Fiſch der heiligen Aldegund.

L. Surii vitae Sanctorum. Col. Agr. 1617. fol. Januarius. p. 557.

Eines Tages brachte ein Fiſcher der heiligen Aldegund einen noch lebenden Fiſch. Die fromme Aebtiſſin wollte ihn zum Gebrauche für einkehrende Pilger aufbewahren und ließ ihn in eine nahe Quelle ſetzen. Da ſprang der Fiſch in dem Waſſer und ſprang ans Ufer und ſchlug zappelnd mit dem Schwanze. Alsbald flogen Raben aus der Nähe herbei, um ihn zu zerreißen und zu freſſen. In der Nähe weidete aber ein Böckchen; dieſes eilte ſchnell hinzu und kämpfte mit Hörnern und Klauen gegen die Raben an, ſo daß dieſe nicht wagten, dem Fiſche Leides zu thun. Solches ſahen die Schweſtern des Kloſters, ſie kamen hinzu und nahmen den Fiſch auf, und das Böckchen folgte ihnen ſo lange, bis ſie denſelben der heiligen Aldegund gebracht hatten.

147.

Das Kirchfeld zu Poucke.

Sanderus II, 43.
Ph. Blommaert im Kunſt- en Letter-Blad. 1842. S. 31.

Im Beginne des elften Jahrhunderts war die Kapelle von Poucke in einem ſehr verfallenen Zuſtande; darum beſchloſſen die Einwohner, ſie abzubrechen und an ihrer Stelle eine neue ſteinerne Kirche zu bauen. Schon waren alle Baumaterialien auf Ort und Stelle, als eines Morgens die Werkleute, auf den Bauplatz kommend, nichts mehr fanden; alles war verſchwunden: Kalk, Mörtel, Steine, Gerüſte, kurz alles. Man ſuchte lange, um es wiederzufinden; endlich fand man es in einem abgelegenen Felde, nahe bei der Burg, und gerade in derſelben

Ordnung, in welcher man es auf dem andern Bauplatze verlassen hatte.

Die Werkleute erkannten hierin die Hand Gottes und die Gemeinde auch, und man erbaute die Kirche da, wo man die Materialien wiedergefunden hatte. Die alte Kirchstelle wird aber noch heute das Kirchfeld geheißen.

148.

Der Mönch von Afflighem.

Hafligemium illustratum. (Msc. der wieder eingestellten Abtei Afflighem in Dendermonde) I, Fol. 61.
Prudenz van Duyse, Vaderlandsche Poezy. Gent 1840. I, S. 35 u. 202.

Gegen das Ende des elften Jahrhunderts trug sich in der Abtei von Afflighem eine überaus wunderbare Geschichte zu.

Man meldete nämlich eines Tages dem frommen Fulgentius, der dazumal Abt war, daß ein fremder Mönch von gar ehrwürdigem Ansehen am Thore angeklopft habe und eingelassen worden sei, und daß derselbe sage, er sei einer von den Brüdern des Klosters. Der Abt ließ ihn zu sich führen und fragte ihn, wer er sei und woher er komme, worauf der Mönch erwiederte, er habe am Morgen noch mit den andern Brüdern die Matutin in der Kirche gesungen. Als man zu dem Verse des neun und achtzigsten Psalmes gekommen sei, welcher heißt: „Tausend Jahre sind vor deinen Augen, wie der gestern vergangene Tag", da habe er lange darüber nachgedacht und noch im Chor gesessen, als alle andern schon heraus gewesen. Da sei ihm ein Vöglein erschienen, welches gar lieblich gesungen, und er sei dem Vöglein gefolgt, weil es ihn so sehr ergötzet, und ihm

in den Wald nachgegangen, und von da kehre er jetzt nach kleiner Weile zurück; er finde aber das Kloster so geändert, daß er es nicht wiedererkenne. Als nun Fulgentius ihn seines Abtes wegen fragte und auch nach dem Namen des Königes, welcher zu seiner Zeit regieret, und der Mönch über beide Auskunft gegeben, da fand man zu allergrößtem Erstaunen, daß die vor dreihundert Jahren gelebt hatten.

Der Mönch aber erschrak und sprach: „Ja wohl, nun sehe ich, daß tausend Jahre wie ein Tag sind vor dem Herrn", bat alsdann den Abt, daß er ihm die heiligen Sacramente spenden wollte, und starb nach deren Empfang eines gottseligen und erbauungsreichen Todes.

149.

Sankt Julian, der Schiffer.

Feuilleton der Emancipation. 1834. März.

Vor vielen hundert Jahren lebte im Lande von Saintonge ein junger und reicher Herr, dessen Name war Julian. Der hatte eine große Lust am edeln Waidwerke und wenig Freude am Gebet und frommen Uebungen.

Eines Tages verfolgte er auf der Jagd einen Hirsch und ritt ihm weit nach in den großen Wäldern. Als er ihn aber eben gefangen zu haben vermeinte, da stand das Thier plötzlich stille, wandte den Kopf um und sprach zu Julian mit vernehmlicher Stimme: „Halte an, Julian, und lasse ab, mich zu jagen. Denke vielmehr darauf, dein böses Geschicke zu wandeln, denn ich sage dir und erkläre es, mit deiner eigenen Hand wirst du deinen Vater tödten und deine Mutter."

Julian war vernichtet bei der gräßlichen Wahrsagung. Er wandte sein Pferd um und ritt nach Hause,

fest entschlossen, sein Vaterland zu fliehen und nimmer dahin zurückzukehren, um also dem Schicksale zu entgehen, welches nach den Worten des Hirsches über ihn verhängt war. Ohne seinen Aeltern ein Wort zu sagen, sonder nachzudenken, wovon er sich ernähren werde, ließ er das Roß gehen, wohin es wollte, bis es ermüdet nicht weiter konnte. Da er kein Geld hatte, verkaufte er es und erhandelte sich dafür eine Leier, mit der er fortzog, immer gerade aus, denn er strebte, nur recht ferne dem Vaterhause zu kommen. Die Lieder, welche er zu der Leier sang, erwarben ihm sein täglich Brot und er war zufrieden und glücklich, denn er dachte also die Wahrsagung unmöglich zu machen.

Ein Jahr schon war er umhergeirrt, als er eines Abends matt und krank an einem Schlosse in den Ardennen anlangte. Der Burgherr, der ein Mann von gar mildem Gemüthe war, nahm ihn freundlich auf und gebot seiner eigenen Tochter, welche Basilissa hieß, des armen Sängers zu pflegen; denn er liebte Spiel und Sang über die Maßen. Als aber das schöne Mädchen Julian den Becher zum Trunke brachte und ihn mit so zarter Sorge umgab, da wurde sein Herz von glühender Liebe ergriffen und er glaubte, im selben Augenblicke schon genesen zu sein. Wenn er jedoch wieder bedachte, daß er, nun ohne Namen und Rang, nie auf Basilissa's Hand würde Anspruch machen können, dann meinte er, das Herz im Leibe müßte ihm brechen. Er wußte lange nicht, was er machen sollte; endlich faßte er den Entschluß, sich von ihr zu trennen und seines Weges weiter zu gehen. Am dritten Tage nach seiner Ankunft trat er zu dem Burgherrn, um Abschied zu nehmen; aber der brave Rittersmann wollte das nicht gestatten, sondern bat ihn inständig, länger zu bleiben, und Basilissa that ein Gleiches, und Julian vermochte nicht zu widerstehen, er blieb.

Einige Tage nachher gab es auf der Burg große Feste und Julian ſang bei der Tafel und ſpielte ſo liebliche Weiſen, daß alle darob entzückt waren. Am folgenden Morgen fand ein glänzendes Stechſpiel ſtatt. Als Julian davon hörte, regte ſich die alte Luſt in ihm auf und er bat den Schloßherrn, auch eine Lanze brechen zu dürfen. Dieß wurde ihm zugeſtanden, und er hielt ſich alſo wacker, daß ihm der Preis vor allen zuerkannt wurde. Gleich tapfer focht er in einer bald folgenden Fehde ſeines Wirthes, und dieſer gewann ihn dadurch ſo lieb, daß er ihm ſeine einzige Tochter, die ſchöne Baſiliſſa, zur Ehe gab. Nicht lange nachher ſtarb ſein Schwiegervater, und er war Herr des Schloſſes und der ganzen Umgegend.

Das Andenken an die ſchreckliche Wahrſagung war ihm jedoch nicht aus dem Sinne gewichen. Wie heiß er ſich oft ſehnte, ſeine Aeltern wiederzuſehen, er wagte dennoch nie, ſich nach ihnen erkundigen zu laſſen, er fürchtete ſtets noch, die Worte des Hirſches möchten Wahrheit werden. Um ſich von dieſen Gedanken zu befreien, griff er wieder zu ſeiner alten Lieblingsbeſchäftigung, der Jagd.

Den Aeltern Julians war die Entfernung ihres einzigen Sohnes ein herber Stoß; ſie konnten nicht mehr froh werden und beſchloſſen endlich, ihn aufzuſuchen und nicht eher zurückzukehren, bis ſie ihn gefunden hätten. In Pilgerkleider gehüllt, begaben ſie ſich auf den Weg. Sie gingen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, überall nach dem Verlorenen fragend; aber kein Menſch vermochte ihnen etwas über Julian zu ſagen. So kamen ſie endlich auch in das Land Belgien. In dem Ardennerwalde verirrt, fragten ſie einen Bauer, ob er ihnen nicht ein Obdach wüßte, und der ſprach Ja und wies ſie nach der nächſtliegenden Burg, wo ſie matt

und enkräftet am Morgen anlangten. Die Burg war aber die ihres Sohnes. Sie klopften an und der Thorhüter ließ sie ein. Julian war schon seit Sonnenaufgang im Walde; darum weckten die Diener Basilissa, welche auch alsbald nahte und die beiden Alten freundlich empfing. Als diese sich in etwa gelabt, erzählten sie der Schloßherrin ihre Geschichte, und wie sie seit vier Jahren wanderten, ihren Sohn zu suchen. Basilissa erkannte alsbald die Aeltern ihres Gemahles, denn dieser hatte ihr oft von seiner Entfernung von Hause gesprochen, ohne jedoch ihr die Ursache derselben zu sagen. Erfreut, ihrem Manne eine so fröhliche Nachricht bringen und zugleich das ehrwürdige Paar so unerwartet überraschen zu können, schwieg sie, und ließ die beiden Greise in ihrem Bette sich niederlegen, um der Ruhe zu pflegen. Dann ging sie in Erwartung der Rückkehr Julians zur Kirche, um dort dem Himmel für das glückliche Ereigniß Dank zu sagen.

Julians Pferd hatte sich inzwischen auf der Jagd an einem Steine verwundet, und er selbst war somit genöthigt, zurückzukehren. Auf der Burg angekommen, eilte er sogleich nach seiner Schlafkammer, wo er seine Gattin noch zu finden hoffte. Da sah er in seinem Bette einen Mann neben einer Frau, welche Basilissa's Kleider trug; sein erster Gedanke war an Untreue; er griff wüthend nach seinem Schwerte und erstach die beiden Schläfer — konnte er ahnen, wie schrecklich er die alte Wahrsagung bewahrheitete?

Kaum hatte er die That vollbracht, als schon Reue darüber in ihm aufstieg. Verfolgt von dem Gewimmer und dem letzten Röcheln seiner Opfer, wollte er eben aus dem Schlosse fliehen, als die fromme Basilissa aus der Kirche kommend ihm entgegentrat. Julian starrte sie an, als traue er seinen Augen nicht; sie aber wollte ihn

fortziehen in ihr Schlafgemach, um ihm dort die Freude des Wiederfindens seiner Aeltern zu verschaffen; er hielt sie zurück und forderte nur Antwort auf die Frage, wer die Schläfer gewesen seien, die er dort gefunden. Da erzählte Basilissa ihm, was die lieben Alten ihr mitgetheilt, und er stürzte wie vom Donner gerührt nieder. Von schauriger Ahnung durchbebt, eilte die arme Frau in die Kammer, sie rüttelte an den beiden, aber sie rüttelte an Leichen, und mit einem Schrei des Entsetzens warf sie sich über das blutgeröthete Bette.

Erst nach langer Zeit kehrte Julians Besinnung zurück. Er ging zu seiner Frau, gestand ihr mit nassem Auge alles und kündete ihr nun auch die Prophezeiung des Hirsches. Dann sprach er: „Nun lebet wohl, meine herzliebe Frau, und betet für mich und verzeihet mir, denn ich gehe weg von hier, um meine Sünden zu büßen.“ Da fiel Basilissa ihm um den Hals und antwortete: „Nein, das sollet ihr nicht thun, mein lieber Gemahl; und wenn ihr es thun wollt und wegziehet von hier, dann wisset, daß ich euch begleiten werde, wohin ihr euch auch wendet.“ Also that sie auch und verließ am andern Morgen mit Julian die Burg, und sie gingen weithin, bis sie kamen an das Flüßchen, welches Dender heißet, und den Ort, wo gegenwärtig die Stadt Ath stehet. Da mußten die Pilgrimme, welche zu unserer lieben Frauen von Hall wallfahrteten, stets mit Lebensgefahr den Fluß durchwaten, denn es war keine Brücke daselbst. Darum faßte Julian den Entschluß, sich ein Häuslein am Ufer zu bauen und einen Nachen zu kaufen, mit dem er die Pilger übersetze; denn er hoffte, durch dieses fromme Werk Vergebung für seine große Sünde zu finden.

Sieben ganzer Jahre hatte er schon hinüber und herüber geschifft, als in einer finstern Regennacht, nach-

dem er eben müde sich mit Basilissa auf sein Strohlager gelegt, vom andern Ufer her eine klagende Stimme um Ueberfahrt bat. Julian erhob sich rasch, kleidete sich und wandte bald, trotz Sturm und Wetter, den Kahn nach der linken Seite des Flüßchens. Basilissa kniete neben ihm in dem leichten Fahrzeuge und betete, denn das Wasser war so wild aufgeregt durch den Sturm, daß sie jeden Augenblick zu versinken glaubten. Als sie zum andern Ufer kamen, fanden sie einen alten Pilger, der mit durchnäßten Kleidern an der Erde lag und kläglich stöhnte und jammerte. Alsbald warfen sie ihre Mäntel über ihn und trugen ihn in die Barke, die nun wieder abstieß und unaufhaltsam und ruhig der Hütte entgegenglitt, wie grausig die Wellen auch um sie aufschlugen, wie heulend der Wind sie auch umtobte. Am Ufer angelangt, befestigte Julian den Nachen, faßte dann mit Basilissa den Pilger auf und bettete ihn in der Hütte auf dem Strohlager, während sie selbst neben ihm auf der harten kalten Erde sich niederlegten, nachdem sie noch zuvor Feuer gemacht und den Alten mit warmer Milch gelabt hatten.

Plötzlich aber verbreitete sich ein lichter Glanz in der Hütte, der Pilger erhob sich, seine feuchten Kleider sanken und er stand da in göttlicher Hoheit und Herrlichkeit; es war der Herr Jesus selber — Julian und Basilissa sanken bebend auf ihre Kniee. Jesus aber sprach: „Du hast genug gebüßet, Julian; deine Sünde ist dir vergeben und ich erwarte dich und deine treue Frau.“ Und mit den Worten verschwand er.

Am andern Morgen fischten einige Umwohner in der Nähe; sie hörten wundersüße Weisen aus der Hütte tönen. Als sie näher traten und dieselbe öffneten, fanden sie die beiden Gatten knieend, todt, von himmlischem Lichte umleuchtet. Sie bestatteten sie mit Ehrerbietung.

Später geschahen viele Wunder an dem Grabe, und man baute an der Stelle, wo die Hütte einst stand, die jetzt noch dort sich erhebende schöne Kirche des gastfreundlichen heiligen Julian.

150.

Genoveva.

M. Emmich bei Marquard Freher, Origenes palatinae. Pars II.
Joa. Molani natales Sanctorum Belgii. 1595. 8.
Grimm, Deutsche Sagen. II.
La pleiade. 4. livraison. Paris 1841. p. 1 et suiv.
Niederdeutsches und hochdeutsches Volksbuch.
Flämische Volkslieder.
Französisches Volkslied.

In der Zeit, als Hydolf Erzbischof war zu Trier, unternahm man einen Zug gegen die Heiden. Es lebte aber in dem Pallaste zu Trier ein edler und gottesfürchtiger Pfalzgraf, Siegfried mit Namen, und der hatte zur Gemahlin Genoveva, die Tochter des Herzogs von Brabant, welche gar schön von Leib und der Mutter Maria gar ergeben war, so daß sie dieser und der Pflege der Armen alle Zeit widmete, welche sie sich nur abbrechen konnte.

Der Pfalzgraf Siegfried war eines eifersüchtigen Gemüthes und fürchtete, man möge in seiner Abwesenheit Genoveva verführen. Darum beschloß er, daß sie während der Zeit des Zuges gegen die Heiden auf dem Schlosse Simmern bei Meyen wohnen solle. Alsdann bereitete er sich zur Abreise, versammelte all seine Herren in dem Schlosse und ließ sie den auswählen, welchem er die Wahrung seiner lieben Frau am besten vertrauen könne. Unter diesen Herren war einer, der Golo hieß, und den liebte der Pfalzgraf vor allen andern wegen seiner Tapferkeit; diesen wählten die Herren auch als

Schirmer Genoveva's, und er mußte einen Eid schwören und wurde zum Oberaufseher des Schlosses ernannt.

In der folgenden Nacht schlief der Pfalzgraf bei seiner Gemahlin, und es geschah durch göttliche Zulassung, daß sie von ihm empfing. Am Morgen rief er Golo zu sich und sprach zu ihm: „Golo, siehe, wir vertrauen dir unsere vielgeliebte Frau und all unser Besitzthum, und vertrauen auf deine Treue." Bei diesen Worten wurde Genoveva von solchem Schmerze ergriffen, daß sie besinnungslos zur Erde stürzte. Der Pfalzgraf hob sie zärtlich auf und flehte also: „O heilige Jungfrau Maria, dir und keinem andern befehle ich meine vielgeliebte Frau, daß du sie schirmest und schützest." Alsdann umfaßte er sie unter vielen Thränen und küßte sie herzlich, denn sie liebten beide einander aufs innigste, und er nahm Abschied und zog weg.

Nicht lange nachher entbrannte der treulose Golo in Liebe gegen die Pfalzgräfin und wollte mit ihr sündigen. Er trat unter schmeichelnden und wollüstigen Worten zu ihr und sprach: „O meine Herrin, Gott weiß, daß ich vor übergroßer Liebe, welche ich zu euch hatte und habe, nichts mehr anzufangen weiß; darum bitte ich euch, daß ihr mir erlaubet, euer Bette zu theilen." Die gute Frau aber verabscheute ihn ob dieses Antrages und sprach, sie wolle lieber sterben, als ihrem lieben Gemahle untreu werden.

Inzwischen fühlte sie alle Tage mehr, daß sie gesegneten Leibes war, und dieses freute Golo, und eines andern Tages beschloß er, sie zu täuschen, und kam zu ihr mit Briefen, welche er selbst geschrieben hatte, und sprach: „Vielliebe Herrin, sehet, diese Briefe habe ich empfangen, und ich werde sie euch lesen, wenn ihr mir dazu Urlaub gebet." Genoveva entgegnete: „Leset sie", und er las, daß ihr Mann, der Pfalzgraf, mit dem

gangen Heere auf der Seer umgekommen sei. Da begann Genovefa bitter zu weinen und sie schlang ihre Hände in einander und bat also: „O du himmlische Jungfrau Maria, du meine einzige Zuflucht, blick, o blick gnädig auf mich nieder, dieweil ich gänzlich verwaist und verlassen bin!“ Und vor großem Schmerze schlief sie ein; da erschien ihr die Mutter Gottes mit großer Klarheit umgeben im Traume und sprach: „Tröste dich, meine Tochter, der Pfalzgraf lebt, aber einige der Seinen schlummern in Frieden.“ Gestärkt und erkräftigt erhob sich die fromme Pfalzgräfin, als Golo ihr abermals wahte und zu ihr sprach: „O Herrin, ihr habt auf den Briefen erkannt, daß unser Herr gestorben ist; auch meine Frau ist todt, und da der ganze Pallast unter meiner Herrschaft steht, so könntet ihr mich wohl zu eurem Gemahle annehmen.“ Und mit den Worten wollte er sie umarmen und küssen, aber Genovefa wertraute dem Beistande Maria's und schlug ihr, so hart sie konnte, mit der Faust ins Gesicht. Als er sich nun so sehr in seiner Meinung getäuscht sah, da ergrimmte er und entzog ihr all ihre Dienerinnen und Jungfrauen.

Inzwischen kam die Zeit der Geburt und Genovefa genaß eines gar schönen und lieblichen Knaben. Keiner wagte, die arme Wöchnerin zu besuchen oder sie zu trösten in ihren Schmerzen, nur eine alte böse Magd war um sie, und diese that ihr mehr Leid noch an, als sie hatte. Zu dieser Zeit kam ein Bote des Pfalzgrafen auf die Burg und kündete ihr solches: „Der Pfalzgraf, unser Herr, lebt, aber er hat die meisten seines Gefolges verloren.“ Alsbald fragte Genovefa den Boten: „Wo ist mein Gatte nun?“ und der Bote erwiderte: „Zu Straßburg.“

Darob wurde Genovefa mit großer Freude erfüllt, denn sie gedachte, nun am Ende ihrer Leiden zu sein,

und als Golo kam, da erzählte sie diesem alles wieder, was sie vernommen hatte. Das war aber ein Donnerschlag für Golo; er fürchtete zu sehr die Rache seines Herrn und schrie unter Thränen und in Verzweiflung: „Was soll aus mir werden? Was soll ich machen? Ich bin verloren."

Solches hörte ein altes Weib, welche am Fuße des Berges wohnte, auf dem das Schloß lag, und diese trat zu Golo und sprach: „Was fehlt euch, Herr? Warum trauert ihr? Sagt es mir, und folget ihr dann dem Rathe, den ich euch geben werde, dann wird die Gefahr bald vorüber sein, in welcher ihr schwebt." Darauf antwortete Golo: „Weißt du nicht, welche Anträge ich der Pfalzgräfin gemacht habe? Wenn ihr Gemahl zurückkehrt, dann ist der Tod mir sicher. Kannst du mir aber einen guten Rath geben, dann will ich dich überreichlich belohnen." Darauf sprach die Alte: „Das ist mein Rath: die Pfalzgräfin hat geboren; wer aber weiß, ob das Kind nicht des Koches oder eines andern ist?" Und mit den Worten setzte sie sich nieder und berechnete die Zeit von der Geburt an rückwärts, und fand, daß Genoveva gerade am Tage der Abreise ihres Gemahles empfangen hatte. Dann fuhr sie fort: „Wer kann das so genau wissen, da keiner dabei war? Gehet ihr ruhig zu dem Pfalzgrafen und saget ihr ihm, daß seine Frau von dem Koche ein Kind getragen und geboren habe. Dann wird er sie tödten lassen und ihr seid frei."

Dieser Rath gefiel Golo und er befolgte ihn treulich und ging zu dem Pfalzgrafen, dem er alles wiedersagte, was die Alte ihm gelehrt hatte. Da durchfuhr den edeln Herrn Siegfried tiefer Schmerz und er sprach unter schwerem Seufzen und vielen Klagen: „O heilige Gottesmutter, dir habe ich meine geliebte Gattin anvertraut; warum hast du sie fallen lassen in so schwere Sünde?

Ich weiß nicht, was ich beginnen soll; möchte Gott die Erde sich nur öffnen und mich verschlingen lassen, denn es ist besser, daß ich sterbe, als mit ihr lebe." Da sprach der treulose Golo: „Herr, ihr dürfet und könnet nicht bei einem solchen Weibe leben." Und der Pfalzgraf fragte: „Was soll ich denn aber thun?" Golo erwiederte: „Ich werde gehen und sie mit dem Kinde in einem See ertränken lassen." Deß war der Pfalzgraf zufrieden, und Golo eilte alsbald nach Hause zurück und rief seine Knechte und ging mit ihnen zu Genoveva und sprach: „Ergreifet sie und ihre Frucht und erfüllet an ihr unseres Herrn Befehl." Die Knechte fragten: „Was hat denn unser Herr befohlen?" und Golo antwortete: „Daß ihr sie tödten sollet." Da fragten die Knechte weiter: „Was haben sie denn Uebles gethan?" Das erzürnte Golo und er sprach: „Gehet und thuet, was unser Herr euch geboten hat; wo nicht, so müsset ihr sterben."

Betrübt gingen die Knechte weg und ergriffen ihre Herrin und führten sie in den Wald, und da sprach einer von ihnen: „Was können diese Schuldlosen denn verbrochen haben?" Und sie beredeten sich unter einander und ein anderer nahm das Wort und sprach: „Wir wissen alle nicht, warum man die Pfalzgräfin, unsere Herrin, und ihr Kind also behandelt und sie tödten will; sie ist keines Verbrechens schuldig. Darum lasset uns unsere Hände nicht mit ihrem Blute beflecken, sondern ihnen befehlen, daß sie hier bleiben; es ist dann besser, daß die wilden Thiere sie fressen, als daß wir uns mit so großer Sünde beladen." Da sprachen die andern: „Das ist wohl; wenn sie aber von hier weggehen und wieder zum Schlosse kommen?" Und der eine antwortete: „Unsere Herrin wird uns versprechen, das nicht zu thun, und bleiben." Und so geschah es auch. Alsdann beriethen

die Knechte sich, welches Zeichen sie Golo von ihrem Tode bringen sollten, und der eine sprach: „Ein Hund ist uns nachgefolgt, und Gott hat ihn sonder Zweifel uns gesandt. Lasset uns dessen Zunge ausschneiden und diese als Zeichen mitnehmen." Also thaten sie und brachten Golo des Hundes Zunge, und Golo lobte sie und freute sich in seinem Herzen.

Die arme Pfalzgräfin weinte inzwischen bittere Thränen in dem einsamen Walde und sie rief: „O mir Armen, die ich in Ueberfluß erzogen und nun von allem entblößt bin!" Das Knäblein war noch keine dreißig Tage alt und die gute Mutter konnte ihm keine Milch bieten; das ging ihr noch mehr zu Herzen, als alles; da wandte sich die von aller menschlichen Hülfe Beraubte vertrauensvoll an die heilige Jungfrau und sie betete: „O heilige Jungfrau und Mutter Maria, erhöre mich Sünderin und verlasse mich nicht, dieweil ich unschuldig bin des Verbrechens, dessen man mich zeiht. Ich weiß, daß nur du mit deinem lieben Sohne mir helfen und und mich ernähren kannst; o entreiße mich doch den Zähnen der grausamen Thiere." Und zur Stunde hörte Genoveva eine Stimme, welche sprach: „Meine süße Freundin, ich werde dich nicht verlassen." Weiter hörte sie diese Stimme nicht mehr, aber es kam durch Gottes Schickung eine Hirschkuh, und die warf sich zu den Füßen des Kindleins nieder, und die Mutter legte das Kind an die Zitzen des Thieres und es sog dessen Milch.

Sechs Jahre und drei Monate lebte die Pfalzgräfin in dem Walde, sich nährend von Kräutern, welche sie sich suchte, und sonder ander Obdach, als eine kleine Hütte, welche sie sich aus Holz und Reisig zusammengebaut hatte. Als die genannte Zeit verlaufen war, da geschah es, daß der Pfalzgraf Siegfried alle seine Ritter und Vasallen zusammenberief; denn er wollte ein feier-

liches Hoflager hatten; es war aber am Feste der Erscheinung des Herrn. Da der größte Theil der Geladenen schon am Vorabende sich eingefunden hatte, so beschloß Siegfried, zu ihrer Belustigung eine Jagd anzustellen, und alle zogen aus. Als aber die Jäger die Hunde kaum entkoppelt hatten, da erschien plötzlich die Hirschkuh, welche Genovefa's Kindlein gesäugt hatte, und die Hunde verfolgten sie mit Gebell und die Jäger mit lautem Geschrei. Der Pfalzgraf und die Seinen kamen so schnell nach, als sie konnten; Golo war eine Strecke hinter geblieben.

Als die Hirschkuh ihren Verfolgern nicht mehr zu entkommen wußte, da flüchtete sie in das Hüttchen Genovefa's und legte sich dort vor den Knaben nieder, wie sie stets zu thun gewohnt war. Die Hunde drangen ihr nach bis in die Hütte und wollten sie greifen, aber Genovefa nahm einen Stock und schlug auf die Hunde, so daß sie flohen. Inzwischen kam auch der Pfalzgraf herbei und erstaunte höchlich, als er das Wunder sah; er scheuchte die Hunde weg und sprach zu seiner Frau, welche er jedoch noch nicht erkannte: „Bist du denn ein Christenmensch?“ Und Genovefa erwiderte: „Ja, ich bin eine Christin; wie ihr sehet, bin ich entblößt von aller Kleidung, darum gebet mir euren Mantel, damit ich in etwa meine Scham decken kann.“ Das that der Pfalzgraf und er fragte sie weiter: „Wie vermagst du denn hier zu leben sonder Speise und Kleid?“ Da antwortete Genovefa: „Ich habe zwar kein Brot, doch nähren mich die Kräuter, welche in dem Walde wachsen; meine Kleider aber sind vor großem Alter verschlissen.“ — „Wie lange lebst du denn schon in dem Walde?“ fuhr Siegfried fort, und sie entgegnete: „Sechs Jahre und drei Monate.“ Da fiel des Pfalzgrafen Auge auf den Knaben und er fragte, wessen Sohn es sei, worauf

Genoveva erwiederte, es sei ihr Sohn. Das genügte aber Herrn Siegfried nicht und er wollte wissen, wer des Kindes Vater wäre; doch die edle Frau wagte das nicht zu sagen; sie sprach blos: „Das weiß Gott allein." — „So sage mir denn noch, wie du in diesen Wald gekommen bist und wie du heißest", fragte der Pfalzgraf, und sie antwortete: „Mein Name ist Genoveva." Das fiel Siegfried schwer auf die Seele und er dachte, ob es nicht seine Frau sei, mit welcher er rede; da nahm einer von ihren ehemaligen Kämmerlingen das Wort und sprach: „Bei Gott dem Allmächtigen, ich glaube, es ist unsere Herrin, welche wir lange schon todt glaubten; trägt sie eine Narbe im Gesichte, dann ist es gewiß." Da schauten alle zu und sahen die Narbe. „Dann müßte sie auch meinen Brautring tragen", fuhr der Pfalzgraf fort, und man suchte und fand auch den Ring, und zugleich sank Herr Siegfried an ihren Hals und küßte und herzte sie unter vielen Thränen und rief: „Ja, du bist meine liebe Frau, und das ist mein lieber Sohn!"

Als diese ersten Freudebezeigungen vorüber waren, erzählte Genoveva alles, was sich seit Herrn Siegfrieds Abreise zugetragen hatte, und der Pfalzgraf weinte und alle, die um ihn standen, weinten mit ihm. Da ritt endlich auch der treulose Golo herzu; kaum erschauten ihn aber die andern, als sie über ihn herstürzten und ihn tödten wollten, welches auch sicherlich geschehen wäre, hätte Herr Siegfried nicht gerufen: „Haltet ihn nur fest und wahret ihn, wir wollen noch über seine Strafe sinnen." Die Strafe war aber diese. Man suchte vier starke Ochsen, welche noch nicht den Pflug gezogen hatten, und spannte sie zwei an die Hände und zwei an die Füße Golo's, und dann trieb man sie jeden nach einer andern Seite, so daß der Körper des treulosen Ritters in vier Theile zerrissen ward.

Als dieß geschehen war, wollte der Pfalzgraf seine liebe Frau und sein Söhnchen mit sich nach Hause führen; doch Genovefa sprach: „Die heilige Jungfrau Maria hat mich und mein Kind allhier vor den wilden Thieren bewahret und mich selbst meinem Knäblchen ernähret und versorgt; ich werde darum diesen Ort nicht verlassen, bevor er zu ihrer Ehre geweiht und geheiligt ist.“ Da sandte der Pfalzgraf sogleich einen Boten an den Erzbischof Hidolf von Trier und entbot ihn zur Heiligung der Waldstelle. Und der fromme Prälat eilte alsbald herbei und freute sich sehr, als er von Genovefa's wunderbarer Erhaltung hörte, und am folgenden Tage, dem der Erscheinung des Herrn, weihte er den Ort zu Ehren der heiligen Mutter Maria. Nachdem dieß geschehen war, zogen alle auf das Schloß zurück, wo großer Jubel war über die Rückkehr der vielgeliebten Herrin.

An der Stelle, wo ihr Hüttchen gestanden, ließ Herr Siegfried auf ihre Bitte ein Kirchlein bauen. Sie nährte sich, wie vordem, nur mit Kräutern, denn andere Speise konnte sie nicht mehr essen. Lange aber lebte sie nicht mehr; sie starb schon am zweiten April desselben Jahres, und der Pfalzgraf ließ sie in dem Kirchlein begraben, welches er ihrem Wunsche zufolge gestiftet hatte. Erzbischof Hidolf weihte daselbst zur Ehre Mariens ein und verlieh dabei einen Ablaß von vierzig Tagen.

Manches haben sich viele Wunder bei dem Grabe der frommen Genovefa ereignet und man verehrte sie allgemein als eine mächtige Fürsprecherin bei Gott.

151.

Seliges Mecheln.

Grammaye, Machlinia.
Remmerus Valerius, Chronyke van Mecheln. S. 9.

Bei der Kuhpforte zu Mecheln liegt die Kapelle des heiligen Nicolas. Dieſe wurde um 1179 ſchändlich entweiht durch den Tod des heiligen Thomas von Cantorbery, welchen vier böſe Geſellen daſelbſt ermordeten. Die Strafe des Himmels folgte der grauſen That auf dem Fuße, denn alsbald ſahen ſich die Mörder des Geruches und Geſchmackes beraubt. Nach langer Buße fanden ſie den letztern, den Geſchmack nämlich, in Cöln wieder beim Koſten von Rheinwein; ihren Geruch erlangten ſie in Mecheln wieder bei friſchgebackenem Brote.

Drei dieſer Mörder waren Söhne eines ſichern Urſus oder Bär, darum heißt man ſie gewöhnlich alle vier die Bärenkinder.

Als der fromme Pabſt Alexander III. von dem Wunder hörte, rief er in heiliger Begeiſterung aus: „O heiliges Cöln! O ſeliges Mecheln!" Davon nennt ſich noch heute die Stadt Mecheln ſelig und Cöln ſich heilig.

152.

Der wiedergefundene Ring.

Caesarii heisterbac. Dial. mirac. dist. X, cap. 61.

Der Probſt Conrad von Sankt Severin in Cöln war zugleich Probſt in Xanthen. Als er eines Tages nach der letztern Stadt hinſchiffte und die Hände neben dem Schiffe im Rheine wuſch, entfiel ihm ſein goldener Ring und ſank in die Tiefe des Rheines.

Im folgenden Jahre fuhr er nach derſelben Stadt; als er in die Gegend des Ortes kam, wo er den Ring

verloren hatte, begegnete er einigen Fiſchern und fragte dieſelben, ob ſie ihm nicht einen Fiſch käuflich überlaſſen wollten. Da ſprachen die Fiſcher: „Wir haben nur einen Karpfen gefangen, und der gebührt dem Probſte von Xanthen; wir wagen nicht, ihn zu verkaufen.“ Diejenigen, welche um Conrad waren, ſprachen: „Da ſitzt der Probſt“, und die Fiſcher gaben ihm alsbald den Karpfen. Als der Koch den Fiſch öffnete, fand er zu ſeinem großen Erſtaunen einen Ring in deſſen Eingeweiden; er brachte ihn dem Probſte, und dieſer erkannte ihn alsbald als den ſeinen.

153.

Bruder Peter.

Remmerus Valerius, Chronyke van Mecheln. S. 12.

Gegen das Jahr 1231 lebte zu Mecheln ein ſicherer Bruder Peter; dem riefen die Kinder zu, wenn er Meſſe las und die Hoſtie aufhob: „Mann, haltet das Kind feſt!“ denn ſie ſahen, wie er ein kleines Kind mit der Zehe feſthielt. Auch ſprachen ſie: „Der Mann ißt Kinder“, wenn er die Communion nahm.

Als dieſer Bruder Peter geſtorben war, da geſchahen an ſeinem Grabe ſo viele Wunder, daß das Volk in Menge zulief. Das verdroß den Guardian des Kloſters, und er trat zu Peters Grabe und gebot ihm, mit den Wundern aufzuhören und keine mehr zu thun, indem er den Gottesdienſt zu ſehr ſtöre. Seit der Zeit hat Bruder Peter keine Wunder mehr gewirkt.

154.

Sankt Paul zu Gammerage.

Mündlich.

Schayes, Essai historique sur les moeurs, les usages et les tadit. des anciens Belges.

Nach der Plünderung der Stadt Geeraerdsbergen im Jahre 1382 blieben die Todten in solcher Menge auf dem Felde liegen und faulen, daß viele pestartige Krankheiten unter Menschen und Thieren entstanden. Besonders wüthete eine schreckliche Seuche unter den Schafen und anderem Hornvieh, welches auf den umliegenden Wiesen weidete.

Da erschien in Mitten all des Unglückes am Tage der Bekehrung Pauli ein Mann in dem Orte, dessen Haltung höchst würdig war, den aber niemand kannte. Er trug ein weißes Ueberkleid und ritt ein flinkes Roß. Durch das Dorf und dessen Umgebung reitend, vertheilte er an die Hirten und Viehhüter kleine weiße Küchelchen, um sie dem Viehe zu geben. Die Leute thaten das, und die Seuche verschwand.

Allgemeine Freude erfüllte die Gegend, aber keiner wußte, wem man die Rettung zu danken hatte. Endlich trat ein alter, frommer Hirte auf und sprach, daß der Unbekannte der Patron des Dorfes, Sankt Paul, gewesen sei. „Und", fuhr er fort, „Billigkeit und Recht fordert von uns, daß wir dieser Gnade nicht vergessen, sondern ihrer ewig gedenken. Auch ist es mir gegeben, die Küchelchen zu machen, und ich werde sie dem überantworten, welcher nächstens den heiligen Paul vorstellen wird. Dieser mag es seinem Nachfolger mittheilen, und die Seuche wird uns nicht mehr schaden."

So entstand ein jährliches Fest in Gammerage, und dieses wurde bis 1794 auf folgende Weise gefeiert.

Am Tage der Bekehrung des heiligen Paulus ritt ein Mann, bekleidet mit einem weißen Gewande, durch die ganze Gegend und warf dem Volke kleine Küchelchen zu, indem er bei jedem sprach: „Salz, ich werfe dich mit der Hand, die Gott mir gegeben hat.“ Die Landleute sammelten diese Küchelchen aufs sorgfältigste und gaben sie dem Viehe. Einige Tage vor dem Feste wurde von dem ganzen Dorfe in Gegenwart des Pfarrers das Recht neu befestigt, den heiligen Paul vorstellen zu dürfen. Derjenige, welchem dieß zu Theil fiel, der nämlich rund ritt, hatte nie Viehkrankheiten zu fürchten.

155.

Das heilige Kreuz zu Gammerage bei Geeraerdsbergen.

Histoire d'un morceau de la vraie croix, honoré à Gammerage. o. J.

Philipp der Gute, der edle Graf von Flandern und Herzog von Burgund und Brabant, schwur einst bei einem Gastmahle, welches er zu Lille gab, daß, wolle der König von Frankreich sein Land in Ruhe halten, er wegziehen werde, um gegen die Türken zu kämpfen. Nicht lange nachher zog er auch hin, und zwar an den Hof Kaiser Friedrichs, mit dem er sich verbünden wollte. Er war geleitet von einer großen Anzahl von Rittern und Herren, und unter diesen befand sich auch der Graf von Gammerage.

Der Kaiser wollte aber nichts mit dem Zuge zu schaffen haben, und da der gute Philipp nicht gut allein nach dem heiligen Lande ziehen konnte, so mußte er unverrichteter Sache zurückkehren. Zum Lohne aber für seinen frommen Eifer empfing er ein großes Stück vom heiligen Kreuze, und das schenkte er dem Grafen von

Abstract. Let $\mathcal{A}$ be a subset of the abstract algebra $\mathbf{A}$. We show that if $\mathcal{A}$ is a finite set of finite algebras, then the problem of deciding whether $\mathbf{A}$ is in the variety generated by $\mathcal{A}$ is solvable. We also show that if $\mathcal{A}$ is a finite set of finite algebras, then the problem of deciding whether $\mathbf{A}$ is in the quasivariety generated by $\mathcal{A}$ is solvable. We also show that if $\mathcal{A}$ is a finite set of finite algebras, then the problem of deciding whether $\mathbf{A}$ is in the universal class generated by $\mathcal{A}$ is solvable. We also show that if $\mathcal{A}$ is a finite set of finite algebras, then the problem of deciding whether $\mathbf{A}$ is in the elementary class generated by $\mathcal{A}$ is solvable.

fanden. Am Morgen nach ihrer Ankunft begannen sie zu graben; da sie aber nach vieltägigem Arbeiten nichts fanden, gaben sie das Werk auf. Einige Umwohner des Ortes hatten schon lange Zeit, im Winter, wie im Sommer bemerkt, daß eine Menge Vögel über dem Sumpfe die schönsten Weisen sangen, und dieß ermuthigte sie, die Nachgrabungen fortzusetzen. Und was sie gehofft hatten, das wurde ihnen: sie fanden das silberne Kreuz.

Später, bei erneuerten Kriegen, wurde das Kreuz abermals vermißt. Als der Friede wieder hergestellt war, sahen mehre Leute Nachts einen hellen Schein, welcher von der Kirche ausging und über einer Quelle, genannt Houwerek, verschwand. Alsbald suchten sie an dem Orte nach und fanden zu ihrer großen Freude die Reliquie wieder, und zu ihrer Seite zwei brennende Fackeln. Zum Andenken daran taucht man noch jährlich am ersten Rogationstage das Kreuz in die Quelle.

Die Schützengesellschaft von Gammerage führt das Kreuz in ihrem Banner; sie ist eine der ältesten des Landes.

156.

Das ungetaufte Kind.

Baernewyck, Historie van Belgis. Fol. 139.

Im Jahre 1528 geschah zu Roosbeke ein wunderbar Ding. Da war nämlich eine Frau, die eines todten Kindes genaß und, sehr bedrückt darüber, ihr Leid unserm lieben Herrn und Sankt Gangolf klagte. Das Kind wurde außerhalb des Kirchhofes am Ende eines Stalles begraben, in der Nähe der Schenke zum Helme, und es war auf Sankt Lucas Tag. Bald nachher hörte man um die Herberge groß Gekärme und Gestöhne bei Nacht, wie bei Tag, und

das vermehrte ſich ſo, daß die Gäſte, welche da ſchliefen, ihre Kammer veränderten; ſo angſtvoll waren ſie. Das dauerte neun Tage hinter einander und neun Nächte. Es kam endlich auch zu den Ohren des Pfarrers und des Oheims von dem Kinde, und der Vater ließ ſich dadurch bewegen, das Grab zu öffnen. Als man das Todtenlädchen aufmachte, ſtieg ein lieblicher Geruch aus demſelben, und als man das Kind ins Haus brachte und dem Feuer näherte, da liefen ihm drei helle Blutstropfen aus dem Näschen, es begann zu ſchwitzen, ſein Herzchen wurde warm und ſein Zünglein roth.

Der Pfarrer, welcher zugegen war, taufte das Kindlein alsbald, und da lebte es noch mehr auf und ſeine Wänglein wurden viel rother, als man je welche geſehen hatte. Es kam auch eine große Menge von Volk zugelaufen, denn jeder wollte das Kind ſehen, welches alſo wunderbar neun Tage erhalten worden war.

Es lebte noch zwei Tage, dann erkalteten ſeine Glieder und die Roſen von ſeinen Wangen flohen wieder und auch das Roth von ſeinen Kirſchlippchen. Als man es wieder in das Kiſtchen legen wollte, war dieſes zwei Handbreit zu klein, ſo ſehr war das Kind gewachſen. Man machte ſchnell ein neues Lädchen, und darin trugen es die Jungfrauen von Roosbeke zu Grabe in die Sankt Gangolfs-Kapelle.

157.

Was die Kindlein ſehen können.

Schriftlich von Dr. W. A. Coremans.
S. auch deſſen „Epheukränzchen. Ein Taſchenbuch für edle Gemüther.“ Leipzig und Gmünd 1835. S. 18.

In der ſtürmiſchen Zeit, als der wilde Alba in Belgien alle Männer, deren freien Sinn er fürchtete, in

Kerker und von da meiſt auf das Blutgerüſt führen ließ, weinte nächtlicherweile zu Brüſſel im einſamen Gemache eine Mutter. Seit fünfzehn Monaten ſchon befand ihr Gatte ſich im Gefängniſſe, und jede Hoffnung ſchien für die Witwe verloren. Im Uebermaße des Schmerzes kniete ſie und betete inbrünſtig, auf daß der Allmächtige entweder ihr und ihren Kindern den vielgeliebten Gatten, Vater und Ernährer zurückgeben, oder ihrem und ihrer Kleinen Leben ein Ende machen möge. „O, betet auch, Kinder", ſagte ſie, „betet zu eurem Schutzengel, damit er Gott vermöge, des gefangenen Vaters ſich zu erbarmen", und die Kinder thaten's.

Auf einmal rief das jüngſte, ein engelgleicher Knabe, aus, indem er am Fenſter ſtarr in die Nacht ſchaute: „O Mutter, ſieh doch draußen die goldnen Lichter; es ſind die Engel! Wie glänzend iſt ihr Angeſicht und wie ſchnell wandeln ſie hinauf gegen Herzog Alba's Pallaſt!" — „Ach, geh' ins Bett, Kind, du biſt krank, zu dieſem böſen Manne gehen die Engel nicht." — „Und doch, Mutter, ſie ſind zu ihm gegangen." — „Sieh, Mutter", bemerkte das ältere Kind, „haſt du nicht geſagt, daß die Engel bei den Frommen horchen und daß ſie wiſſen, was überall geſchieht? Vielleicht haben ſie unſere Gebete vernommen, vielleicht haben ſie bei dem böſen Manne einen Auftrag Gottes auszurichten."

Da wird's der Mutter ſelbſt, ohne daß ſie weiß, warum, faſt etwas leichter ums Herz. Sie und die Kinder ſchliefen bald ſanft ein.

Am andern Tage erkundigte ſich der Herzog bei ſeinem Geheimſchreiber nach dem Gatten der armen Mutter. „Wie ich heute Nachts", ſagte er, „auch mich im Schlafe auf meinem Lager drehte und wendete, immer vernahm ich das Bitten und Flehen der Frau und Kinder des Gefangenen, und das hörte erſt dann auf, als ich mein

herzoglich Wort gegeben hatte, dieſen Menſchen, ſobald es Tag werde, aus dem Kerker zu entlaſſen. Ein Alba aber hält im Guten, wie im Böſen das, wenn auch nur im Schlafe gegebene Wort. Der Gefangene ſei frei."

Bald darauf läutete es an der Thüre der unglücklichen Frau. Der Freigewordene war es, der in ihre Arme ſank, ſie und die Kinder küßte und herzte.

158.

Die ſteinernen Brote in der Pharaildiskirche zu Gent.

Mündlich.

Msc. von d'Obercourt im Archive von Gent: Dorſprongh van Nederlandt. S. 298.

Es gebührte im Jahre 1557, daß zwei Schweſtern daſelbſt wohnten, von denen eine arm war und drei Kinder hatte und die andere war reich. Die arme war genöthigt, ihr Brot an den Thüren guter Leute ſich zu erbitten, denn ſie war von äußerſter Noth gedrückt. Obgleich ihr bekannt war, daß ihre Schweſter wenig Mitleiden und Gefühl hatte, ſo faßte ſie doch endlich Muth und gab derſelben mit tiefem Seufzen ihre Lage zu erkennen und bat demüthig und mit Thränen in den Augen um ein Brot, indem ſie in drei Tagen mit ihren drei Kindern keinen Biſſen über die Zunge gebracht habe. Die Sklavin der Gierigkeit achtete aber nicht des Kärmens und antwortete, ſie habe kein Brot in ihrem Hauſe; ja, und ſie war ſo vermeſſen und verſteint in ihrem Herzen, daß ſie ihre Lüge noch mit einem Eide befeſtigte, ſprechend: daß, wenn ſie einiges Brot habe, ſie wünſche, es möge zu Stein werden.

Die arme Witwe klagte Gott ihre Noth und bat ihn um Hülfe, denn ſie ſah wohl, daß von Menſchen

nichts mehr zu erwarten war, und ging sehr betrübt zum Hause hinaus. Inzwischen schloß die reiche Schwester die Thüre und öffnete den Schrank, um sich Brot zu schneiden; aber sie fand alles Brot in Stein verwandelt, worüber sie höchlich erschrak und stehenden Fußes zu ihrer Schwester lief und diese um Vergebung bat. Auch gab sie ihr mildlich Korn, Geld und alles, was sie für sich und die drei Kinder nöthig hatte.

Das Brot ist aber in die Pharaildiskirche gekommen und wird zum ewigen Andenken dort noch bewahrt und gezeigt.

159.

Unschuldiger gehangen.

Msc. von d'Obercourt: Dorsprongh van Nederlandt. S. 224.

Im Jahre 1595 trug sich Folgendes zu in der Stadt Wert in Brabant.

Ein Knecht wurde von seinem Herrn auf den Markt geschickt, um Häringe zu kaufen, und nahm dafür das nöthige Geld mit. Er kam an einen Häringkram und nahm drei Fische in die Hand und wollte den Leuten das Geld geben; aber die Leute waren nicht Meister des Krames, und während man den Meister rufen ging, kamen andere heran, um auch zu kaufen, und drängten den Knecht weg. Da erhoben sich plötzlich einige nahesitzende Krämer und faßten ihn und sagten, er habe mit den Häringen entlaufen wollen, ohne zu bezahlen. Der Knecht vertheidigte sich und sagte, es wäre nicht wahr; aber das half ihm nichts und er wurde nach dem Galgen geführt.

Als er nun auf der Leiter stand, da bat er aus tiefem Herzen zu dem Herrn, daß er das Unrecht mit seinen göttlichen Augen anschaue und es an Tag kommen

lasse, und indem er noch also bat, stieß ihn der Scharfrichter von der Leiter. So hing er drei ganzer Stunden und hatte die Augen geschlossen gleich einem, der schläft, und nicht wie ein Gehängter. Darum war ein groß Gemurmel unter den Soldaten, und endlich, nach drei Stunden, ritt ein Reiter heran und schnitt den Strick entzwei, und der Knecht fiel nieder und blieb auf seinen Füßen stehen und öffnete die Augen und schaute um sich her.

Dieß ist alsobald dem Erzherzog Albert gemeldet worden, und man führte den Knecht nach Brüssel, begleitet von drei Trompetern zu Pferde, und er zog im Triumphe durch alle Straßen.

160.

Des Meineids Strafe.

Msc. von d'Obercourt: Dorsprong van Nederlandt. S. 222.

Auf einer Montag des Jahres 1596 kam der Steuermeister Anton Hack nach Geesberge, um Rechnung zu machen mit seinem Mitpachter oder Gesellen, und sie gingen ins goldene Schiff auf Sankt Andreasabend und rechneten daselbst zusammen in Gesellschaft des Wirthes und zweier Schöffen. Es kamen mehre kreuzbrave Leute dahin, welche schon früher an Anton Hack gezahlt hatten, aber er leugnete, das Geld bekommen zu haben, und schwur: „Habe ich etwas von den Menschen empfangen, dann möge ich in Feuer und Flammen verbrennen!" Darauf sprachen die Schöffen: „Wir haben die Leute doch auch früher gefragt, und sie sagten uns, daß sie gezahlt hätten"; aber Anton Hack, oder Crucke, wie er auch hieß, bestand darauf und schwur noch gräulicher.

Um dem nun ein Ende zu machen, schieden alle von einander und Hack ging in eine schöne Kammer, wo ein

luſtig Feuer auf dem Heerde flackerte; vor dem Bette ſtand ein Dreifuß mit einem zinnernen Waſſergeſchirre; Anton ſetzte ſich auf eine Bank mit dem Rücken gegen das Feuer. Später kam der Wirth noch, um nach dem Feuer zu ſchauen, und fand, daß es faſt ganz ausgebrannt war.

In der Nacht gegen elf Uhr ſah der Nachtwächter ein groß Licht in der Kammer, aber er wollte und durfte keinen Lärm darob machen, weil er nichts in der Kammer ſich bewegen hörte und alles ſtille war; ein wenig nachher, als er zurückkehrte, war das Licht erloſchen.

Zur ſelben Stunde ſaß Hacks Schweſter, welche in der Pfarre Bonlaere wohnte, noch in ihrer Küche und ſpann, und es kam eine Feuerflamme angefahren, die ihr den Hanf entzündete, ſo daß ſie ihn mit keinem Waſſer löſchen konnte und erſt ſpäter es mit naſſen Säcken und Kiſſen dämpfte. Morgens früh ſandte ſie gleich ihren Mann nach der Herberge, wo Hack geſchlafen hatte, um einiges mit ihm zu ſprechen. Als der Mann aber an die Kammerthüre kam, fand er ſie geſperrt, und ſie wurde auch trotz alles Klopfens und Rufens nicht geöffnet. Da ging der Mann zum Wirthe aus dem goldenen Schiff und ſagte ihm das, und man brach die Thüre mit Gewalt auf. Da lag Anton Hack ganz verbrannt, die Schuhe und Strümpfe ausgenommen, und war nichts von ihm übrig, als die Beine von den Knieen an niederwärts, und die Strümpfe waren noch gebunden. Auch der Waſſertopf war geſchmolzen und die Bank, worauf Hack geſeſſen hatte, verbrannt. Man fand bei ihm viel ſchönes Silber und Gold, welches aber nicht geſchmolzen war. Sein Haupt ſah aus, wie ein Todtenkopf; als man daran rühren wollte, fiel es in Staub und Aſche aus einander.

Eine graue Schweſter nahm die Aſche zuſammen und begrub ſie auf das Feld, denn der Pfarrer wollte ſie nicht auf dem Kirchhofe leiden.

161.

Die Kapelle des heiligen Grabes zu Brügge.

Mündlich.

Ein Ritter in Brügge war von einer ſchweren Krankheit heimgeſucht und that in derſelben das Gelübde, daß er, würde er geſunden, eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe thun und nach ſeiner Rückkehr in ſeiner Vaterſtadt eine Kapelle bauen wolle, die der des Grabes Chriſti in Jeruſalem ganz gleich ſein müſſe. Er erlangte bald ſeine Geſundheit wieder und trat gleich darauf ſeine Pilgerfahrt an, ließ in Jeruſalem einen Plan der genannten Kapelle fertigen, zählte alle Steine, welche zu ihrem Baue verwendet waren, und baute in Brügge eine ähnliche. Schon war das fromme Werk vollendet und nur die Thüren fehlten noch, als er ſich erinnerte, daß er die Nägel an den Thüren in Jeruſalem nicht gezählt hatte. Er begab ſich alſo mit ſeiner Frau zum andern Male auf die Reiſe, erkrankte jedoch in Jeruſalem und ſtarb daſelbſt. Seine Frau trug die theure Leiche mit ſich zurück und ließ ſie in der Kapelle begraben und alsdann auch die Thüren anfertigen.

Dieſe Kapelle ſtehet noch heute in ihrem alten Glanze da und iſt das Ziel mancher Wallfahrt.

162.

Die weiſſagenden Fiſche.

Leonard Vair, Trois livres des charmes, sorcelages ou enchantemens. Paris 1583. 8. p. 387.

In dem Lande Burgund iſt ein Kloſter, und bei dem Kloſter liegt ein Weiher. In den Weiher ſetzt man ſo viel Fiſche, als Mönche in dem Kloſter ſind. Wenn nun ein Mönch krank wird, dann ſchwimmt einer von den Fiſchen oben auf dem Waſſer und ſchlägt mit dem Schwanze. Und wenn der Kranke ſterben ſoll, dann findet man den Fiſch drei Tage vorher ſchon todt auf dem Waſſer ſchwimmen. Solches hat der Cardinal Granvella dem Leonhard Vair zu vielen Malen erzählet.

163.

Die ſchlafenden Kinder.

Flämiſches Volkslied.

Im Lande von Lüttich lebte einmal eine arme Frau, die hatte drei Kinder, und ihr Mann war todt und ſie wußte ſich nicht mehr zu ernähren. Da ging ſie aus und bat an den Thüren um ein Stücklein Brot, aber es war juſt ein Mißwachs in dem Jahre geweſen und kein Menſch konnte ihr etwas geben; bei den Armenmeiſtern, an welche ſie ſich wandte, fand ſie eben ſo wenig Unterſtützung. So kam ſie mit verzweifeltem Gemüthe wieder nach Hauſe und ſprach zu den Kindern: „Ach, ihr lieben, unſchuldigen Schäflein, ich habe nichts für euren Hunger und ich kann euch auch nicht leiden ſehen; es iſt das Beſte, wir ſterben alle auf einmal.“ So ſprach ſie und wollte ein Meſſer nehmen und die Kinder und ſich ſelber tödten. Da ſprach eins von den Kindern:

„Liebe Mutter, mache uns nicht todt, wir wollen lieber ſchlafen bis zum kommenden Herbſt, und dann fühlen wir keinen Hunger; und wenn wir wieder aufwachen, dann leſen wir Aehren mit dir.“ So ſprachen die Kinder und gingen ſchlafen alle drei, und ſchliefen Tag und Nacht und Wochen und Monate lang. Das wurde bald kund und man ſah viele Menſchen aus dem Lande von Lüttich, aus Brabant und aus dem Kempnerlande zu der Hütte der armen Frau ſtrömen, und alle wollten die Kinder ſehen, und alle gaben der Frau etwas, und alſo wurde ſie reich, ſehr reich.

So ſchliefen die Kinder bis zu dem Auguſt, wo man die Ernte hielt, und da erwachten ſie und freuten ſich mit ihrer lieben Mutter und lobten Gott und den Herrn Jeſum Chriſtum. Dieſe Geſchichte iſt wahr und nicht erlogen, und ſie hat ſich zu Stockum im Lande Lüttich wahrhaftig zugetragen.

164.

Warum die Maurer zu Mecheln keinen Kolk gebrauchen.

Remmerus Valerius, Chronyke van Mecheln. S. 4.

Die Maurer in Belgien bedienen ſich zum Anrühren des Mörtels eines ſogenannten Kolkes. Den gebrauchen die Maurer zu Mecheln nicht, weil der heilige Romuald mit einem ſolchen erſchlagen wurde; ſie rühren den Mörtel mit einer gewöhnlichen Schaufel an.

165.

Das Christusbild zu Maestricht.

Mündlich.

Ein Ritter, dessen Schloß in dem Dorfe Riempst stand, zwischen Tongern und Maestricht, war nach dem heiligen Grabe gezogen, und das war ungefähr vor fünfhundert und vierzig bis fünfzig Jahren. Seine Frau und seine Kinder führten indeß zu Hause ein gar auferbauliches Leben, und die jüngste Tochter zumal zeichnete sich vor den andern durch ihre Frömmigkeit aus. Eines Tages war sie auch in die Kirche des heiligen Martin gegangen, um dort zu beten und die Messe zu hören, als der Ritter plötzlich zu Hause ankam. Er umarmte und küßte die Kinder, die er traf, und gab jedem ein Geschenk, so daß die jüngste, als sie nach Hause zurückkehrte, alles an ihre Geschwister vergeben sah. Das that dem Vater wehe, denn er hatte sie auch lieb, und er suchte nochmal in seinen Taschen und fand einzig noch eine Nuß, die er auf dem Calvarienberge einst aufgerafft hatte. Die gab er dem guten Mädchen, und dieß eilte erfreut alsobald in den Garten und steckte die Nuß in die Erde, und kniete daneben nieder, Gott zu bitten, daß er die Frucht gedeihen und zu einem schönen Baume wolle wachsen lassen.

Also that sie von da an jeglichen Morgen und Abend, wenn sie die Erde um die Nuß herum begoß, und ihr Gebet fand bei dem Herrn ein gnädiges Ohr. Bald hoben sich zwei kleine Blättlein aus dem Grunde, die Blättchen wurden zum Zweige, der Zweig zum Stämmchen und das Stämmchen zum Stamme. Was aber das Wunderbarste war, der Stamm blieb nicht eben, er schoß nicht glatt und schlank auf, sondern in unterschiedenen Formen, und als er endlich gan ausgewachsen dastand,

da hatte er die Gestalt eines am Kreuze hängenden Christusbildes.

Die fromme Jungfrau schenkte den Wunderbaum dem Kloster der weißen Frauen in Maestricht und zog sich bald nachher auch in dieß Kloster zurück, um ihre Tage ganz dem Dienste des Herrn zu weihen. Bei der Aufhebung des Klosters brachte man den Baum in die Kirche des heiligen Martin, und da ist er noch heutigen Tages zu schauen.

166.

Die wunderbaren Hostien zu Brüssel.

Sanderus, Brabantia sacra. Brux. 1659. Fol. 8. und einige zwanzig besondere Abhandlungen und Geschichten.

Im Jahre unseres Herrn 1369 lebte in Enghien ein Jude mit Namen Jonathan. Dieser brannte von glühendem Hasse gegen das Christenthum und suchte auf alle Weise in Besitz einer Hostie zu kommen, um an dieser seine Wuth gegen Christus auszulassen. Zu diesem Ende gewann er einen andern Juden, der eben erst Christ geworden und hieß Meister Johannes von Löwen, und zeigte diesem sechzig goldene Rosennobel, wenn er ihm eine Hostie besorge. Zwei dieser selbigen Goldstücke sind noch heute in der Gudulakirche zu schauen.

Meister Johannes ging den gräulichen Handel ein, und brach im October desselben Jahres in einer stürmischen Nacht in die Katharinenkirche ein, wo er ein Ciborium mit einer großen und fünfzehn kleinen Hostien stahl. Diese brachte er alsdann nach Enghien zu Jonathan, welcher sogleich die Juden der ganzen Stadt zusammenberief und unter Fluchen und Wünschen die Hostien lästerte und gegen Christus schmähte und schimpfte. Einige sagen,

sie hätten die Hostien mit Messern durchbohrt und es sei ihnen Blut entflossen.

Das blieb jedoch nicht ungestraft von Gott; denn als Jonathan bald nachher mit seinem Söhnchen im Garten wandelte, stürzten Räuber auf ihn los und ermordeten ihn. Das Söhnchen war geflohen und erzählte die Sache seiner Mutter; diese erkannte klärlich, daß das Unglück ihr von dem Gotte der Christen komme, und dieß leuchtete ihr noch mehr ein, als zur selben Zeit sich böse Geister in einem Thurme zeigten, welcher am Hause lag, und dort spukten und ihr Wesen trieben. Dieser Thurm wird darum bis heute noch Teufelsthurm genannt. Die Mutter beschloß darum, Enghien zu verlassen und mit ihrem Sohne nach Brüssel zu verziehen; sie nahm die Hostien mit und gab sie den Juden der letztgenannten Stadt.

Mit großem Jubeln und Jauchzen empfingen die Juden die Hostien und trugen sie in ihre Synagoge, welche auf der sogenannten Judenstiege lag. Am Pfingsttage des Jahres 1370 kamen sie dann alle zusammen und schmähten auch diese Hostien und durchstießen sie gar mit Dolchen. Und siehe, im selben Augenblicke entfloß den Hostien klares Blut, worob die Juden dermaßen erschraken, daß sie vor Schrecken rücklings zur Erde stürzten. Als sie sich wieder erholt hatten, riefen sie eine Frau zu sich, die einst auch Jüdin gewesen, seit einiger Zeit sich aber bekehrt hatte. Diese beschworen und baten sie und boten ihr großes Geld, daß sie die blutigen Hostien nach Cöln trage; dafür gaben sie ihr zwanzig goldene Rosennobel.

Katharina, so hieß diese Frau, wurde von großer Angst befallen, als sie das Kästchen mit den Hostien nach Cöln trug. In der folgenden Nacht sprach die Stimme Gottes zu ihr, daß sie alles ihrem Beichtvater bekennen

ſolle; das war der Pfarrer der Kirche Unſere liebe Frau von der Kapelle, und dem entdeckte ſie die ganze Begebenheit. Der Pfarrer ſchauderte, als er ſolches vernahm, und eilte zu dem Biſchofe von Cameryk, Johannes von Iſſcha, welcher zugleich Canonicus des St. Gudulaſtiftes war; der befahl, Katharina einſtweilen in Verwahrung zu bringen, und theilte alles dem Herzog Wenzel von Brabant mit. Da wurden die Juden ergriffen und in das Gefängniß zur Steinpforte geworfen, und nachdem ſie alles geſtanden, lebendig auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Die Hoſtien aber wurden drei der Kirche zur Kapelle geſchenkt, die übrigen in die Gudalakirche unter großem Zulaufe der Gläubigen gebracht, wo ſie in einer koſtbaren Monſtranz bis zum heutigen Tage bewahrt werden.

167.

Maria zur Eichen in Merfelt.

Wichmann, Brabantia mariana. Antverpiae. 1632. 4. p. 416.

In Merfelt hat man vor ur-uralten Zeiten an einem Eichbaume ein wunderthätig Marienbild gefunden. Es wurde alsbald eine Kapelle darum gebaut, denn es kamen viele Menſchen aus der ganzen Umgebung zu der Eiche, um daſelbſt die Mutter Jeſu zu ehren. Heute noch ſteht der Eichbaum inmitten des Altares und das Marienbild daran. An den Zweigen des Baumes hängen Schilde, worauf die Wunder, welche das Bild verrichtet hat, künſtlich gemalt ſind.

Solcher Marieneichen gibt es noch mehre, in Omel und anderswo.

168.

Unſere liebe Frau zur heiligen Eiche in Aerſchot.

(Onſe lieve Vrouwe ten heyligen Eyck.)

Wichmann, Brabantia mariana. p. 421.

In der Nähe des Dorfes Beerſe fanden vor langer Zeit Ochſentreiber ein kleines Bildchen der Muttergottes im Sande am Ufer der Aa. Sie nahmen es auf, trugen es einen Steinwurf weit zu einer einſam ſtehenden Eiche, woran ſie es befeſtigten und ihre Kniee vor ihm in Demuth beugten. Am andern Tage nahmen es die Bewohner von Beerſe dort weg und trugen es mit ſich in ihr Dorf, aber den Morgen nachher war es von da verſchwunden und ſtand wieder an der Eiche. Dadurch verbreitete ſich der Ruf von dem Bilde weit und breit, und es kamen viele Pilger zu demſelben; auch ſetzte man bald ein Feſt zu Ehren der heiligen Maria von der Eiche ein, und dieß fand in folgender Weiſe ſtatt.

Am Sonnabende vor dem Tage des heiligen Johannes des Täufers ging der Pfarrer der Sankt Peterskirche von Aerſchot um acht Uhr Morgens mit einem Acolythen vor das große Thor der Kirche, wo ihn ein offener Wagen, den ein Landmann dazu geben mußte, erwartete. Dieſen beſtieg er und fuhr alsdann, gefolgt von einer zahlloſen Menge Volkes, nach der Eiche, wo man unter freiem Himmel Loblieder zu Ehren der Muttergottes ſang. Nachdem dieß geſchehen, ging der Zug wieder zurück.

Später baute man eine kleine hölzerne Kapelle an dem Orte, jetzt ſteht daſelbſt eine hübſche Kirche.

169.

Onſe lieve Vrouwe in't Hammeken.

Mündlich.
Wichmann, Brabantia mariana. p. 556.

Unfern Mecheln liegt am Ufer der Senne ein Dorf, welches Semps heißt, und dabei eine kleine Marienkapelle.

Vor Zeiten geſchah es, daß ein Schiff, mit Waaren beladen, an dieſer Stelle nicht weiter konnte. Die Schiffsleute ſtiegen aus und holten einige Männer aus Semps zu Hülfe; aber alles fruchtete nichts und das Schiff wich keinen Fuß breit. Da begannen ſie, die Waaren aus demſelben herauszunehmen, um es alſo leichter zu machen, und als dieß geſchehen, legten ſie noch einmal Hand an, um das Fahrzeug wegzubringen; aber wiederum vergebens.

Einer von den Männern aber ſchaute zufällig vor ſich auf die Erde hin, und ſiehe, da lag ein ganz kleines Marienbildchen in dem grünen Ufergraſe. Dieſes nahm er auf, trug es einige Schritte vom Ufer weg und baute ihm mit Hülfe der Andern ein Häuschen, worauf alle niederknieten und die Muttergottes um Hülfe flehten, damit ſie das Schiff fortbringen möchten. Maria erhörte die Bitte auch, und als die Männer wieder zum Schiffe kamen, da ſchwamm es leicht auf dem Waſſer; ſie luden die Waaren hinein, und es ſchwamm gleichleicht, und ſie vollendeten die Reiſe mit vielem Glücke.

Später hat man über dem Bilde die jetzige Kapelle gebaut.

170.

Unſere liebe Frau von Haeswyck.

Mündlich.

Vor langen Zeiten fuhr einmal ein Schiffer, der ein Bildchen der Mutter Gottes in ſeinem Fahrzeuge hatte, auf der Dyle nach Mecheln. Als er aber bis an die Stelle gekommen war, wo nun die Kirche von Haeswyck ſteht, da konnte er nicht vorwärts, und wie ſehr er ſich auch bemühte, das Schifflein flott zu machen, es war ihm unmöglich. Da lud er die Waaren und alles, was er führte, aus, und das Schiff wurde flott; kaum aber hatte er das Muttergottesbildchen wieder darin, als es wieder feſt ſtand.

Das wunderte ihn gar ſehr, und er glaubte darin einen Fingerzeig Gottes zu erkennen. In der folgenden Nacht ermahnte ihn die Jungfrau Maria, das Bildchen an dem Orte zu laſſen, denn ſie wolle daſelbſt geehrt ſein. Dieß that der Schiffer und fuhr fort und hatte Glück und Vorſput.

171.

Unſere liebe Frau von Lebbeke.

Mündlich.

Prudenz van Duyſe, Souvenirs de Lebbeke. Feuilleton der Emancipation.

Onſe lieve Vrouwe van Lebbeke by Dendermonde. 11 Druk. Gent o. J.

Im Jahre 740 zu Zeiten des heidniſchen Fürſten Magriptius kam Sankt Hilduard, Biſchof von Thoul, nach Dendermonde, und warf dort die Götzenbilder nieder und baute, nachdem er den genannten Fürſten zum chriſtlichen Glauben bekehrt hatte, die erſte Kirche daſelbſt zur Ehre der Mutter Gottes. Lebbeke, welches eine halbe

Stunde von Dendermonde entfernt liegt, hatte damals noch keine Kirche, und die Einwohner mußten nach Dendermonde zum Gottesdienste kommen. Da dieß aber manchen alten und kranken Leuten schwer fiel, so erbaten sich die Lebbeker um 1108 die Erlaubniß von dem Bischofe von Cameryk, eine Kirche in ihrem Dorfe bauen und Marien weihen zu dürfen. Das wurde ihnen gewährt. Die zwölf vornehmsten Geschlechter von Lebbeke konnten sich jedoch nicht über die Stelle einigen, wo sie die Kirche hinsetzen sollten, denn jedes wollte sie zunächst seinem Hause haben. Doch kamen sie endlich überein, dieselbe an dem Heerwege zu bauen, und zwar an dem Orte, wo die Straße von Dendermonde nach Brüssel und von Aelst, Artois und Hennegau nach Antwerpen zusammenstoßen.

Der Acker, auf dem man die Kirche errichten wollte, gehörte einer Witwe und war von dieser just am selben Tage mit Flachs besäet worden. Darum bat die Frau, man möge mit dem Baue warten, bis der Flachs gereift sei, dann wolle sie den Acker gerne abstehen; und deß mußten die zwölf Geschlechter zufrieden sein, obwohl sie gar unzufrieden waren, so lange noch warten zu müssen. Die Mutter Gottes sah diesen frommen Eifer mit Wohlgefallen an und erschien in der folgenden Nacht der Witwe und sprach zu ihr: „Frauchen, stehe auf und gehe auf deinen Acker und ernte deinen Flachs, denn er ist reif.“ Solches wiederholte Maria dreimal, und nach dem dritten Male stand die Witwe aus ihrem Bette auf und ging auf den Acker, wo sie den Flachs in der That ganz reif fand. Voller Freude lief sie zurück zu all ihren Nachbarn, und man zog den Flachs unter Dankgebet aus. Bis zum Jahre 1615 hat man noch einen Theil desselben in der Kirche von Lebbeke bewahrt; dann ist er durch die Unruhen und Kriege genommen

worden und verſchwunden. Bis zum heutigen Tage aber kommen die Leute von weit und breit noch nach Lebbeke und opfern der Mutter Gottes dort ein Bündelchen Flachs und flehen ſie an um Segen für ihre Felder.

So hatten die zwölf Geſchlechter nun eine Stelle für ihre Kirche, aber es fehlte ihnen an Steinen zum Baue derſelben. Da ſprach ein Mann aus der Gemeinde: „Ich gebe euch meinen Acker und ihr möget darauf graben, und findet ihr Steine, ſo nehmet ſie, ſo viel ihr deren wollt.“ Alsbald gingen Werkleute zu dem Acker und gruben, und ſie fanden Ueberfluß an Steinen. So war bald alles eingerichtet zum Beginne des Baues; da fand man eines Morgens einen ſeidenen Faden an der Bauſtelle, den hatte Maria in der Nacht geſpannt, um anzuzeigen, wie lang und wie breit die Kirche werden ſolle. Zum Andenken an dieß Wunder trägt unſere liebe Frau von Lebbeke noch immer einen Seidenfaden an ihrem Scepter.

Schon waren die Fundamente gelegt und bereits ein gutes Stück Mauer über der Erde vollendet, als der böſe Feind ſich ins Mittel legte, um den Fortgang des Baues zu hemmen. Er flüſterte nämlich dem Manne, welchem der Acker gehörte, wo man die Steine grub, ins Ohr, er ſolle nicht all die Steine umſonſt geben, ſondern dieſelben an die zwölf Geſchlechter verkaufen und daraus ſchönes Geld ziehen und ſich einen guten alten Tag verſchaffen. Leider fand Satan nur ein allzu williges Ohr; der Mann widerrief das geleiſtete Verſprechen, die Steine umſonſt zu geben, und der Bau ſtockte mit einem Male. Um die Geſchlechter recht zu höhnen, kam der Teufel ſelbſt und brachte ihnen den letzten Stein, welchen ſie noch umſonſt bekamen.

Das wollte Gott aber nicht ungeſtraft laſſen. Als der Mann noch nach Steinen graben ließ, fand er nicht

einen mehr. Da ging er in ſich und übergab den Acker von neuem an die Geſchlechter, und der alte Ueberfluß an Steinen trat wieder ein, und der Bau ſchritt raſch fort und war bald beendet.

Dieſe Geſchichte hat ein Pfarrer von Lebbeke um 1656 aus alten Büchern und Urkunden, ſo wie nicht minder aus dem Munde des Volkes aufgezeichnet. Außerdem iſt ſie abgebildet auf ſiebzehn Bildern, welche die Kirche zieren; ein altes Gemälde in derſelben zeigt ſie gleichfalls. Auch führte die Rederykerskammer des Dorfes ſie vor Zeiten alle Jahre zur Erbauung der Gläubigen in einem frommen Spiele auf.

172.

Unſere liebe Frau von Scherpenheuvel.

Mündlich.

Der Ort, wo nun die Kirche von Scherpenheuvel (Scharfhügel) ſteht, war im zwölften Jahrhundert noch öde und einſam. Eine alte Eiche ſtand auf dem Hügel, und an der Eiche war ſeit undenklichen Zeiten ein Muttergottesbildchen aufgehangen. Es geſchah aber, daß ein Hirte in der Nähe die Schafe weidete und, um ſich vor der brennenden Sonnenhitze zu ſchützen, unter den Schatten der Eiche flüchtete. Da fand er, daß der Sturm das Bildchen auf die Erde geworfen hatte, und da er ein gar frommer Mann war, ſo wollte er es nicht ſo liegen laſſen, ſondern mit ſich nach Hauſe nehmen und in ſeiner Kammer vor Wind und Regen ſichern. Er barg es unter ſeinem Kleide und ſtand auf, um die Heerde nach der Hürde zurückzuführen, aber er konnte nicht von der Stelle und ſtand wie verſteinert; kein Glied vermochte er zu rühren.

Der Abend nahte schon und die Nacht brach ein, und der Herr des Hirten sah weder von diesem noch von der Heerde die geringste Spur. Das däuchte ihm wunderlich und er fing an, zu besorgen, daß beiden ein Unglück überkommen sei; darum ging er aus, um sie zu suchen. Nach langem Umherwandern kam er endlich auch zu der Eiche und fand dort den Hirten steif und starr, und fuhr ihn mit harten Worten an, was er mache. Da erzählte der Hirte alles, und der Herr nahm ihm das Bild unter dem Kleide weg und hing es wieder am Baume auf; zur selben Zeit lösten sich des Hirten Glieder und er war wieder frisch und frei.

Bald wurde das Wunder in der Gegend kund, und von allen Seiten strömte man nach dem Bilde. Um 1580 wurde es bei den Unruhen, welche alsdann die Gegend verwüsteten, genommen, aber die Mirakel dauerten fort. Später hat man ein anderes Bild an die Stelle gesetzt, und dieß wurde gleichfalls wunderthätig und ist noch heute als solches berühmt.

137.

Bernardi Ave.

Sanderus, Brabantia sacra. p. 8.
Chronicon gemblacense.

Als der heilige Bernardus einst in Flandern war, wo er in Geschäften seines Klosters reiste, kam er auch nach Affligbem, der weitberühmten Abtei. Daselbst in die Kirche tretend, fiel sein Auge zuerst auf ein gar kleines Marienbildchen, und er grüßte dieses mit den gewohnten Worten: „Ave Maria!“ Das Bildchen aber öffnete seinen Mund und erwiederte ihm zu aller Erstaunen den Gruß und sprach: „Salve Bernarde!“

Liste de ce que les Hôtes y gagnent Rue Mazarine.

Le Service intérieur des Hôtes est différent de celui des Pensionnaires.

Les Hôtes ont leur Salle à manger particulière, leur Salon de Lecture, leur Salle de Billard, leur Salle de Bains, leur Salle de Jeux, leur Salle de Musique, leur Salle de Conférences, leur Salle de Fêtes, leur Salle de Gymnastique, leur Salle d'Escrime, leur Salle de Tir, leur Salle de Boxe, leur Salle de Lutte, leur Salle de Danse, leur Salle de Repos, leur Salle de Jeux d'Enfants, leur Salle de Jeux de Cartes, leur Salle de Jeux de Dames, leur Salle de Jeux d'Echecs, leur Salle de Jeux de Dominos, leur Salle de Jeux de Boules, leur Salle de Jeux de Quilles, leur Salle de Jeux de Ballon, leur Salle de Jeux de Raquette, leur Salle de Jeux de Volant, leur Salle de Jeux de Cerceau, leur Salle de Jeux de Corde à sauter, leur Salle de Jeux de Balançoire, leur Salle de Jeux de Toupie, leur Salle de Jeux de Cerf-volant, leur Salle de Jeux de Marionnettes, leur Salle de Jeux de Lanterne magique, leur Salle de Jeux de Cinématographe, leur Salle de Jeux de Phonographe, leur Salle de Jeux de Gramophone, leur Salle de Jeux de Pianola, leur Salle de Jeux de Piano mécanique, leur Salle de Jeux de Violon mécanique, leur Salle de Jeux de Violoncelle mécanique, leur Salle de Jeux de Contrebasse mécanique, leur Salle de Jeux de Flûte mécanique, leur Salle de Jeux de Hautbois mécanique, leur Salle de Jeux de Clarinette mécanique, leur Salle de Jeux de Basson mécanique, leur Salle de Jeux de Cor mécanique, leur Salle de Jeux de Trompette mécanique, leur Salle de Jeux de Trombone mécanique, leur Salle de Jeux de Tuba mécanique, leur Salle de Jeux de Timbales mécaniques, leur Salle de Jeux de Grosse caisse mécanique, leur Salle de Jeux de Cymbales mécaniques, leur Salle de Jeux de Triangle mécanique, leur Salle de Jeux de Tambourin mécanique, leur Salle de Jeux de Castagnettes mécaniques, leur Salle de Jeux de Carillon mécanique, leur Salle de Jeux de Sonnette mécanique, leur Salle de Jeux de Trompette d'automobile mécanique, leur Salle de Jeux de Sifflet mécanique, leur Salle de Jeux de Coq mécanique, leur Salle de Jeux de Chien mécanique, leur Salle de Jeux de Chat mécanique, leur Salle de Jeux de Souris mécanique, leur Salle de Jeux de Rat mécanique, leur Salle de Jeux de Lapin mécanique, leur Salle de Jeux de Cochon mécanique, leur Salle de Jeux de Vache mécanique, leur Salle de Jeux de Mouton mécanique, leur Salle de Jeux de Cheval mécanique, leur Salle de Jeux de Chèvre mécanique, leur Salle de Jeux de Poule mécanique, leur Salle de Jeux de Canard mécanique, leur Salle de Jeux de Dindon mécanique, leur Salle de Jeux de Pigeon mécanique, leur Salle de Jeux de Perroquet mécanique, leur Salle de Jeux de Serin mécanique, leur Salle de Jeux de Rossignol mécanique, leur Salle de Jeux de Merle mécanique, leur Salle de Jeux de Grive mécanique, leur Salle de Jeux de Pinson mécanique, leur Salle de Jeux de Moineau mécanique, leur Salle de Jeux de Hirondelle mécanique, leur Salle de Jeux de Martinet mécanique, leur Salle de Jeux de Corbeau mécanique, leur Salle de Jeux de Pie mécanique, leur Salle de Jeux de Geai mécanique, leur Salle de Jeux de Choucas mécanique, leur Salle de Jeux de Corneille mécanique, leur Salle de Jeux de Freux mécanique, leur Salle de Jeux de Coucou mécanique, leur Salle de Jeux de Huppe mécanique, leur Salle de Jeux de Martin-pêcheur mécanique, leur Salle de Jeux de Guêpier mécanique, leur Salle de Jeux de Rollier mécanique, leur Salle de Jeux de Loriot mécanique, leur Salle de Jeux de Pic mécanique, leur Salle de Jeux de Torcol mécanique, leur Salle de Jeux de Grimpereau mécanique, leur Salle de Jeux de Sittelle mécanique, leur Salle de Jeux de Mésange mécanique, leur Salle de Jeux de Rémiz mécanique, leur Salle de Jeux de Troglodyte mécanique, leur Salle de Jeux de Fauvette mécanique, leur Salle de Jeux de Rouge-gorge mécanique, leur Salle de Jeux de Rossignol de muraille mécanique, leur Salle de Jeux de Gobe-mouche mécanique, leur Salle de Jeux de Traquet mécanique, leur Salle de Jeux de Motteux mécanique, leur Salle de Jeux de Cul-blanc mécanique, leur Salle de Jeux de Bergeronnette mécanique, leur Salle de Jeux de Pipit mécanique, leur Salle de Jeux de Farlouse mécanique, leur Salle de Jeux de Spioncelle mécanique, leur Salle de Jeux de Alouette mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis mécanique, leur Salle de Jeux de Mirafle mécanique, leur Salle de Jeux de Sirli mécanique, leur Salle de Jeux de Calandre mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis huppé mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis de Thékla mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis de Bilopha mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis de Dupont mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis de Magnirostre mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis de Conirostre mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis de Leucoptère mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis de Bimaculé mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis de Pispolette mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis de Richard mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis de Berthelot mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis de Malabar mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis de Huppe mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis de Crête mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis de Casque mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis de Panache mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis de Touffe mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis de Houppe mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis de Bouquet mécanique, leur Salle de Jeux de Cochevis de Plumet

175.

Todte Frau verwahrt das Haus.

Mündlich.
Eugen Gens in der Emancipation.

In der Nähe des Dorfes Scherpenheuvel, welches durch ſein mirakulöſes Marienbild ſo ſehr berühmt iſt, wohnte ein Bauer, und der war ein Witwer, und ſeine Frau hatte ihm ein Kind von elf Monden hinterlaſſen und eine Kuh, welche ſie ihm mit ins Haus gebracht. Bei einer großen und gefährlichen Seuche, woran Menſchen und Vieh ſtarben, wurde das Kind krank und nicht lange nachher auch die Kuh. Da wußte der arme Mann nun nicht, was er beginnen ſollte, er hätte gerne, ſein Kind auf den Armen, eine Wallfahrt zu unſerer lieben Frau nach Scherpenheuvel unternommen, aber dann blieb ja keiner, der die Kuh verſorgt hätte, und dafür Geld zu geben, war der Bauer zu arm. Mehre Nachbarn, welche er bat, ihm den Liebesdienſt zu erweiſen und des Thieres zu pflegen, ſchlugen ihm das ab, und troſtlos kam er nach Hauſe zurück und ſetzte ſich weinend an den Heerd und ſprach: „Ach Gott, wenn meine arme Frau noch lebte, dann ginge alles gut und ich könnte nach Scherpenheuvel gehen und mein Kind und meine Kuh würden geſund. Ach, liebe Mutter Maria, hilf mir doch und gieb mir einen Rath ein, was ich thun ſoll!“

Kaum hatte er die Worte geſprochen, da klopfte es an ſeine Thüre. Er machte auf, — es war ſeine todte Frau. — „Erſchrick nicht, lieber Mann“, ſprach ſie, „die Muttergottes hat dein Gebet erhört und mir erlaubt, wiederzukehren und des Kindes und der Kuh zu pflegen. Darum gehe getroſt und erfülle dein Gelübde.“ Und mit den Worten nahm ſie dem ſtarrenden Gatten das

Kind vom Arme und legte es an ihre Bruſt, und das Kind lächelte und war froh und trank.

Der Bauer reiste weg und hielt seine Andacht neun Tage in Scherpenheuvel, und als er wiederkam, da war die Kuh genesen. Seine Frau überreichte ihm das Kind, welches gar frisch und blühend aussah, gab ihm und dem Säugling einen letzten Kuß und verschwand.

Seit dem Tage ging es mit des frommen Landmannes Wirthschaft immer besser und besser, und er wurde ein reicher Mann. Zum Gedenken an das Wunder ließ er dann auch die Geschichte malen und das Bild in der Kirche zu Scherpenheuvel aufhängen, wo es noch heute zur linken Seite des Einganges zu sehen ist.

Zweites Buch.

176.

Die drei Soldaten.

Aus „Dorspronck van Neerlandt", Manuscript in dem Stadtarchive von Gent, Copie des Pater J. B. d'Oberwert. Gütigst mitgetheilt durch den Archivisten der Stadt Gent, Herrn Prudenz van Duyse.

Es ist einmal geschehen, daß ein reicher Pachter, der zwischen Brügge und Audenburg wohnte, mit einer Fuhre Holz gen Brügge fahren wollte, um dieß daselbst zu verkaufen. Da kamen ihm unterwegs drei Soldaten entgegen und fragten, ob er ihnen das Holz überlassen wollte, worauf der Pachter sprach: „Ich muß nach Brügge fahren", denn er fürchtete, von den Soldaten keine Bezahlung zu bekommen, sondern Schläge, wie er es oft vor vielen Leuten als Wahrheit erklärt hat. Da sprachen aber die Soldaten: „Habet keine Angst, wir werden euch gut bezahlen, und ihr sollet das Holz mit uns fahren in unsern Forst." Und da ist der Pachter mit ihnen gefahren, denn er fürchtete seine Pferde zu verlieren und selbst Gefahr zu leiden. Und als er in den Forst kam, welcher, wie er glaubte, in der Nähe von Audenburg lag, da warf er das Holz all von seinem Wagen herab, und weil es gerade sehr heiß war, begehrte er von den Soldaten etwas zu trinken. Darauf sprachen sie: „Geht in den Keller." Und als er in den Keller kam, der ihm ein verfallen Haus zu sein däuchte, da sah er eine große Menge von Soldaten, die lagen, als wenn sie schliefen. Und da zog einer den Zapfen aus

einem Faſſe, woraus Wein lief, der ſo roth war, wie Blut, und deß lief ſo viel, daß alle bis an die Knöchel darin ſtanden; die Soldaten aber blieben liegen und ſchliefen. Da ſprach einer von den drei Soldaten zu dem Pachter: „Sehet wohl zu und behaltet, was ihr hier ſehet, und betrachtet das als ein Vorzeichen deſſen, was in der Umgegend von hier geſchehen wird, denn da ſoll ſo viel Volk erſchlagen werden, wie ihr hier liegen ſehet, und das Blut wird laufen und vergoſſen werden, wie dieſer rothe Wein, den ihr da ſahet ausrinnen, und verſchlänge es die Erde nicht durch ihre Dürre, man würde bis an die Knöchel darinnen waten.“ Mit dem verſchwanden plötzlich die drei Soldaten, und der Pachter ſah nichts mehr und war ſehr in Furcht, und hat ſein Holz wieder auf den Wagen geladen und nach Haus gebracht, wo er männiglich von der Erſcheinung erzählte.

Viele haben den Pachter anfangs für einen Lügner gehalten, aber es iſt alles ſo geſchehen und hat ſich alſo zugetragen, wie er geſagt hat (bei der Belagerung von Oſtende im Jahre 1599).

177.

Das Sandthor zu Mecheln.

R. Valerius, Chronycke van Mechelen. S. 32, 158 u. 176.

Das Sandthor in Mecheln diente im ſechzehnten Jahrhundert als Pulvermagazin. In der Nacht vom ſiebenten Auguſt des Jahres 1546 geſchah es aber, daß ein erſchreckliches Unwetter ſich über der Stadt entlud, und der Blitz in das Sandthor einſchlug. Ein furchtbarer Schlag erſchütterte die Erde im ganzen Umkreiſe, der Thurm flog in Tauſenden von Stücken in die Höhe, ein Regen von glühenden Steinen ſank auf die Stadt,

und viele hundert Häuser wurden theils ganz zerschmettert, theils sehr beschädigt. Die Stadtgraben waren wie ausgetrocknet und die Fische fand man gekocht und gebraten weit und breit umherliegen. Auch blieben mehr denn vierhundert Menschen gleich todt, viele andere starben bald nachher an ihren Wunden, und eine ganze Menge trug als Krüppel für lebenslänglich Gedenkzeichen an das herbe Unglück.

Kurze Zeit nachher kamen einige Kaufherren aus Frießland nach Mecheln und begehrten dringend, die Stelle zu sehen, wo das Sandthor gestanden. Als man sie dahin geführt, erzählten sie, daß sie sich in derselben Stunde, wo das Sandthor in die Luft geflogen sei, in Frießland in der Nähe von einer Mühle befunden hätten. Dort seien ihnen viele Teufel in der Luft erschienen, die alle nach Mecheln geflogen wären. Einer von denselben habe unter andern seinem Mitgesellen zugerufen, und dieses zwar mit einer ganz gräßlichen Stimme: „He, Krummbein, nimm doch die Mühle noch mit"; worauf Krummbein geantwortet: „Kann nicht, kann nicht, habe Eile, muß nach Mecheln; Kurzschwanz ist noch hinter uns, dem ist die Mühle anbefohlen." Und in der That sei die Mühle auch in derselben Nacht zusammen geschlagen worden.

Man hat auf diesen Vorfall in Frießland das folgende Reimchen gedichtet:

Toen Moentjen, Krombeen ende Koof
Naer Mecheln vlogen om den Roof,
Zoo vonden zy hier 'nen molen staen,
Dien vatte de duivel Kortstaert aen.

Während dieses Gewitters, welches nicht nur in Mecheln, sondern in der ganzen Umgegend Schaden anrichtete, liefen auf den Dörfern die Küster in die Kirche, um die Sturmglocke zu läuten. Das wollte denn auch

der Küſter von Putte thun; aber wie ſich der gute Mann auch anſtellen mochte, er konnte nicht in die Kirche hinein, und wurde zu zweien Malen zurückgehalten. Darob ärgerlich, rief er endlich aus: „Ei, da muß doch wahrlich mehr als Ein Teufel im Spiele ſein.“ Der Teufel, der auf einem nahen Baume ſaß, hörte das und entgegnete: „Nein, da verthut ihr euch, ich bin hier ganz allein, die übrigen ſind alle nach Mecheln.“

178.

Das alte brüſſeler Thor zu Mecheln.

Mündlich von E. van Swygenhoven.

Dieß war ein großes Gebäude, ſchwarz vor Alter und aus ungeheuren Quadern zuſammengeſetzt. In demſelben hatte der Teufel ſeinen Aufenthalt und trieb dort allerlei Dinge, ſo daß die Bürger endlich gezwungen waren, einen Prieſter zu rufen, der ihn von dort verjüge. Dieß geſchah, aber der Teufel war dermaßen mißvergnügt darob, daß er das Gebäude an einer Seite faßte, um es über den Haufen zu werfen. Dieß gelang ihm natürlich nicht, denn die Beſchwörungen waren ſo kräftig, daß er froh war, als er das Thor und Mecheln hinter ſich ſah.

Die Spur ſeiner Finger blieb aber einem der Quaderſteine eingedrückt und war noch bis vor wenigen Jahren zu ſchauen, wo das Thor zerſtört wurde.

179.

Schach dem Teufel.

H. Berthoud, Chroniques et traditions surnaturelles de la Flandre. Paris 1831. p. 5—17.

In dem Walde von Clairmarais bei Cameryk finden ſich die Ruinen des ehemaligen Kloſters gleichen Namens. Ueber die Entſtehung dieſes Kloſters geht folgende Sage umher.

Auf der Stelle, wo es ſtand, erhob ſich einſt eine prächtige Burg; das war aber vor langer, langer Zeit und iſt jetzt über ſiebenhundert Jahr gelitten. In dieſer Burg wohnte ein gewaltiger Ritter, der eine ſchöne Frau hatte, die aber ſehr hochmüthig war und zu ſtolz, um mit einem Menſchen zu ſprechen, der nicht, wie ſie, von Adel geweſen wäre. Einmal war der Ritter ausgeritten und es ſchon Abend geworden, ohne daß er zurückkehrte. Dafür begehrte aber ein anderer Ritter Einlaß in die Burg, und die Frau willigte gern ein und ließ ihn in ihr Betſtübchen kommen. Da begann der Fremde bald mit ſchmeichelnden Worten der Frau Gunſt zu gewinnen und ſagte ihr endlich, daß er draußen im Walde einen alten Mann angetroffen, der laut geſchworen, ſich an ihr zu rächen, weil ſie ihn aus dem Schloſſe gejagt hätte. Auch hätte der Alte geſprochen, er ſei der Burgfrau Vater und ſie ſei nicht von Adel, ſondern er hätte ſie gegen ein todtes Kind von ihrem vermeinten Vater in der Wiege ausgetauſcht. Mit dergleichen und andern Reden brachte der Fremde, welcher ſich Brudemer nannte, die Frau dahin, daß ſie mit ihm vor das Thor eilte und ihren Vater erſtach, worauf ſie der Burg wieder zurannten und ſich an ein Schachbrett zum Spiel hinſetzten.

Nach einer Weile flog die Thüre auf und der Herr von Clairmarais trat mit zorniger Miene ins Zimmer.

Brudemer brach bei seinem Anblicke in ein lautes Gelächter aus, die Edelfrau aber hätte in die Erde sinken mögen und sie wurde bleich wie eine Wand. Der Ritter aber schritt auf sie zu und rief ihr mit emporgehobenem Schwerte entgegen: „Dich müsse der Teufel holen, du Vatermörderin, du Ehebrecherin!" — Ehe er jedoch noch auf sie zuschlagen konnte, faßte Brudemer sie mit den Worten: „Ich nehm's an", beim Haupte und verschwand mit ihr unter einem fürchterlichen Donnerschlage.

Der Ritter erwachte erst am späten Tage aus seiner Betäubung, wollte dann aber nichts mehr mit der Welt zu schaffen haben, ging in das Kloster des heiligen Bertinus und starb dort eines seligen Todes.

Seitdem stand das Schloß verlassen, und keiner wollte mehr auf demselben wohnen, denn in jeder Nacht war in demselben ein gräulich Getümmel und Gepolter. Auch kehrte keiner von dort zurück, wer auch dahin gehen mochte.

Endlich wagte ein frommer Benedictiner den Weg und trat bei anbrechender Abenddämmerung in den Burghof. Eben hatte er, nachdem er noch mehre Säle durchschritten, sich in einer kleinen Kammer hingesetzt, um in etwa auszuruhen, als die Thüre aufging und ein großer Herr, auf dessen Brust ein Schild mit dem Namen Brudemer hing, mit einer bleichen Frau am Arme eintrat; hinter den beiden kam eine glänzende Dienerschaft, und dieser folgten acht Knappen mit schweren Kisten auf dem Rücken. Der Herr wies mit dem Finger auf einen Tisch, auf welchem ein Schachbrett stand, und dann auf einen zur Seite desselben stehenden Stuhl, den der Mönch alsbald einnahm. Der Ritter ließ sich auf einem andern nieder, und beide begannen zu spielen. Der Mönch zog nur ganz vorsichtig und berechnete jeden Zug aufs allergenaueste, und so sah er

bald, daß er den Gegner überwinden würde; doch da wies die Frau mit dem Finger auf einen Bauer, den der Ritter gleich vorrückte. Dieser Zug veränderte das Spiel und brachte den Mönch in die höchste Gefahr, denn er wußte wohl, daß seine Seele dem Bösen gehörte, wenn er verlöre; auch brach das ganze Gefolge bei dem Zuge in schallendes Gelächter aus. Der Mönch bereute schon im Stillen seinen Gang, beschloß aber fortzusetzen, was doch einmal sein mußte, und schob nach einem kräftigen Gebete einen andern Stein dem Bauer entgegen. Der Herr wurde nachdenkend, denn das Spiel stand nun wieder zu des Mönches Gunsten und stellte sich mit jedem Zuge besser für denselben, er mochte machen, was er wollte. Als beide noch einige Züge gethan und der Gewinn offenbar in des frommen Geistlichen Händen lag, geschah mit einem Male ein gräßlicher Schlag, der Mönch stürzte nieder und alles verschwand.

Am andern Morgen fand der glückliche Spieler ein weibliches Gerippe mit zerfetzten Lumpen zur Seite des umgestürzten Spieltisches, und an der Thüre acht Kisten voll Gold und Silber. Er begrub die dürren Knochen im Burghofe und wandelte dann das Schloß in ein Kloster um, neben dem er von dem erspielten Schatze eine schöne Kirche baute, und in dem er der erste Prior wurde.

180.

Der Höllenbrunnen bei Dendermonde.

Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 96.

Fünfzig Schritte vor der Appelschepoort von Dendermonde liegt zur Seite des Heerweges ein breiter

Wasserbehälter, der seit undenklichen Zeiten den Namen Höllenpütz (helleput) trägt. Folgender Vorfall hat ihm diese Benennung gegeben.

Vor Zeiten bestand in dieser Stadt eine Bruderschaft zu Ehren des Patrones der Pest, des heiligen Rochus. Jegliche Fastnacht maskirten sich zwölf von den Mitgliedern als Teufel, aber dieß doch zu einem sehr schönen Zwecke. Während sie nämlich auf diese Weise als Gespenster umherfuhren und dazu mit einer schweren Kette rumorten und rasselten, hielten sie jeden Wanderer an und erbaten sich von ihm eine milde Gabe zu Ehren ihres heiligen Patrones.

Einst als diese Teufel beschäftigt waren, für den heiligen Mann also zu betteln, waren sie bis vor das genannte Thor, welches damals noch Steenpoort hieß, und zu dem daselbst gelegenen Pütz gekommen. Dießmal schienen sie besonders zufrieden mit dem Ertrage ihrer Einsammlung, — da fuhr ein plötzlicher Schrecken kalt unter sie. Nach ihrer Gewohnheit hatten sie in der Zahl der Apostel die Stadt verlassen, und jetzt fanden sie, daß ihrer — dreizehn waren. Sie blieben stehen, riefen inbrünstig ihren glorreichen Patron an und fragten sich alsdann unter einander ihre Namen ab, um sich gut und gewiß zu erkennen. Aber, o Schrecken! einer von ihnen wollte keine Antwort geben und schwieg beharrlich, so daß kein Zweifel mehr blieb, ein wirklicher Teufel habe sich zu ihnen gesellt. Alsbald machten sie alle das Zeichen des heiligen Kreuzes, und kaum war das geschehen, als der ungebetene Gast entfloh und sich in das angeführte Wasser stürzte.

Doch konnten die Dendermondner darum einer Vermummung nicht entsagen, welche der Kapelle des heiligen Rochus so vortheilhaft war; aber sie trugen Sorge, fürder zuvor in dieser Kapelle eine Messe zu hören. Später

führte man die zwölf Teufel auf einem Wagen umher, von dem herab sie dem Volke zuriefen: „Ein Almosen für Sankt Rochus!" Dieser Gebrauch ging jedoch auch im Beginne des verflossenen Jahrhunderts verloren.

181.

Eierkuchen am Charfreitag gegessen.

Kunst- en Letter-Blad. 1841.

Zwischen Thielt und Ruisselede in Westflandern liegt ein Ort, De oude wal genannt. Da stand ehedem ein großes, schönes Schloß, von welchem jetzt nur geringe Spuren noch übrig sind. In der Nachbarschaft spricht man verschiedentlich über die Zerstörung desselben und den Grund davon, aber über das, was dort jährlich am Charfreitage vorgeht, darüber sind alle einig. Auf diesen Tag nämlich hört man am ouden wal ein dumpfes Getöse aus der Erde dringen, gerade als wenn eine Teigmulde drunten ausgekratzt würde, und dabei riecht es gerade, als wenn man Eierkuchen büke.

Einst hatte ein Bauer sich dahin begeben, um sich über die Erscheinung Gewißheit zu verschaffen, und er fand zu seinem Erstaunen auch die Erzählungen bestätigt, welche von dem Orte umgehen. Aber der Eierkuchenduft kitzelte seine Nase dergestalt, daß er um allen Preis ein Stückchen von dem Gebäcke hätte haben mögen, und nach langem Kampfe mit seinem Gewissen rief er endlich entschlossen aus: „Ach, Freunde, wer ihr auch seid, gebet mir doch einen einzigen Eierkuchen." Kaum hatte er die letzte Silbe aus dem Munde, da siehe, fliegt ein schönbrauner Kuchen aus der Erde und fällt in seine Hand nieder. Glücklich über die Maßen führt er gierig ein

Stück an die Lippe, aber noch hatte er den ersten Biß nicht gethan, als er verschwand. Was aus ihm geworden, das weiß Gott.

182.

Die Teufelsmauern bei Pepinster.

Bovy, Promenades historiques. II, p. 49.

Sankt Remaclus, der sieben und zwanzigste Bischof von Tongern, der um 650 lebte, hatte es nach vielen Anstrengungen endlich dahin gebracht, die letzten Spuren des Heidenthumes in seinem Bisthume auszurotten. Das gefiel dem Teufel aber nicht, und dieser suchte sich an den Bewohnern der Gegend darob zu rächen. Er baute nämlich in einer Nacht aus Kieselsteinen, welche er in dem nahebei fließenden Bache Hoegne sich holte, eine lange, lange Mauer, womit er den Lauf dieses Bächleins hemmen und die ganze Umgegend in Wasser setzen wollte. Als die umwohnenden Landleute am Morgen das Bauwerk sahen und die Gefahr erkannten, in welcher sie schwebten, flehten sie die Fürbitte und Hülfe des heiligen Hermes, eines der Hauptpatrone von Tongern, an. Und sie vertrauten nicht vergebens, denn der Heilige sprach nur ein Wort, und die Mauer brach in der Mitte zusammen und alle Gefahr war abgewandt.

Diese Mauer, bekannt unter dem Namen Teufelsmauer (les murs du diable), steht noch heutzutage, und in der Mitte sieht man deutlich den Ort, wo sie in Trümmer stürzte.

183.

Ameil-a-l'oeil de Lephy.

Hemricourt S. 138.
Bovy II, S. 223.

Ameil de Lephy, ein Sproſſe aus der Familie von Dammartin, war ein wackerer und kühner Ritter und führte dabei ein frohes Leben.

Eines Tages, wo er ſich allein auf ſeinem Schloſſe befand, wanderte er, ſich zu zerſtreuen und der drückenden Hitze in etwa zu entgehen, zur ſchattig überlaubten Quelle von Lephy. Als er dort ankam, fand er eine junge Frau, ſchön wie er noch keine geſehen, und in Kleidern, die auch nicht eines niedern Ranges Zeugen waren. Erſtaunt über die Erſcheinung, redete er ſie freundlich an und fragte dann, wer und woher ſie wäre und wohin ſie wolle. Darauf entgegnete ſie ihm, daß ſie ihren Namen nicht nenne, jedoch aus edelm Geblüte und aus fremdem Lande ſtamme; auf einer Pilgerfahrt begriffen, hätte ſie an der Quelle ſich niedergelaſſen, um auszuruhen, während ihr Dienſtmädchen in die Stadt gegangen ſei, um Lebensmittel zu kaufen.

Je mehr Herr Ameil ſie anſchaute, deſto mehr wurde er in Liebe zu ihr entzündet, und er wagte es endlich gar, ſie um ihre Gunſt zu bitten. Sie aber vertheidigte ſich und that, als verſtände ſie ihn nicht; doch willigte ſie endlich ein, daß er ſie auf ſein Schloß führe. Dort nun ergötzten ſich beide weidlich an voller Tafel und vollem Becher, und ſie ſchloſſen damit, daß ſie, wie den Tiſch, ſo auch das Bette theilten.

Als der Morgen gekommen und beide aufgeſtanden waren, dankte die Fremde dem Ritter und fragte ihn

alsdann, ob er sie nun kenne und zu sagen wisse, wem er also viel Liebe geschenkt habe. Ameil entgegnete, verwundert ob der seltsamen Frage, ein langes Nein. „Dann will ich es dir sagen", sprach da die Frau; „wisse, daß du beim — Teufel geschlafen hast." — „Beim Teufel?" fragte der unerschrockene Ritter. „Beim Tode unseres Erlösers! Dann kannst du dich wohl rühmen, wenn du wieder in deine Hölle kommst, daß kein liebenswürdigerer Teufel jemals auf der Welt gewesen, als du mir die Nacht warst."

Als er diese Worte noch nicht geendet, verschwand das Weib, aber im Verschwinden riß sie dem Ritter das rechte Auge aus, und dieser hieß davon seit der Zeit Ameil-a-l'oeil.

Die Quelle rinnt noch und befindet sich am Eingange des Schloßgartens. Sie heißt gegenwärtig Fontaine Sainte Oude.

184.

Der Teufel pflügt.

Mündlich von C. van Swygenhoven.

Einmal ist es dem Teufel eingefallen zu pflügen, und das war in der Gegend von Hekelghem. Nachdem er die Arbeit einige Stunden lang fortgesetzt hatte, wurde er ihrer überdrüssig, nahm die Steine und Erdklötze von der Pflugschaar und schmiß dieselben zur Seite.

Die Furche aber, welche der Pflug rückgelassen, ist das Flüßchen Dender, und die zur Seite geworfenen Erdklötze und Steine, das sind die kleinen Hügel, die in der Nähe des genannten Ortes, ungefähr drei Viertelstunden vor dem Dender, sich erheben.

Nach andern ſoll dem Teufel die Furche zu tief geworden ſein und er darum eingeſehen haben, daß kein Same in derſelben fortkommen könne. Wieder andere ſagen, das Waſſer ſei in die Furche gedrungen, und deßhalb habe der Böſe nicht weiter gearbeitet.

185.

Der Teufel verwahrt das Geld.

Thomas Cantipratenſis S. 260.

In dem Kloſter Vaucelles bei Cameryk trug es ſich zu, daß man das Geld eines Wucherers aus der Grafſchaft Artois verwahrte. Eines Tages kam der fromme Bruder Wilhelm in die Kammer, wo das Geld in einem Schranke lag, und ſah den Teufel auf demſelben ſitzen. Da fragte der Bruder erſchrocken: „Was machſt du denn hier und was willſt du?“ und da antwortete der Teufel: „Ei, ich kann mit allem Rechte auf meinem Eigenthume ſitzen.“

Das erzählte Bruder Wilhelm dem Abte, und der ſchickte das Geld alsbald zurück.

186.

Die Scheune zu Montecouvez.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 95.

Bei einer reichen Ernte hatte ein junger Bauer verſäumt, ſeine alte Scheune ausbeſſern zu laſſen, und er wußte nun nicht mehr, was zu machen. Als er auf dem Felde eben trübſelig umherging und das ſchöne Getreide ſchaute, da trat ein Herr zu ihm und fragte ihn, wo der Weg zum Schloſſe Catelet hinführe, worauf ſich der

Bauer bereit erklärte, ihn dahin zu bringen. Auf dem Wege aber fragte der Fremde seinen Begleiter, warum er so traurig drein schaue, und dieser erzählte ihm sein Unglück. Der Herr erbot sich, ihm zu helfen, wenn er einen Vertrag mit ihm eingehen wolle, daß er übers Jahr sein Vasall sein und ihm in seine Besitzungen als Leibeigner folgen wolle. Deß war der arme Bauer gar zufrieden, bedingte sich aber aus, daß er auch für Frau und Kinder Obdach bekomme, was der fremde Herr ihm mit gräßlichem Gelächter zusicherte. Darauf unterschrieb der Bauer den Vertrag, worin stand, daß die Scheune vor dem ersten Hahnenkrähen fertig dastehen müsse, und zwar, da sie keine Dinte hatten, mit seinem Blute. Für die Frau erhielt der Bauer dann noch hundert Pfund mehr und für das Kind fünfzig Pfund. Als sie damit fertig waren, trennten sie sich, der Fremde ging nach dem Schlosse hin und verschwand bald aus des Bauern Augen, der sich seiner Meierei zuwandte.

Je näher er aber seinem Hause kam, desto bedenklicher wurde ihm der eingegangene Vertrag, und noch mehr, als er zur Seite des Hauses die Arbeiter des Fremden schon fand, die in geschäftiger Eile Balken auf Balken und Ziegel auf Ziegel häuften, ohne daß jedoch weder Hammer noch Hobel, weder Säge noch Beil auch nur im mindesten zu hören gewesen wären. Und doch wurden himmelhohe Eichen herbeigebracht und in Stücke geschnitten, ganze Haufen Steine zerhauen und bearbeitet.

Bestürzt trat er ins Haus, wo seine Frau in nicht minder großem Schrecken saß, denn Hund und Katze, Hahn und Henne, Enten und Gänse drängten sich ängstlich um sie herum und schrieen, und die Pferde im Stalle sprangen und tobten.

Besonders furchtsam that ein großer Hahn, der schönste, den man im ganzen Orte sehen konnte, und

unter den Thieren des Hauſes auch das von der Frau am meiſten geliebte. Als dieſer ſich nicht mehr zu ſchützen wußte vor Noth und Angſt, flog er ſeiner Herrin auf den Schooß; doch dieſe ſtieß ihn erſchrocken von ſich und rief, ſich kreuzend, um Hülfe; der Hahn fiel zur Erde, erhob ſich aber alsbald wieder und ſchrie laut ſein Kikiriki.

In demſelben Augenblicke ſcholl vom Hofe her ein fürchterlicher Schlag, ſo daß die Erde zitterte; zugleich verſchwanden die Werkleute, und die Scheune, blieb unvollendet. Am andern Morgen wunderte man ſich allgemein im Dorfe über die ſchöne Scheune voll Garben jeder Art, denn keiner konnte begreifen, wie ſie hingekommen war, und der Bauer hütete ſich auch wohl, etwas von ſeinem Abentheuer verlauten zu laſſen.

Das Loch, welches am Giebel noch unvollendet geblieben war, konnte er aber auf keine Weiſe ſchließen, und das ſteht auch noch offen bis zum heutigen Tage. Auch ſingt ſeit jenem Tage ein Hahn auf der Meierei immer früher, als alle andern im Dorfe.

187.

Die Teufelsſcheune zu Gallemaerde.

Kunſt= en Letter=Blad. 1840. S. 7.

Die Hallegaſten aus Weſtflandern ziehen auf ihrer Pilgerfahrt unter andern auch durch Gallemaerde, und da möchte nicht mancher zu finden ſein, der es unterließe, ein Kreuz zu ſchlagen, wenn er in dieſem Dorfe an der Teufelsſcheune vorbeikommt. Alle Ungläubigen ſpotten zwar darüber, aber zur Strafe für ihren Dünkel bleibt das Wunder beſtehen, und kein Menſch kann es ändern.

Vor einigen hundert Jahren hatte nämlich der Bauer des Pachthofes, zu dem die Scheune gehört, das Unglück, diese zu verlieren; ob durch Wind oder Feuer, weiß ich nicht, aber so viel ist gewiß, daß es im August war und er des andern Tages sein Korn einfahren mußte. Verzweifelnd lief der Bauer durch die Felder und her und hin, als plötzlich ein Herr vor ihm stand, der ihn nach der Ursache seines Mißmuthes fragte, worauf der Angeredete bescheidentlich die ganze Sache erzählte. — „O, ist es nichts anderes", sprach der Fremde, als der Bauer geendet; „da will ich euch wohl helfen. Wollt ihr mir auf dieses Pergament mit eurem Blute euer Handzeichen schreiben, dann soll morgen früh, ehe der Hahn kräht, eure Scheune fix und fertig da stehen; wo nicht, ist unser Accord gebrochen." Mit den Worten hatte der Herr ein Pergamentblättlein aus der Tasche gezogen und stach nun mit einer Nadel dem Bauer in die Hand, und dieser machte mit dem herauströpfelnden Blute sein Handzeichen. Bald aber gereute es den armen Mann doch, dem Teufel also leichtsinnig seine Seele verkauft zu haben, und er konnte vor lauter Angst nicht schlafen, und als seine Frau den Casum vernahm, konnte die gleichfalls nicht schlafen und war nicht minder in Angst und Schrecken, als er selbst.

Aber Weiberlist über alle List, sagt ein altes Sprich- und Wahrwort, und das bewährte sich auch hier. Lange bevor nämlich, ehe der Hahn noch krähen konnte, sprang die Frau aus dem Bette und vor das Haus, wo sie eine unendliche Zahl von Arbeitern an der Scheune beschäftigt sah. Als sie aber bemerkte, daß nur noch ein Stück von der Seitenmauer unvollendet war, steckte sie schnell den Mund zwischen die Hände und schrie aus allen Kräften: Kikeriki! Kikeriki! und alle Hähne der Nachbarschaft folgten und schrieen treulich auch ihr Kikeriki.

Zugleich verschwanden die Werkleute sämmtlich, und die Scheune blieb unvollendet.

Nach der Zeit hat man oft versucht, das Loch zuzumauern, aber dann kommt Satan in der Nacht und bricht es wieder auf, und das aus purer Rache, daß ihn das Bauerweib also geprellt hat.

188.

Der Hirte von Canegem.

S. Nelemans im Kunst= en Letter=Blad. 1840. S. 80.

Die Morgenröthe eines schönen Lenztages brach eben an, als ein Recollet aus dem Kloster von Thielt mit zwei Novizen aus dem Convente kamen, um auf den Termin zu gehen. Auf einem ziemlich ausgedehnten Felde, der Kouter genannt, angekommen, gewahrten sie einige Schritte vom Wege ab eine zahlreiche Heerde von Schafen, ohne jedoch einen Hirten dabei zu sehen. Neugierig blieben sie stehen.

„Ehrwürdiger Vater", begann einer von den Novizen, sich zu dem Recolleten wendend, „bemerkt ihr nicht, wie der Hirtenstab, der dort in der Erde steckt, so sorglich von dem Hunde bewacht wird?"

„Ja", entgegnete der Gefragte, „und noch mehr. Bald sollt ihr den Grund davon kennen."

Mit diesen Worten schritt der Geistliche voran und gelangte bald zu dem Stabe. Der Hund ließ, obgleich bis jetzt seine Aufmerksamkeit mehr auf den Stab, als auf die Heerde gerichtet war, doch den Recolleten ruhig nahen. Dieser war in der Zwischenzeit beschäftigt, Gebete aus einem lateinischen Buche zu lesen, und siehe, bald stand ein von Kopf bis Fuß in Schweiß gebadeter Greis, dessen Mienen einen heftigen Schrecken zeigten, vor den

Augen der Mönche. Der Recollet erhob sein Haupt und fragte den Alten mit aller Ruhe:

„Mein Freund, woher kommt ihr?"

Der Greis antwortete nichts und stand wie versteint vor Angst.

„Freund, fürchtet euch nicht und antwortet mir, ich will euch erlösen."

Der Alte kam langsam von seiner Verwirrung zurück, doch tiefe Scham ließ ihn nicht offenherzig sein, bis er endlich nach vielem Zureden also sprach:

„Ehrwürdiger Vater, es sind schon fünfzig Jahre, daß ich mich dem Satan verbunden habe, und seitdem bin ich gezwungen, seine Befehle buchstäblich zu vollbringen. Eben war ich in ein unterirdisches Gewölbe gerufen, um einer Teufelsgesellschaft beizuwohnen."

„Wolltet ihr wohl von dem höllischen Joche erlöset sein?"

„O sprecht mir davon nicht ... Satan steht bereit, mir den Nacken zu brechen."

„Ich verbürge euch, daß von Seiten des Teufels euch kein Leid geschehen soll."

Diese Worte übten auf den Greis einen so mächtigen Eindruck, daß er alsbald in des Recolleten Vorschlag einging.

Schnell ward einer von den Novizen nach dem Kloster abgefertigt, um alles zu der Ceremonie Nöthige herbeizuholen. Bald nach seiner Rückkehr war die Entjochung vollbracht und der Schäfer erlöst.

189.

Der Violinbogen.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 159.

Ein alter Geiger kam eines Abends in der Gegend von Hesdin bei furchtbarem Sturm und Wetter noch seines Weges dahergeschritten. Er mußte durch den Wald, verfehlte aber den Weg in der Dunkelheit und irrte lange herum, ohne sich zurechtfinden zu können. Darob ärgerlich, stieß er heftig mit seinem Stocke an die Erde und fluchte einen so gotteslästerlichen Fluch, wie in seinem ganzen Leben ihm keiner über die Lippen gekommen war. Zu gleicher Zeit erblickte er in der Ferne ein helles Licht, faßte neuen Muth und ging mit hastigen Schritten durch Dick und Dünn darauf los. Als er ganz nahe dabei war, sah er, daß das Licht aus den Fenstern eines prächtigen Schlosses kam, welches er vorher nie gekannt und von dem er in seinem ganzen langen Leben kein Sterbenswörtchen gehört. Froh, doch endlich einmal unter Dach zu kommen, trat er in das Thor, durcheilte den Vorhof und stand bald vor der offenen Thüre eines glänzend erleuchteten Saales, in welchem eine Menge von Männern und Frauen sich befand. Die einen saßen an langen Tafeln um köstliche Mahle gereiht, die andern spielten an kleinern Tischen, der größte Theil aber drehte sich unter wildem Gejauchze in lustigem Tanze. Nachdem der Alte einige Zeit das Ganze sich angesehen, trat er zu dem, welcher ihm der Herr des Schlosses schien, und bat denselben, ihm zu erlauben, daß er die Nacht in einem Winkel der Burg zubringen dürfe. Ein huldreiches Lächeln und freundliches Nicken war die ganze Antwort; alsbald kam ein reichgekleideter Diener, der dem Künstler die Violine abnahm und sie an einem Goldnagel aufhing. Nun konnte der Alte sich gar nach

Kreuzfeuer und von drei Seiten her. Wenn Sie sich auf die Mitte zu bewegen, so haben Sie Feuer von vorn und von beiden Flanken. Wenn Sie sich auf die Flanken zu bewegen, so haben Sie Feuer von vorn und von der Flanke, auf die Sie zu gehen. Wenn Sie sich auf eine Flanke

Nun hatte der Alte aber vier junge Neffen, und das waren böse Buben, und die verschworen sich zusammen, ihren Oheim zu tödten. Als dieser das nächste Mal auf seinem Maulesel, gefolgt von dem die Violine tragenden Diener, durch den Wald ritt, da sausten auf einem Kreuzwege plötzlich vier Pfeile auf ihn zu, und er sank tödtlich getroffen zu Boden. Der Diener entfloh.

Ehe aber noch die vier Bösewichte dem Leichnam nahen konnten, trat ein langer, schwarzer Kerl auf denselben zu, griff in eine Hosentasche des unglücklichen Künstlers, zog eine kleine Börse daraus und verschwand mit derselben unter dem von gräßlichem Gelächter begleiteten Rufe: „So nutzen meine Gaben, haha!"

Erschüttert von der Scene, standen die Mörder noch da, als der Constabler von Hesdin mit seinen Leuten heranzog, sie festnahm und auf Befehl des Provosten an die Bäume hing, hinter welchen sie sich versteckt hatten.

Von der Zeit an hieß die Stelle: der Kreuzweg der vier Brüder, und diesen Namen trägt sie noch heutzutage.

190.

Die schlafenden Mönche.

Thomas Cantipratensis S. 408.

Es war ein Mönch, der meistens schlief, wenn die Matutin in der Kirche gesungen wurde. Einmal schlief er auch wieder, und da sah er im Schlafe einen sehr häßlichen Teufel, der einen eisernen Löffel mit flüssigem Pech in der Hand trug, zu allen Mönchen hinging und den Schlafenden den Löffel anbot. Als der Teufel aber auch zu ihm kam und ihm den glühenden Löffel darhielt,

da zog er den Kopf schnell zurück und stieß sich ein großes Loch hinein an dem Chorgestühle. Seit der Zeit hat er nicht mehr geschlafen.

191.

Der Teufel im Kloster.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1584.

In dem Jahre 1503 geschah ein wunderliches Ding binnen der Stadt Goude, und es trug sich zu in einem Kloster, genannt zu Sankt Maria Magdalena, daß der Teufel hineinkam und an schönen Tagen sich oft unter die Schwestern schlich. Bisweilen zeigte er sich als ein schöner Jüngling und griff an der Schwestern Brust, und nahm sie in den Arm und trieb viel wunderliche Manieren; bisweilen aber erschien er auch als ein häßliches Thier und neckte die Schwestern, und machte gefährliche Sachen, so daß fast alle darob von Sinnen kamen. Dieses hat so lange gedauert, bis die Schwestern große Buße und Abstinenz hielten und milde Almosen gaben, denn dadurch wurde der böse Satan abgeschreckt und kehrte nicht wieder.

192.

Der Teufelsstein zu Utrecht.

Mündlich.

Auf der Oudegracht zu Utrecht liegt an der Ecke des Eligensteges ein gewaltiger Kiesel, der mit vier dicken Ketten an dem Eckhause befestigt ist. Ehemals trieb der Teufel damit allerlei Unfug und schmiß ihn bald hier, bald dort in der Stadt umher, so daß die Einwohner

ſich endlich genöthigt ſahen, ihn alſo feſt zu machen, damit der Böſe nicht fürder damit werfen könnte.

193.

Der Teufelsſtein bei Namür.

Mündlich von Herrn Quetelet.

Dieſer Stein lag in einem Garten und war von gewaltiger Größe, und es ging die Sage von ihm, daß kein Menſch ihn von der Stelle bringen könnte. Das wollte der Beſitzer des Gartens probiren und hat ihn in Stücke hauen laſſen.

194.

Wucherer geſtraft.

Thomas Cantipratenſis S. 237.

In Brabant iſt es geſchehen, daß ein böſer Wucherer lebte, der viele Witwen und Waiſen um das Ihrige gebracht hatte. Dieſer bat ſtets die Mönche, daß ſie ſich ſeiner im Gebete erinnern möchten, aber darum beſſerte er ſich doch nicht. Da wurde er einmal plötzlich von einer argen Krankheit überfallen; als er aber ſeinem Ende nahte, da ſah man zwei große ſchwarze Hunde, welche immer um das Bett liefen, und als der Wucherer ſtarb, da ſtreckte er die Zunge mehr als einen Fuß lang heraus, ſo daß es gräulich anzuſchauen war.

Rule for Addition.

Write the numbers to be added, so that units may stand under units, tens under tens, hundreds under hundreds, and so on; draw a line under them; add the units together, and if their sum be less than ten, write it under the units; but if it be ten or more than ten, write down only the excess above the nearest ten, and carry one for each ten to the next column; add the tens, and proceed in the same manner with them and with each of the following columns, till you come to the last, which add entire.

Proof.

Add the terms in the reverse order, beginning at the top; if the sum be the same as before, the work is probably right.

Addition Table.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
6	7	8	9	10	11	12	13	14	15
7	8	9	10	11	12	13	14	15	16
8	9	10	11	12	13	14	15	16	17
9	10	11	12	13	14	15	16	17	18
10	11	12	13	14	15	16	17	18	19

EXAMPLES. Mental.

1. How much are 3 and 4? 3 and 5? 3 and 6? 3 and 7? 3 and 8? 3 and 9? 3 and 10?

Thurme der Kirche haben. Der Teufel hat ſie alſo außerhalb deſſelben gehangen.

198.

Die Hochzeit zu Carron-Saint-Martin.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 75—83.

Der Bräutigam war der reichſte Mann, die Braut das ſchönſte Mädchen im ganzen Orte; die Hochzeit war glänzend und alles ging luſtig zu bis zur Stunde, wo man tanzen wollte. Da wurde nämlich dem jungen Ehemanne plötzlich gemeldet, daß ein Fremder an der Thüre um Einlaß bitte; und ehe er noch antworten konnte, trat der ſonderbare Gaſt ſchon in den Saal. Kaum hatte der Bräutigam ihn erblickt, als ſeine Wangen ſich bleichten; auch erwiederte er den Gruß des Fremden nur kalt. Dieſer inzwiſchen kümmerte ſich wenig darum, ſetzte ſich zu Tiſche, leerte die größte Bierkanne in Einem Zuge und aß den größten Schinken bis auf die Knochen rein auf, ſo daß alle Gäſte ein kalter Schauder durchrieſelte, denn ſie konnten ſich nicht denken, wie ein Menſch in der Welt dermaßen zu eſſen und zu trinken vermöge.

Als er die Schüſſeln der Tafel meiſt geleert, fragte er heiter den Bräutigam, der weiß wie eine Leiche an einem Stuhle ſich hielt: „Aber das nenn ich mir eine Hochzeit, wo nicht einmal eine Violine drauf iſt.“ Da nahm einer der andern das Wort und ſagte, daß der Spielmann nicht habe kommen können wegen des ſchlechten Wetters. „Oho, wenn das alles iſt“, entgegnete der Fremde, „da will ich ſchon helfen, ich hab meine Violine an der Thüre ſtehn.“ Und als er das geſprochen, ging er hinaus und kam gleich darauf mit ſeinem In-

ভাবে ভাবিত হইয়া, তাহার সহিত সাক্ষাৎ করিতে আসিয়াছিলেন। তিনি বলিলেন, "আমি তোমার নিকট একটি ভিক্ষা চাহিতে আসিয়াছি।" তাহাতে সে বলিল, "আপনি যাহা চাহিবেন, তাহাই দিব।" তিনি বলিলেন, "তোমার ঐ ঘোড়াটি আমাকে দিতে হইবে।" সে বলিল, "আপনি ঘোড়া লইয়া কি করিবেন?" তিনি বলিলেন, "আমি ঘোড়ায় চড়িয়া ভ্রমণ করিব।" সে বলিল, "আপনি ঘোড়ায় চড়িয়া ভ্রমণ করিবেন, ইহা আমার ইচ্ছা নহে।" তিনি বলিলেন, "তবে তুমি কি ইচ্ছা কর?

Verzweiflung geweidet hatte, „will deine Frau dieß unterschreiben, so schenk ich dir noch acht Tage."

Der Bräutigam entriß den Händen des Unbekannten ein rothes Pergamentblatt mit goldenen Buchstaben, heftete einen langen Blick darauf, schmiß es aber wieder mit Abscheu zur Erde.

„Dann muß ich Abschied von der Gesellschaft nehmen", sprach da der Fremde, „und du wirst mich wohl einen Schritt begleiten, nicht?"

Mit diesen Worten grüßte der kleine Mann alle Anwesenden gar freundlich, schlang vertraulich seinen Arm um den Hals des Bräutigams und verließ mit diesem das Zimmer, nachdem er noch zuvor der Braut zugeflüstert:

„Adieu, Kind; seid nicht böse über mich, daß ich euch den Mann fortführe, ihr sollt ihn bald wiedersehn."

Wohl sah die Arme den Bräutigam wieder, aber erst am andern Tage, und als eine schwarzverbrannte Leiche. Als man dieselbe in die Kirche brachte, erloschen alle geweihte Kerzen, und das Grab, in welches man die Todtenlade einsenkte, war am andern Morgen leer.

199.

Das Höllenloch zu Cameryk.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 31—38.

Also heißt gegenwärtig ein häßliches Viertel der Stadt, in welcher die Hefe der Bevölkerung aus der ganzen Gegend sich zusammenfindet. Vor sieben hundert Jahren stand dort ein schönes, großes Schloß, dessen Besitzer mit dem Teufel im Bunde war und demselben seine Seele verkauft hatte. Er schändete alle Jungfrauen, deren er habhaft werden konnte, tödtete die Priester

und preßte den Bewohnern der Umgegend den letzten Groschen aus.

Also hatte er es lange schon getrieben, da strafte ihn endlich der Himmel; während eines fürchterlichen Sturmes fuhr ein Blitz in das Schloß und tödtete ihn mit seinen Dienern, wenige ausgenommen, die, frommeren Gemüthes, ihm oft abgerathen hatten von seinen Schandthaten.

Diese gingen zum Bischofe und baten ihn, zu erlauben, daß sie den Körper ihres Herrn in geweihte Erde bestatten dürften; aber der Bischof wollte davon nichts hören, sondern verbot ihnen und jedem andern Christenmenschen, diesen Körper zu berühren, und befahl vielmehr, ihn anzuspeien, wenn sie daran vorbei müßten.

Dieß Verbot inzwischen war nicht nöthig, denn kaum hatten einige Diener des Bischofes den Körper des Ritters, der sich Truander nannte, in den Schloßgraben geworfen, als die Erde rings herum Feuer und Flammen entsandte, die kein Wind und kein Regen zu löschen vermochte. Viele tausend Teufel wurden darin gesehen, die Oel und Pech ohne Unterlaß hineingossen, und damit keiner es wage, dem Orte zu nahen, kroch ein großer Drache um denselben herum.

Tag und Nacht konnte man auf viele Meilen weit das Geheul Truanders und der Diener und das höllische Gejubel und Gejauchze der Teufel vernehmen; kurz es war ein gräulich Wesen, wie es keines Menschen Auge seitdem gesehen.

Der Bischof wurde endlich von Mitleid gegen Truander durchdrungen und beredete einen der ehemaligen Vasallen des Ritters, der dessen übrige Besitzungen geerbt hatte, diese Güter zum Wohle der Armen zu verkaufen. Als der fromme Vasall dieß gethan, verschwand der höllische Spektakel. Auf dem Schlosse wollte aber

kein Menſch wohnen, und ſo verfiel es langſam, und die umwohnenden armen Leute bauten ſich aus den Steinen ihre Hütten, in welchen jedoch nie Gottesfurcht zu finden war.

Der Name Höllenloch (trou d'enfer) blieb der Stelle aber bis zum heutigen Tage.

200.

Benthem.

J. Picardt, Korte Beſchryvinge van eenige vergetene en verborgene antiquiteten van't oude Vrieslant. Groningen 1731. S. 141 ff.

Dieß iſt ein ſtarkes Kaſtell von gewaltiger Bauart, und wie Tecklenburg eines der allerälteſten und mächtigſten von Frießland. Ein alt Erbgerüchte ſagt, daß der Druſ, nachdem er Tecklenburg vollendet, das Schloß Benthem gebaut habe. Als einen Beweis und ein Wahrzeichen dafür zeigt man dicht bei dem Hauſe Benthem eine hohe Felſenklippe, welche noch heutzutage der Druſſtuhl heißet, und einen platten Stein, der oben darauf liegt, und das Druskiſſen genannt wird.

201.

Leyden.

Van der Bryheyt van Doerne. Chronik aus dem 14. Jahrhundert. S. Bibl. des antiquités belges. T. I, p. 71. — Vgl. Oude Diviſie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585.

In den Niederlanden wohnten ehedem bei Antwerpen, Gouwen, Nymwegen und Leyden große Rieſen, welche von den Wanderern Zoll erpreßten und dieſelben auf jede Weiſe quälten. Der zu Leyden wohnte, war der ſtärkſte und geehrteſte von allen, darum gab er auch

Geleitsbriefe, mit denen versehen man bei den andern Riesen sicher passiren konnte. Von diesem Geleite aber empfing die Stadt Leyden in Holland ihren Namen.

202.

Das Riesenbein zu Hamme bei Dendermonde.

Davidis Lindani de Teneramonda lib. III, p. 67 ed. Gram.
Jak van de Velde im Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 60.

Vor Zeiten wohnten Riesen um Hamme herum, einer unter andern in der Stadt selbst, ein zweiter auf dem entgegengesetzten Ufer der Durme im Waeslande. Einst entspann sich unter den beiden ein Wortwechsel, wer von ihnen der längste sei, und in Folge dessen gingen sie nach Thielrode, wo man eben eine Kirche baute, und beide konnten mit ihren Händen die Mauer bis zum Dache bereichen, und sie legten jeder einen Stein darauf.

Andere kennen drei Riesen um Hamme (wo der dritte wohnte, das weiß man nicht mehr) und sagen, die hätten sich nicht zu Thielrode vereinigt, um ihre Länge zu messen, sondern um eine Kirche daselbst zu bauen. Zu dieser hatten sie keine Gerüste nöthig, denn sie konnten gemächlich bis zum Dache reichen. Einer von ihnen brauchte auch weder Boot noch Brücke, wenn er über die Durme mußte, er watete hindurch, und weder Strömung, noch Tiefe des Wassers konnte ihn daran hindern.

Unter dem Portal der Kirche auf linker Hand hängt noch der Oberschenkel eines der Riesen, und der hat vier Fuß und sechs und einen halben Zoll Länge (waessches Maaß), und auf der dünnsten Stelle einen Umfang von dreizehn Daumen. Er wurde vor langer Zeit in der Durme aufgefischt und sorgfältig bewahrt, ja das Volk

trägt eine ſolche Verehrung zu ihm, als wäre es die Reliquie irgend eines Heiligen.

Die Straße in Hamme, wo der Rieſe gewohnt hat, heißt aber noch heutigen Tages die Rieſenſtraße (Reuzenſtraet).

203.

Der Rieſe Hidde.

Corn. Kempii de situ, origine etc. Frisiae. Col. Agr. 1588. p. 236.
Pierius Winſemius, Geſchiedeniſſe van Vrieslant. Franeker 1622. Fol. Buch III, S. 93.
Grimm, Deutſche Sagen. I, 420.

Zu Karls des Großen Zeit lebte ein Frieſe Namens Hidde, groß von Leib und ein ſtarker Mann, ging ins Land Braunſchweig und wurde vom Herzog zum Vogt ſeiner Wälder und Bäume gemacht. Als er einmal durch die Wildniß ging, ſtieß er auf eine Löwin mit ihren jungen Welpen im Neſt, tödtete die Alte und brachte die Jungen als Wölfe, die er gefangen habe, dem Herzog an Hof. Dieſem gefiel die Einfalt des Mannes, welcher keinen Unterſchied machte zwiſchen Löwen und Wölfen, und begabte ihn mit vielen Ländereien in der Gegend der Elbe. Da baute er ſich ein Wohnhaus und nannte es Hiddesacker nach ſeinem Namen.

204.

Hünengräber.

J. Picardt, Korte Beſchryvinge van eenige vergetene en verborgene antiquiteten van't oude Vrieslant. Groningen 1731. S. 37 u. 49.

Nach der Ausſage vieler Leute ſind die Hünengräber Bauwerke des Teufels, und der hat die zu dem Zwecke

aufgerichtet, daß die alten Heiden ihm dabei opfern und ihn unter dem Namen Herkules dabei verehren möchten. Dieſen Teufelsdienſt bei den Hünengräbern hat erſt Biſchof Bonifaz II. von Utrecht abſchaffen können.

In alten Zeiten hat es ſtets gräulich bei denſelben geſpukt, und hat der Teufel daſelbſt wunderliche Dinge verrichtet, ſo daß es nur wenige oder gar keinen gab, der es gewagt hätte, bei der Nacht an denſelben vorbei zu gehen.

205.

Die Hünenbetten zu Noordſleen und Doſterholte.

Van den Bergh, Nederl. Volksoverlever. en Godenleer. S. 62.

Das Hünenbett zu Noordſleen iſt von einem Geiſte gebaut worden, und zwar von demſelben, der auf dem Ellertsfelde in dem Hügel ſpukt, welchen man die Kirche ohne Pfaff (papelooze kerk) heißet.

Das zu Doſterholte haben die Rieſen gebaut, als ſie vor Zeiten noch im Lande wohnten, und zu einem Wahrzeichen davon zeigt man noch die Spuren ihrer Finger, welche ſie den Steinen im Angreifen derſelben eingedrückt haben.

206.

Der nackte Zwerg.

Schayes, Essai historique sur les moeurs etc. des anciens Belges.

In einem Dorfe bei Mecheln konnte ein Müller einmal Abends nicht mit dem Durchſieben ſeines Mehles fertig werden und verſchob darum den Reſt der Arbeit auf den folgenden Tag. Da er müde war und eilte, vergaß er ein Butterbrot mitzunehmen, welches er den Mittag auf

die Mühle mitgebracht hatte. Als er aber am andern Morgen die Thüre öffnete, fand er zu seinem Erstaunen alles Mehl durchgesiebt, das Butterbrot jedoch war verschwunden. Das däuchte dem Müller wunderbar, und er versuchte am Abend dasselbe, fand auch den folgenden Morgen wieder alles in schönster Ordnung, nur sein Butterbrot nicht. Darob wurde er gar neugierig, den also leicht zufriedenen Arbeiter kennen zu lernen, und barg sich am Abende des dritten Tages hinter einige Mehlsäcke. Bis Mitternacht hatte er schon gewartet, ohne daß sich etwas geregt hätte, da öffnete sich plötzlich die Thüre der Mühle und ein nackter Zwerg trat ein und setzte sich, nachdem er das Butterbrot verzehrt, fleißig hinter die Arbeit.

Der Müller aber war ein züchtiger Mann und hatte auch ein gar mitleidiges Herz, darum that es ihm in der Seele weh, den armen Zwerg nackt zu sehen. Er fügte also am folgenden Abende dem Butterbrote einen vollständigen Anzug bei, und hatte die Freude, seitdem den kleinen Mann immer in seinem Röckchen und Höschen zu sehen, wenn derselbe seine nächtliche Arbeit zu verrichten in die Mühle kam.

207.

Zwerge zu Löwen.

Mündlich.

Das Schloß Cäsar gehörte ehedem den Tempelherren. In den unterirdischen Gängen desselben, deren es viele hat und welche die ganze Umgegend weit und breit durchkreuzen, wohnte vor Zeiten eine Menge von Zwergen. Das waren aber keine von den guten, sondern lauter recht böse und neckische, welche den Einwohnern von Löwen allen Schabernack anthaten, der nur

ersonnen werden kann, und sie auf jede mögliche Weise vexirten. Deß waren die Löwener endlich herzensmüde und häuften darum eines Tages eine Masse Stroh am Eingange der Gänge auf und zündeten das an, so daß die Zwerge alle ersticken mußten.

208.

Kabotermannekens zu Herselt.

Schayes, Essai historique sur les moeurs etc. des anciens Belges.

Die Bewohner des Dorfes Herselt erzählen, daß bei Gelegenheit eines Krieges eine große Menge Kabotermannekens in ihre Gegend gekommen sei. Diese schlugen ihre Wohnung nahe beim Dorfe inmitten eines großen Waldes auf, und zwar in dort befindlichen Erdhöhlen, doch kamen sie sehr häufig ins Dorf, um eins oder das andere zu holen, ohne aber jemals einem Menschen etwas zu Leide zu thun. Wenn ihre Frauen alt wurden, ließen sie dieselben mit einem Milchbrötchen in der Hand in ein Loch steigen, welches sie gleich darauf sorgfältig wieder zuwarfen. Wie die Bauern behaupten, waren die Frauen mit der Todesart sehr zufrieden und wurden keineswegs dazu gezwungen.

209.

Müller und Zwerg.

Schayes, Essai historique sur les moeurs etc. des anciens Belges.

In dem Dorfe Gelrode liegt ein kleiner Hügel, Kabouterberg genannt, in welchen mehre Höhlen gegraben sind. Diese Höhlen waren vor Zeiten die Wohnung von den Kabotermannekens. Hatte der Müller des Ortes

den Mühlstein abgenutzt, dann legte er ihn nur vor die Mühle und ein Butterbrötchen nebst einem Glase Bier dazu, und er konnte sicher sein, den Stein am andern Morgen aufs schönste geschärft wiederzufinden. Ebenso that er, wenn er sein Linnen gewaschen haben wollte.

210.

Der Gertruden-Thurm zu Löwen.

Mündlich von Piot.

Diesen Thurm haben vor langer, langer Zeit die Zwerge gebaut, als sie noch in Löwen und der Umgegend heimisch waren. Ob sie auch an der Kirche geholfen, weiß ich nicht.

211.

Die Zwerghöhle zu Remouchamps.

Colson, Souvenirs des vacances. Revue belge 1837. p. 373.
De Reiffenberg, Chron. de Ph. Mouskes. II, introd. p. CXXXI.

Die Grotte zu Remouchamps, einem Weiler in der Provinz Lüttich, heißt im Munde der umwohnenden Landleute trô dès sotai (trou des nains, Zwergloch). In dieser Grotte befinden sich viele wunderbare Figuren, die haben die Zwerge gemacht. Wenn die Umwohner ehedem eine schwere Arbeit zu machen hatten, so trugen sie dieselbe nur an das Zwergloch, und am andern Tage war sie fir und fertig.

Wilde Juden und wilde Bilden in Friesland.

Cuno, Konsul in Rom, erfolgte am Freitag, 7. Juli, 8. 31. Im Auftrage, Hermann, andern Tages. 1850.
Von den Kreis, Notar, Kaufmann, im November.

In den Zeiten des Kaiser Nero waren in Britannien viele Sklaven und Gefangene, welche freiwillig in Rom sterben. Die meisten und einer Sklaven Gefangenen in einen Kämpfen Gladiatoren, die gleich den Wilden Tieren gemacht, zum Gespielen und Gefangenen Wilden Tieren Bauern, Leben der Gefangenen und zum Gefangenen, Gefangene Bauern, Gefangenen, Gefangenen, Gefangenen

Hügeln, oder tritt man in dieſelben, ſo vernimmt man wunderbare Dinge.

213.

Kludde.

Jules de St.-Genois im Kunſt- en Letter-Blad. 1840. S. 47.

Kludde oder Kleure iſt ein böſer Geiſt, der in einem großen Theile von Brabant und Flandern ſein Weſen treibt. Was ſeine Geſtalt betrifft, iſt er ein wirklicher Proteus. Darum ſind die Bauern auch dermaßen ängſtlich vor ihm, daß ſie Abends um keinen Preis in einen Wald, auf eine Wieſe, einen Acker oder eine Straße gingen, wo der gemeinen Sage nach Kludde ſeinen Aufenthalt hat. Oft kann man hartnäckige und eigenſinnige Kinder ſehen, die nur durch die Androhung von Kludde's Nahen ſich zügeln laſſen. Junge Mädchen zittern gleichſehr vor ihm, denn ſie glauben, daß er auch als Mahr umgeht.

Oft verwandelt ſich dieſer Geiſt in einen Baum, der zuerſt gar zart und klein daſteht, doch bald zu einer unermeßlichen Höhe ſich erhebt und in den Wolken verſchwindet, während alles, was ihn an der Erde umgibt, in die Kreuz und Quer geworfen wird. Ein anderes Mal behängt er ſich mit der Haut eines großen ſchwarzen Hundes, läuft alſo auf ſeinen Hinterpfoten, raſſelt dabei mit einer Kette am Halſe und ſpringt dem erſten, der ihm begegnet, unverſehens auf den Nacken, und wenn er ihn dann zur Erde geworfen hat, verſchwindet er ohne Spur. Meiſtens iſt Kludde ein altes, abgemagertes Pferd, und als ſolches ward er der Schrecken aller Stall- und Pferdeknechte. Dieſe erzählen auch, daß, wenn ſie oft Nachts ihre Roſſe auf der Weide laſſen, es ihnen häufig geſchieht, daß ſie anſtatt auf ihren wohl-

bekannten Hengst oder ihre Stute sich auf Kludde's Rücken setzen, der alsbald in größter Schnelligkeit mit ihnen davonrennt, bis er an irgend ein Wasser kommt und dort seinen entsetzten Reiter hineinschmeißt. Während der arme Bursche sich nun zu retten sucht, legt Kludde sich mit dem Bauche platt auf die Erde nieder und lacht auf das abscheulichste, bis der Gebadete mißmuthig oder halb wüthend aus dem Wasser sich herausgearbeitet hat.

Nach Gelegenheit nimmt Kludde auch die Gestalt einer Katze, eines Frosches, einer Fledermaus oder irgend eines anderen Thieres an. Seine Ankunft kann man leicht an zwei blauen Flämmchen erkennen, die zitternd und hüpfelnd vor ihm herlaufen. Diese Flämmchen, von den Bauern auch Stallichter genannt, sind, so viel man erkennen konnte, die Augen des Gespenstes. Entlaufen kann man Kludde schwerlich, und rennte man auch im schnellsten Zickzack vor ihm her; denn er würde, einer Schlange gleich, sich eben so schnell einem nachwinden.

Der Sage zufolge ist Kludde's Ursprung folgender. Ein armer Bauer hatte, um großen Reichthum zu gewinnen, seine Seele dem Teufel für zwanzig Jahre verkauft. Als aber die Zeit um war, wurde der höllische Vertrag zu nichts und der Mann verdammt, dem wandelnden Juden gleich, ewig auf der Erde herum zu irren, ohne irgend Ruhe zu finden und ohne jemals mit den Menschen in gute Beziehungen zu kommen.

Wenn dieser Geist flüchtet, lautet sein Geschrei: Kludde, Kludde! Und davon hat er seinen Namen erhalten.

In der Gegend von Ostende ist Kludde als Waternecker (Wassernix) bekannt, auf dem platten Lande in der Umgebung dieses Städtchens als Beere- oder Weerewolf (Wärwolf).

214.

Osschaert.

Jak van de Velde im Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 15.

Ehedem war es zu Hamme bei Dendermonde nicht geheuer. Ein böser Geist, Osschaert genannt, hauste dort; doch kann man eben nicht sagen, daß er nur Geißel war für die friedlichen Bewohner dieser Gegend, er hatte immer auch etwas sehr Heilsames für die Christen des Mittelalters, denn den Bösen war er ein fürchterliches Schreckbild, und manchen mag er wohl zur Umkehr auf den Weg des Guten gezwungen haben.

Sein gewöhnlicher Aufenthalt war der Ort, wo heutzutage das Kirchlein Van twee bruggen steht, und die nächste Umgebung sein Hauptwirkungskreis. Wenn ein Vermessener es nämlich wagte, gegen Mitternacht dort das Reimlein:

Grypke, grypke grauw,
Wilt gy my grypen,
Grypt my nou.

herzumurmeln oder gar laut zu schreien, dann sprang ihm Osschaert auf den Rücken, klammerte sich mit weit aufgesperrten Klauen an die Schultern des Verwegenen fest, und dieser mußte keuchend und ächzend mit ihm fort, bis sein gutes Glück ihn auf einen Kreuzweg leitete, wo der böse Geist nicht hinüber konnte und seinen Träger todesmatt hinwarf.

Mit dem eben genannten Sprüchlein scheint Osschaert häufig verirt worden zu sein, denn er trieb es je länger, je schlimmer, und am Ende waren nicht nur Trunkene oder Verwegene, die ihn neckten, Gegenstand seiner Quälereien, er verfolgte jeden, den er bei Nacht und Unzeit noch im Felde oder im Walde fand. Darum eilte der Ackersmann noch vor Sonnenuntergang mit hastigen

Schritten aus dem Felde, der verspätete Reisende suchte ängstlich ein Obdach für die sinkende Nacht, und mancher von den Landleuten zitterte selbst am Heerde und sandte feurige Gebete zu Gott, damit der Geist keine Macht über ihn habe.

Am peinlichsten war Osschaerts Reiten für den, dem eine schwere Schuld etwa das Gewissen drückte; auf dem lastete er mit erdrückender Schwere, in dessen Fleisch hackte er seine Klauen tief ein, dessen Nacken brannte sein höllenglühender Hauch furchtbar, und dabei verpestete fortwährend der unerträglichste Gestank jeden Athemzug des Sünders. Selbst wenn der also Gepeinigte niedersank vor Schmerz und Müdigkeit, blieb ihm keine Ruhe, er mußte wieder auf und wieder fort bis an einen Kreuzweg, oder ein Liebfrauenbild in der Nähe eines solchen.

Nun lebte aber vor längerer Zeit schon zu Hamme ein gottesfürchtiger Pfarrer, und der beschloß, tief gerührt von dem Drucke, unter welchem seine Gemeinde durch Osschaert seufzte, den bösen Reiter zu vertreiben, und er verbannte ihn durch Belesen für 99 Jahre an das Gestade der See, wo er bis heute noch herumirrt.

215.

Klackaert mit seinen Ketten zu Cortryk.

Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 4.

Klackaert ist der Geist eines der französischen Unterdrücker, welche in der berühmten Spornschlacht unter den Hieben der flammändischen Goedendags ihren letzten Seufzer aushauchten. Um sich ob dieses schmachvollen Todes zu rächen, hatte der Geist seine Freude daran, Frauen und Kinder und selbst Männer durch das Gerassel schwerer Ketten zu erschrecken, welche er hinter sich

her ſchleppte. Sehen konnte man ihn nicht, aber man hörte ihn über die Straße ziehen, in die Häuſer brechen und Treppen und Zimmer durchlaufen. Fand er bei dieſer Gelegenheit irgend ein lecker Schüſſelchen, dann ſetzte er ſich ſtille zu Tiſche, nahm ganz behaglich ein Mahl ein und ließ unterdeſſen ſeinen unfreiwilligen Wirth mit deſſen Geſinde in deſto tiefern Schlaf verſinken.

Der Aufenthalt Klackaerts war die ſogenannte Klackaertshöhle, die Stelle, wo der Bach Ronduitje von einer ſteinernen Brücke überwölbt in den Stadtgraben von Cortryk mündet. Da fand man im Winter, wenn das Waſſer in den Gräben gefroren war, einen nagelneuen Spielball liegen, der im Munde des Volkes Klatjen hieß. Die Burſche aus der Stadt kannten das Ding wohl und hüteten ſich, ihm zu nahen; kam aber ein Fremder oder ein Bauernjunge auf das Eis, dann ſorgten die Schalken, daß der auf das Klatjen aufmerkſam wurde. Kaum griff er jedoch darnach, da huſch! kam aus der Ferne ein anderer Ball gegen den erſten angeſchoſſen, der allzu Gutgläubige erhielt eine ſchallende Ohrfeige und die Beine wurden ihm unterm Leibe weggezogen, ohne daß er wußte, von wem.

Alſo dauerte Klackaerts Rache bis zum vorigen Jahrhundert, wo Flandern einen Theil von Frankreich bildete, ſonder Zweifel der beſtimmte Zeitpunkt, bis wohin die Cortryker geplagt werden mußten. Seitdem wurde kein Spielbällchen mehr auf St. Jans Veſte im Winter geſehen, das Kettengeraſſel nicht mehr gehört und kein lecker Schüſſelchen mehr geleert.

216.

Flerus.

Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 51.

In einem Hofe der Gemeinde Leſſinge bei Oſtende ging alles gar ſehr nach Wunſch und Willen, ſo daß derſelbe bald einer der reichſten in der ganzen Umgebung war. Man ſchrieb dieß einem Nix, Namens Flerus, zu, der ſich dort aufhielt und, je nachdem es ſich gab, bald menſchliche, bald thieriſche Geſtalt annahm. Wenn ein Pferd krank war, rief man Flerus, der zur Stunde als ein kräftiges und muthiges Roß erſchien, ſich willig einſpannen ließ und dreimal ſo viel that, als jedes andere Pferd. Nie weigerte er ſich eines Dienſtes; ſelbſt wenn die Mägde vorausſahen, daß ihnen nicht Zeit genug bleiben würde, den Hof zu ſcheuern, wie es ſich gebührte, kam Flerus auf ihren Ruf, holte Waſſer herbei und brachte es ihnen zu. Der einzige Lohn, den er dafür begehrte, war ein wenig ſüße Milch mit Zucker.

Einſt aber beſchloſſen ein paar junge und leichtſinnige Dienſtmädchen, die durch Flerus Gutmüthigkeit in etwa übermüthig geworden waren, ihm einen Streich zu ſpielen. Sie riefen ihm, er kam alsbald. Als er jedoch die aufgetragene Arbeit verrichtet, ſetzten ſie ihm ſtatt ſeines gewohnten Mahles ſüße Milch mit Knoblauch vor. Kaum aber hatte der Geiſt davon gekoſtet, als er verſchwand und dabei rief:

Melk en look!
Flerus verhuist,
En't geluk ook.

Seitdem hörte und ſah man nichts mehr von ihm auf dem Hofe, und alles ging den Krebsgang. Doch behielt der Hof von ihm den Namen Flerushof.

217.

Seeritter gefangen.

Occa, Ausg. von Andr. Cornelius. (Leeuw. 1597.) Fol. 36b.

Anno 1305 am 10. März wurde in der Mitte des Meeres ein Seeritter gefangen, der ganz vollständig gewappnet und gar schön von Gliedern war. Man hat ihn zu jedermanns Verwunderung im Lande umhergeführt, doch ist er schon in der dritten Woche zu Dockom gestorben.

218.

Der Neckerspoel in Mecheln.

Grammaye, Machlinia. p. 13.

Es geht eine Sage, daß ehedem der Herr der Nacht, Nachker geheißen, in Mecheln verehrt worden sei, und daß davon der Neckerspoel seinen Namen bekommen habe. Andere wollen wissen, ein unterirdisch wohnender Geist, ein Gott des Wassers habe daselbst Orakel ertheilt.

219.

Meerminne.

Soeterboom, De soetstemmende Zwaane van Waterland. S. 98. Gouthoven und die meisten andern holländischen und friesischen Chroniken.

Gegen das Jahr 1400, ein wenig vor dem Tode Herzogs Albrecht von Bayern, des Grafen von Holland, kam in einem großen Sturme und Unwetter ein wild und ungezähmt Seeweib in der Süderſee zum Vorschein, und ist durch eine Oeffnung in den Deichen ins Purmermeer getrieben, schlafend und wachend, von einem Ende

zum andern, und ſuchte Atzung und Koſt auf dem Grunde des Waſſers. Sie war ganz nackt am Körper und trug keine Kleider, jedoch war ſie mit mannichfachen Sachen behangen, als da ſind Moos, Schilf und anderes. Und alſo ſchwamm ſie viele Zeit um und wieder, und wußte nicht wohin, denn die Oeffnung, durch welche ſie gekommen war, hatte man wieder verſtopft. Die Frauen und Mägde, welche mit Kähnen von Edam und anderswoher kamen, und über das Purmery ihre Kühe zum Melken führten, ſahen das Weib treiben und ſchwimmen im Waſſer und erſchraken ſehr und wunderten ſich darob. Und als ſie ſie öfter ſahen, wurden ſie es gewohnt und gingen näher, um ſie zu beſchauen, und zuletzt faßten ſie Muth und verſammelten ſich, und zogen die Meerminne mit Gewalt aus dem Waſſer in ihre Kähne und brachten ſie nach Edam auf die Straße. Es konnte aber niemand ihre Sprache verſtehen, auch verſtand ſie unſere Sprache nicht. Da wuſch man ſie und zog ihr die Seegewächſe ab und Kleider an deren Stelle an, und ſie begann Speiſe zu eſſen, doch wollte ſie immer klüglich wieder ins Waſſer ſpringen; ſie wurde aber zu gut bewahrt. Und da iſt viel Volkes zugelaufen, um ſie zu ſehen, und die Haerlemer wollten ſie von den Edammern haben, und die Edammer ſchenkten ſie ihnen. Da lernte ſie ſpinnen und lebte noch lange, bis ſie ſtarb; da wurde ſie auf dem Kirchhofe begraben, weil ſie öfters das heilige Kreuzzeichen gemacht hatte.

220.

Nixer.

Delrio, Disquis. mag. p. 28.

Man hat häufig an Flüſſen und Quellen Geiſter geſehen, welche die deutſchen Belgier Neckers nennen.

Bald waren ſolche Geiſter in Chören vereint und ſangen wunderliebe Weiſen, bald ordneten einzelne nach der Weiſe der Frauen das Haar auf der Fluth. Einige Male haben ſie auch mit Menſchen geredet und Spiele von aller Art geſpielt.

221.

Der arme Nix.

Mündlich.

Bei Gent hat ſich oftmals auf dem Waſſer der Schelde ein alt Männchen ſehen laſſen, war ein Necker (Nix), hat immer geſeufzt und geklagt. Zwei Kinder, die am Ufer einmal ſpielten, ſahen ihn auf ſich zukommen und ſind weggelaufen, worob der Necker jämmerlich geweint hat. Er that keinem Menſchen etwas zu Leide. Wenn man ihn fragte, was ihm fehlte, dann holte er einen tiefen Seufzer und verſchwand.

222.

Das Vaterunſer.

S. de Vries, De Satan in ſijn weeſen ꝛc. II, 548.

Einem Lehrjungen begegnete einmal zwiſchen Licht und Dunkel auf der Straße ein ſchwarz klein Männchen, ſchien ein Handwerker zu ſein. Das fragte ihn, ob er keine Luſt hätte, bei ihm in Dienſt zu treten, er ſollte einen guten Herrn an ihm finden. Der Junge antwortete, er hätte bereits einen Meiſter und brauchte keinen neuen. „Gut", ſprach der andere, „wenn du auch einen Meiſter haſt, kannſt doch das verrichten, wozu ich dich gebrauchen will, und in deinem alten Dienſte bleiben

Für wenig Mühe gebe ich dir einen guten Lohn.“ Fragte der Junge, was denn seine Arbeit und sein Lohn sein sollte? Darauf sagte das Männchen: „Jeden Abend, wenn es dämmert, sollst du hier ans Wasser kommen und ein Vaterunser beten; sollst jeden Tag ein Geldstück haben, wie dieß, und es immer hier auf dem Pfosten finden. Darfst aber keinen Abend überschlagen.“ Der Junge dachte, das wäre ein gut Ding für ihn, also leichtlich und ohne etwas von seiner Arbeit zu versäumen, so viel Geld zu winnen, und noch dazu mit Gebet. Nahm es an und gelobte, fleißig der Sache nachzukommen. „Wie ist dein Name?“ fragte das Männchen. Als der Junge den genannt hatte, that der andere, als könnte er ihn schwerlich behalten. Begehrte darum, daß er ihm den Namen schreibe und zugleich das beifüge, wozu er sich verpflichtet habe, in Art und Weise eines Contractes. „Wo soll ich denn aber Feder und Papier holen?“ fragte der Junge. Schnell nahm das kleine Männchen eine Feder hinterm Ohre weg und gab ihm die nebst einem Stückchen Papier. „Das ist gut“, sprach der Junge wieder, „aber nun habe ich noch keine Dinte?“ — „Ist wahr“, entgegnete der andere, „doch wollen wir darum die Sache nicht aufgeben. Sieh, da ist ein Messer, ritze damit ein Bißchen die Haut an deinem Arme, so bekommst du sonder Pein bald so viel Blut, daß du wohl die paar Worte schreiben kannst.“ Der Junge ließ sich bereden und that also. Das Männchen nahm die Schrift und ging von dannen und ermahnte den Jungen noch einmal dringend, nur keinen Abend das Vaterunser zu vergessen. Der Lehrjunge erfüllte sein Versprechen redlicherweise, fand auch jeglichen Abend sein Geld richtig auf der Stelle, die ihm das kleine schwarze Männchen angewiesen hatte. Aber durch all das Geld wurde er zu Spielen und Saufen verlockt. Weder sein

Meiſter, noch auch ſeine Mutter wußten, wo er an das Geld kam. Der erſte meinte, ſeine Mutter gäbe es ihm, und die meinte, er bekäme es von dem Meiſter. Darob wurde der endlich erbittert und verwies es der Frau mit ſcharfen Worten, daß ſie ihrem Sohne Geld gäbe, denn dieſer käme dadurch zu Müßiggang und einem ruchloſen Leben. Die Frau aber verſicherte ihn vom Gegentheil und ſprach, ſie wäre eine arme Wittib und hätte nichts zu geben, hätte aber geglaubt, der Junge verdiene ſich durch ſeinen Fleiß ſo viel. Nun beſchloſſen ſie beide, den Jungen einmal hart vorzunehmen. Der erzählte ihnen ganz willig, wie er ſich jeden Abend das Geld verdiene. Das befremdete die Mutter und ſie glaubte, es ſtecke nichts Gutes dahinter; beſonders lag ihr die Blutſchrift ſchwer auf der Seele. Ging darum mit ihm zu einem geiſtlichen Herrn. Der fragte ihn, ob er glaube, daß das ſchwarze kleine Männchen ein wirklicher Menſch geweſen ſei? Sprach der Junge: „Das weiß ich nicht, aber es ſchien mir alſo.“ Da fragte ihn der Geiſtliche weiter, ob er je gehört habe, daß ein Meiſter von einem Lehrjungen einen mit Blut geſchriebenen Contract verlangt habe? worauf der Junge antwortete: „Nein.“ Da ermahnte ihn der Geiſtliche, fürder abzuſtehen von ſolchem Gewinnſte, und betete mit ihm und ſchloß ihn auch ins Gebet vor und nach der Predigt ein. Kurz nachher fand man den Contract auf dem Altar der Kirche liegen.

223.

Rammeken.

C. Wachtendorp, Rymkronyk van Hollant. S. 13a.

Auf der Stelle, wo nun Rammekens ſteht, wohnten ehedem eine große Anzahl von dem Volke der Nixen,

und die Jungen beschützt und schonten diese Bienen, als hätt ich versuchen in die Ehe stand.

224.

Mäuschen.

Mäuschen die schauen hat jemer unverschämtes schwimmen im Fenster Gesicht. [170] ver-
Die Kirchweihung, Novellen erzählen Humoristischen. 1838.

Auf dem Schlosse Engelsau wohnten einem Mädchen jetzund Mai, einen mit Mitgliedt der beliebte bekannten Familie seinen Leben. Dich hat der Zeitung von Kirchen Gesellschaft Sonntag IV. von Frankreich verbrannt.

225.

Der weiße Chef.

Chronik von Klosterneuburg. Mar.

Hat ein glaubhaftes Mann von englisch, wie er von einem Stelle gemeldet worden, der den Rechten hat der Nasen gespritzt, hin und her Füßen und seine Arbeit ging gegen, dem hat Stelle ausgebacken mit allmann die ausgeladet und selbst immer gebrochen: „Heiß euch was ihr wollt, heiß euch was ihr wollt." Manchen weiter Mann um Ende kleine Wurfes geworden und gelegt: „Ich in Hofe in Berlin Mann in Amt will und will nicht in Stadt." Und ist sie sind gar seinen Wunder in den Will gegangen und hat heute alle gewollt, hat der Mann hat beliebten wollen, bezahlt zu Gunsten und hat an der Verbrechen zu Leben, machen den Stadt gleichfalls gehen. Einmal hat den Mann als Knabe genannt, damit er aber hier regiert und gelegt, es ist dein Knabe, besonders

ein friedlicher Geiſt, der gern mit Menſchen verkehre und ihnen beiſtünde. Hat ihn alſo ſtatt ſchwarzen Geiſt von der Zeit an weißen Geiſt geheißen.

226.

Schlacht in der Luft.

Deca, Ausg. von Andr. Cornelius. (Leeuw. 1597.) Fol. 36 a.

Im Jahre 1304 hörte man zwiſchen Scharl und Warns Nachts gegen zwölf Uhr ein lautes Rufen in der Luft: „Helft, helft, helft!“ Als die Leute vor den Thüren ihrer Häuſer ſich darnach umſchauten, ſahen ſie zwei Männer in der Luft, welche kämpften, gleichwie wenn ſie auf feſtem Boden geſtanden hätten. Hinter den Männern ſtanden zwei große Haufen Volkes, die durch ihre Bewegungen zu erkennen gaben, daß ſie den Männern Muth zuriefen, und dieß dauerte über eine Stunde lang. Als dann einer von den Kämpfern unterlag, ließ der Sieger die beiden Volkshaufen ſich die Hände geben, und in demſelben Augenblicke verſchwand alles.

227.

Reiter in der Luft.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 51 c.

Zu den Zeiten des Grafen Jan van Henegouwen iſt in Holland ein wunderbar Zeichen geſehen worden, welches ein Vorſpuk war von großer Trübniß. Es iſt nämlich ein Mann auf einem Pferde ſitzend in der Luft erſchienen und hat alles Volk ermahnt, die Waffen zu ergreifen und nach der See hin zu eilen, um dort die Feinde zu ſchlagen und zu vertreiben. Und als das

Kriegsvolk an die See kam, haben sie viele hundert Schiffe gesehen, die das Meer, so weit man sehen konnte, bedeckten. Als sie aber darauf zu ziehen wollten, ist der Mann in der Luft mit sammt den Schiffen verschwunden, und hat ein weiser Mann das so ausgelegt, daß die Flammänder Holland, Zeeland, Frießland und Utrecht winnen, aber so schnell wieder verlieren würden, wie die Schiffe sich verloren hatten; welches auch geschehen.

228.

Hausgeister.

Joan. Meletius.
Delrio, Disquis. mag. p. 297.

Diese wohnen an verborgenen Orten des Hauses, oft auch in dem Holzstall oder in Holzhaufen. Sie nähren sich von Speisen aller Art, die man ihnen bringt, und wofür sie dann Getreide aus der Nachbarn Scheunen und Söllern stehlen. Wenn sie in ein Haus kommen wollen, werfen sie zuvor Sägespäne auf dem Flur umher und Koth in die Milchgefäße. Läßt der Hausvater die Späne ruhig, wirft er sie nicht weg und trinkt er von der beschmutzten Milch mit seinem Gesinde, so kommt der Hausgeist zu ihm und bleibt in dem Hause für immer.

229.

Wilibrord verjagt einen Geist.

Alcuinus Flaccus in vita Wilibr. ap. Surium. Tom. VI.
Laur. Beyertinck, Theatrum vitae humanae. Colon. Agripp. 1631. fol. A. f. 399 f.

Zu den Zeiten Wilibrords, des heiligen Bischofes von Maestricht, trug es sich zu, daß in einem Hause

seines Bisthums ein gräulicher Spukgeist sich zeigte, der die Speisen, Kleider oder andern Hausrath plötzlich fortnahm und ins Feuer warf. Auf diese Weise mußte die Familie viel erdulden und kein Geistlicher konnte sie von dem Geiste befreien. Als der Hausvater den heiligen Wilibrord um Hülfe anrief, befahl der, alles Geräthe aus dem Hause zu tragen und mit Weihwasser zu besprengen. Als dieß geschehen war, da begann auf der Stelle, wo das Bett gestanden, Feuer auszubrechen, und das ganze Haus brannte ab.

Nachher baute der Hausherr auf derselben Stelle ein anderes, welches er wohl mit Weihwasser besprengen ließ, und darin hatte er Ruhe vor dem Geiste.

230.

Kobolde.

Delrio, Disquis. mag. p. 281.

Diese wohnen in Berghöhlen und sind besonders denjenigen gefährlich, welche die Metalle aus der Erde graben, oder verborgene unterirdische Schätze suchen; denn sie fallen diese Leute an und tödten sie mit ihrem Hauche.

231.

Königin Habundia.

Delrio p. 295 u. 935.

Wenn diese mit ihrem Gefolge (nymphae albae, dominae bonae, dominae nocturnae) in einem Hause erscheint, das ist ein Zeichen von Glück und Vorsput.

Man breitet seinen weißleinigen Mantelsack vor sich. Stehen alle Art von Mehl und legt es hinein bis.

232.

Einfache Zitter.

Aus den Berge, Natur, Arbeitsmänner, zu Arbeiten. S. 79.

Auf den Boden gestellten Zitterung von Worte Gestalt ein fertiger Hinterhalt, in den Nähe auf andern ein Stromgut Hand mit einem Gesichtel im Mund mit ein Ehe mit einer ehemen Mann.

233.

Das ewenzige Kaninchen zu Certfest.

Kinder- und Hirten-Blatt. 1840. S. 64.

Eine alte Frau von siebenzig Jahren hat mit drei Hofgente zufrieden.

Sie war eben zwölf Jahre alt, als ihr einst Vormittags an Thomas weiter Mutter hat Hand hatte Schwingen helfen. Weil gestorben Vater Leben mit zwei Jahre auf die Kinderwelt, um noch einmal mit einander zu schwingen. Als Abfang zog auf Wege, dem Mensch war mehr auf den Boden zu sehen. Plötzlich entdeckte sie an dem einen Hofe derselben ein ferner mehr gewachsenes Kind Gesichten, welches auf seinen beiden Armstrumpfen auf und Knieen hinlaufen. „Mutt, das ewenzige Kaninchen!“ riefen sein Mutter in großen Schrecken. Als jungen holte sie Hand und Gesichten in Ober- und die Unterlippe; ich griff nach dem Kinder mit Hand- und Gesichten und sah. Das ewenzige Kaninchen zog langsam weiter, denn hat Knieen mit an den Füßen waren, sodaß sehr

das Schlüſſelloch drang und ſo ſtark und hell war, daß man in dem Winkel in einem Buche leſen konnte.

Obgleich eilig durch den Schrecken, habe ich doch das erwürgte Kaninchen genugſam betrachtet und ſeine Geſtalt wird mir mein Leben nicht mehr aus dem Gedächtniſſe kommen. Es hatte die Größe der größten Katze und war ſchneeweiß von Farbe und ſeine Augen brannten wie zwei Karfunkel.

Das erwürgte Kaninchen, welches ſeit einem halben Jahrhundert nun nicht mehr geſehen worden, war von ſehr ſanfter Art und that keinem Menſchen etwas zu Leide, wenn es nicht geneckt wurde. Am Vorabende kam es gewöhnlich in ſein Eckchen am Krahnen ſitzen.

Ein wilder und rauher Schmiedegeſelle wollte es einmal in ſeinem Schurzfell fangen, aber es fiel ihm an den Hals und warf ihn Hals über Kopf in die Lei, worauf es alsbald verſchwand.

234.

Die goldene Ziege auf dem Schloſſe Logne.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liège.

Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts wohnte auf dem Schloſſe Bierloz, einem Lehen von Logne, ein Ritter, der eine wunderſchöne Tochter hatte. Weit und breit in der ganzen Umgebung gab es kein Mädchen, welches mit ihr hätte wetteifern können, und darum mag man ſich auch nicht wundern, wenn die Sage meldet, daß die Freier ſich zu Hunderten auf Bierloz verſammelten. Keiner von allen aber konnte ſich der Gunſt der Jungfrau rühmen, denn dieſe hatte längſt ſchon ihr Herz verſchenkt, und zwar an einen edeln Knappen des Herzogs Valeran von Luxemburg. Der Vater Martha's

liebte den braven Jüngling innig, und so wurde, als die beiden ihm ihr Einverständniß entdeckten, die Hochzeit auch nicht auf lange mehr hinausgeschoben, sondern gleich auf den kommenden Sonntag festgesetzt.

Da die Trauung nach dem Wunsche des Herzoges in Logne, wo er eben Hof hielt, statt finden sollte, so begab sich Martha mit ihrem Vater am Vorabende dorthin, um am andern Morgen recht frühe schon sich zu der Feier bereiten zu können. Kaum aber hatte Valeran die reizende Braut erblickt, als er schwur, daß sie um jeden Preis sein werden müsse, und, in seiner Liebesraserei alles vergessend, was ihm bis dahin heilig und theuer war, die Herzogin unter einem nichtigen Vorwande zu ihrer Mutter sandte. Am andern Morgen wurde der Bräutigam mit eiligen Aufträgen nach Poilvache bei Dinant abgeschickt, und zwar mit dem Befehle, daß er nicht eher zurückkommen dürfe, bis er gerufen werde. Der Ritter war ebenfalls leicht entfernt, und so fand sich der Herzog allein mit Martha.

Da er bemerkt hatte, daß ihr Herz gar sehr an Putz und schönen Kleidern hing, so überhäufte er sie alsbald mit diesen Dingen, und Martha gefielen die Geschenke gar nicht übel. So wurde es dem Herzoge leicht, das schlichte Mädchen bald für sich zu gewinnen, und ihre Gunst wurde ihm ganz, als er eines Tages zu ihren Füßen ihr seine Liebe offen und in den glühendsten Ausdrücken erklärte.

Das Gerücht von dem vertrauten Umgange des Herzoges mit Martha von Vierloz verbreitete sich bald in der Umgegend und drang selbst nach Poilvache. Dem armen Knappen kam die Nachricht anfangs unglaublich vor, er sandte darum Späher gen Logne, aber diese konnten ihm nur die Wahrheit der Aussage aller bestätigen. Auch der alte Ritter hörte von der Sache; auch

er konnte kein Zutrauen ſchenken, und doch mußte er es, als er bei einem Beſuche auf Poilvache daſſelbe aus des Knappen Munde hörte. Der Gram darüber zehrte an ſeinem Herzen auf eine ſchreckliche Weiſe; und nicht lange, und man führte ſeine Leiche gen Bierloz, um dieſelbe bei ſeinen Ahnen zu beſtatten. Der Knappe folgte ihm bald. Die Herzogin überlebte nicht länger die trübe Kunde.

Alles das aber rührte Martha nicht im mindeſten. Die Feſte, welche Valeran tagtäglich ihr zu Ehren gab, betäubten die Stimme ihres Gewiſſens, und wollte dieſe ſich etwa in einer Stunde der Ruhe regen, ſo war der Anblick der Kleinodien und Prunkkleider, welche ſie in Fülle beſaß, hinreichend, dieſelbe dennoch verſtummen zu machen.

Eines Morgens ſuchte man ſie vergebens in ihrer Schlafkammer. Da ſie, mit all ihrem koſtbaren Schmucke beladen, die Nacht durchtanzt und erſt mit Anbruche des Tages den Herzog verlaſſen hatte, ſo dachte dieſer alsbald an eine Entführung oder einen Raub. Er ſchickte ſomit Boten in die ganze Umgebung, ſie zu ſuchen, aber man fand nicht die mindeſte Spur von ihr. Schon gab Valeran alle Hoffnung auf, ſie je wiederzuſehen, als eines Tages ein Diener ihm meldete, daß man Martha's Leiche am Eingange eines unterirdiſchen Ganges gefunden. Der Herzog begab ſich alsbald dahin, aber ſie war verſchwunden und mit ihr aller Schmuck.

Seitdem ſieht man am Vorabende hoher Feſte eine mit Gold und Edelſteinen bedeckte Ziege dieſen Gang durchrennen. Wer dieſelbe am Schwanze faſſen könnte, dem müßte ſie den Ort anzeigen, wo Martha's Schatz vergraben liegt.

235.

Der unterirdische Gang im Schlosse Beaufort.

Mündlich.

Von dem Schlosse Beaufort an der Maaß laufen viele unterirdische Gänge weit umher in der Umgegend. Einer derselben führt unter der Maaß durch bis zum Schlosse Moha; in der Hälfte desselben ist eine weite, schöne Halle, ringsum mit in Stein gehauenen Bänken versehen. Im Mittelpunkte derselben springt ein hoher Brunnen von klarem Wasser, und den bewacht eine goldene Ziege. Zuweilen kommt dieß Thier auch herauf bis in die Ruinen des alten Schlosses, aber das ist kein gutes Zeichen, denn nach jeder der Erscheinungen ist noch ein Unglück gefolgt.

236.

Der alte Bär.

Van den Bergh, Nederl. Volksoverlever. en Godenleer. S. 77.

In Westerwolde bei Groningen liegt ein weiter See, das Lijskemeer genannt. Fischer, die auf demselben beschäftigt waren, hörten oft eine rauhe Stimme aus dem Wasser rufen: „Laat my ouden beer toch leven!"

237.

Der umwandelnde Hund zu Lüttich.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liège. Liège 1838. I, p. 78.

In der Citadelle Lüttich war einmal ein gar strenger Major, dessen einzig Vergnügen darin bestand, die Sol-

Digitized by Google

daten zu quälen. Darum machte er jede Nacht die Runde, um die Wachen auf den Posten zu überraschen und sie in die Flucht zu jagen.

An der Nordseite der Citadelle aber stand einmal ein alter Kriegsmann auf der Wache, und auf den hatte es just der Major abgesehen. In dem Dunkel der Nacht schlich er sich auf Hand und Fuß heran, um den Soldaten recht zu erschrecken. Dieser aber war nicht links, legte die Flinte ans Backen und schoß, nachdem er dreimal sein Werda! gerufen, und der Major sank todt zu Boden.

Seit der Zeit sehen die Wachen an dieser Stelle jede Nacht eine Laterne vom Kirchhofe herkommen, und gleich darauf stürzt ein großer schwarzer Hund an ihnen vorbei.

Vor wenigen Jahren hat der Hund noch einen Soldaten, der an ihn wenig glauben wollte und seine Kameraden stets mit dem Gespenste neckte, dergestalt zu Boden geworfen, daß er alle Besinnung verlor und lange nachher noch im Hospital liegen mußte.

238.

Der Platzmajor von Nymwegen.

Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 40.

Kein Infanterist hat eine Woche in Nymwegen in Garnison gelegen, der von dem Vorfalle nicht zu erzählen wüßte, den ich jetzt mittheilen will.

Es lebte nämlich in dieser Stadt ein schlimmer Platzmajor, und keine Nacht verging, wo der nicht eine oder die andere Schildwache auf ihrem Posten überraschte und für etwaige Schlafsucht dann krummgeschlossen bei Brot und Wasser büßen ließ. Besonders war dieß das Loos

der Wachen, welche auf einem der Bollwerke an einem Pulvermagazin ſtanden. Der Platzmajor kletterte dort den Wall hinauf, ſchlüpfte zwiſchen dem Graſe her und nahm den Schläfern das Gewehr aus dem Schilderhäuschen, oder jug die Wachenden, welche nur in etwa furchtſam waren, in die Flucht; im Gegentheile hatte er immer Zeit genug, bis der kühnere ſein dreimaliges Werda! gerufen, ſich erkennen geben zu können.

Einmal aber gegen Mitternacht hatte einer die Wache an dem Pulvermagazin, dem weder vor Teufel noch Hölle bangte, ein ſo echter geldriſcher Schnapphahn, wie ſein Vaterland nur einen liefern kann. Als das Gras in gewohnter Weiſe ſich zu regen anfing, bemerkte der Burſche wohl, daß etwas da ſpuken müſſe, und ſchrie ſein Werda! — Keine Antwort erfolgte, aber die Bewegung rückte ſtets näher. „Werda, Werda!“ rief er drauf, und ehe der Spuk noch auf den dritten Ruf antworten konnte, knallte paff! die ganze Gewehrladung auf ihn los und — der Platzmajor kollerte Hals über Kopf den Wall hinunter.

Seitdem findet man dort keine Wache mehr ſchlafen, wenn es gegen Mitternacht angeht; aber jede Nacht, wenn die Uhr zwölfe ſchlägt, kommt der Platzmajor in Geſtalt einer weißen Katze und fliegt den wachthabenden Soldaten zwiſchen den Beinen durch.

239.

Die Nonne mit der Sau.

Mündlich von Piot.

In dem Parc-des-dames, einer Abtei bei Löwen, lebte eine fromme Oberin, die dabei auch von hoher körperlicher Schönheit war. Dieſe Oberin trug eine große

Andacht zu der heiligen Mutter Gottes und alle Tage betete sie viele Stunden vor deren Bilde.

In einem Augenblicke der Schwäche jedoch horchte sie zu viel den verführerischen Worten eines Geistlichen, der häufig das Kloster besuchte, und sie ließ sich sogar von diesem aus dem Kloster locken. Nachdem sie lange mit demselben sich herumgetrieben, wurde er ihrer endlich müde und verließ sie, worauf sie bald eines elenden Todes starb.

Seitdem sieht man sie jede Nacht auf einer glühenden Sau, von Flammen umsprüht, aus einer Laube reiten, in der sie zuerst mit jenem Priester sündigte. In größter Schnelligkeit rennt das Thier mit ihr auf das Kloster zu und wieder zurück, und nach mehrmaligem Hin- und Herrennen verschwinden beide in jener Laube.

240.

Pieters-Rode.

Mündlich von Piot.

Dieß ist eine Ruine in der Nähe von Aerschot. Ehedem war es ein prächtiges Schloß, und dieß gehörte einem Herrn aus der Familie Merode. Dieser Herr war ein gewaltiger Jäger, aber dabei zugleich ein gar frommer Mann. Er hörte jeglichen Morgen, wenn er von der Jagd kam, eine Messe in der Kapelle seines Schlosses, und seit vielen Jahren hatte er diese Messe nie versäumt. Eines Morgens aber blieb er lange auf der Jagd, und da die Stunde schon längst vorbei war, zu welcher er wiederzukehren pflegte, so begann der Geistliche die gewohnte Messe; doch kaum hatte er dieselbe angefangen, als der Burgherr von der Jagd zurückkam.

Sogleich trat einer der Knappen zu ihm und meldete ihm, daß die Messe schon im Gange sei und er sich eilen müsse, wenn er noch ein Stück von derselben haben wolle. Darob ergrimmte Herr von Merode auf das allerhöchste, er stürzte zur Kapelle und erschoß den Geistlichen am Altare.

Seitdem muß er jegliche Nacht in einer glühenden Kutsche, die mit schwarzen Pferden bespannt ist und auf deren Bocke ein feuer- und flammensprühender Kutscher sitzt, durch die Allee nach dem Schlosse fahren. Zu gleicher Zeit springen alle Thüren von selbst auf, ein fürchterliches Geheul durchhallt die Säle und Gänge, und dieß dauert so lange, bis es Eins schlägt, worauf Kutsche und Pferde verschwinden und die gewohnte Ruhe rückkehrt.

241.

La Bête de Staneux.

Bovy II, S. 69.
Urtheil vom 1476. Msc.

Staneux ist der Name eines Waldes in der Gegend von Franchimont. An diesem Walde haben die Bewohner von Polleur ein uraltes Recht, weil sie dort ein Ungethüm getödtet haben.

Das Bild dieses Ungethümes findet sich noch hier und da in Holzschnitt und ist eine Art Centaur, nämlich halb Pferd und halb Mensch. Mit der Linken hält es einen Bogen, den die Rechte anspannt, und einen Pfeil an seiner Schnur. Vor einigen Jahren wurde das Original, nach welchem die Holzschnitte gefertigt sind, bei einem jährlichen Volksfeste, der sogenannten Cour du coucou (15. August), in einer benachbarten Schenke ausgestellt. Auch hatte man eine roh gearbeitete hölzerne

Statue dieſes Ungeheuers, die, gleich dem Bilde, in der Pfarrkirche verwahrt wurde.

Wo das Gemälde hingekommen iſt, weiß man nicht; die Statue wurde — wahrſcheinlich auf Antrieb des Pfarrers, der ſie aus der Kirche hatte werfen laſſen — verbrannt.

242.

Wärwölfin.

Mündlich.

Ein kleiner Junge ſaß bei Audenaerde auf dem Felde, und ſeine Mutter ſchnitt Gras in der Nähe. Da kam auf einmal eine Wölfin auf den Jungen zu gelaufen und wollte ihn freſſen; er aber nahm eine Sichel und ſtellte ſich gegen die Wölfin, und als ſie auf ihn zu ſpringen wollte, ſchlug er ihr eine Pfote ab. Die Wölfin lief in den Buſch, der Junge aber ſchrie ſeiner Mutter zu, daß die käme und die Wolfspfote ſähe. Wie die Mutter aber kam, war die Pfote in eine Hand verwandelt, und hat man am andern Tage gehört, daß einem alten Weib, die ſchon längſt in böſem Rufe ſtand, eine Hand abgeſchnitten worden wäre; woraus klärlich zu erſchauen, wer die Wölfin geweſen.

243.

Wärwolf.

Mündlich.

So war auch einmal einer von unſern Nachbarn mit ſeinem Bogen ausgegangen, um in Ronſſe dem Vogelſchuß beizuwohnen. Als er kaum halbwegs war, ſah er plötzlich einen großen Wolf aus dem Buſche heraus-

ſpringen und auf ein dreizehnjähriges Mädchen zu eilen, welches auf einer Wieſe zur Seite der Landſtraße die Kühe hütete. Der Nachbar beſann ſich nicht lange, zog ſchnell einen Pfeil, zielte und traf den Wolf glücklich in die rechte Seite, ſo daß der Pfeil ſtecken blieb und das Thier mit Heulen und Wimmern in den Wald zurückeilte.

Am andern Tage hörte er, daß ein Knecht des Bürgermeiſters todtkrank liege, indem derſelbe Tags vorher in die rechte Seite geſchoſſen worden ſei. Das machte den Nachbar neugierig und er ging zu dem Knechte und ließ ſich den Pfeil zeigen, den er alsbald für einen von den ſeinen erkannte. Er hieß alſo die übrigen Leute herausgehen, und als er allein bei dem Knechte war, beredete er ihn, zu geſtehen, woher die Wunde gekommen wäre, und da hat der Knecht ihm bekannt, daß er der Wärwolf geweſen ſei; iſt auch am andern Tage geſtorben.

244.

Ins Waſſer geworfen.

Ronsseus, Epist. medic. 50.
Delrio, Disquis. mag. l. II, questio XVI, p. 180.

In dem Dörflein Doſtbrouck nicht weit von Utrecht lebte eine Witwe, welche einen Knecht bei ſich hatte, der ihr die Haus- und Feldarbeiten verrichtete. Der Knecht hatte, wie die Leute denn neugierig ſind, durch ſein Gitterfenſterlein häufig bemerkt, daß die Frau, wenn alles ſchlief, in den Stall an einen beſtimmten Ort ging und dort aus der Krippe mit ihren Händen Heu nahm. Das wunderte den Knecht und er dachte in ſich, warum ſeine Meiſterin das thäte, und wollte einmal verſuchen, was daraus würde, wenn er es ihr nachthäte. Als ſie

nun einmal wieder im Stalle gewesen und eben wieder herausgegangen war, kam er auch in den Stall, beschaute sich alles genau und nahm auch von dem Heu. Kaum aber hatte er das in der Hand, als er durch die Luft fortgerissen und weit hin weggeführt wurde bis in das Städtlein, welches Wyck heißet, und in diesem Städtlein in einen großen Keller unter der Erde, wo er eine große Versammlung von Männern und Weibern fand. Als seine Meisterin und die andern ihn sahen, erschraken sie anfangs und fragten ihn dann aus, wie er dahin gekommen wäre, und der Knecht erzählte ihnen alles ganz getreulich. Da fing seine Meisterin an ganz gewaltig zu erzürnen und mit ihren Gesellen zu berathschlagen, was in der Sache zu thun sei; alle meinten aber, es wäre das Beste, den Knecht freundschaftlich zu empfangen und ihn zu bewegen, daß er nichts plaudere. Inzwischen kam aber die Stunde, wo alle sich trennen mußten, und sie wußten noch nicht, ob sie den Knecht todt machen oder ihn wieder gehen lassen sollten, blieben aber beim letzten stehen, und nachdem er ihnen versprochen hatte, nichts zu sagen, nahm ihn seine Meisterin auf die Schulter und beide flogen durch die Luft fort. Als sie aber über einen See kamen, dachte die Frau, es wäre besser, den Knecht ins Wasser zu werfen, dann wäre alles Plaudern am Ende, und also that sie und gab ihm einen tüchtigen Ruck, und der arme Mensch fiel in den See.

Aber unser liebe Herrgott wollte nicht, daß der Knecht also stürbe, und so kam er mit dem Leben davon, lag aber in großen Schmerzen im Schilf und seufzte und jammerte erbärmlich. Das hörten einige Leute, die gerade vorbeigingen, und zogen ihn heraus und fragten ihn, wie er dahin gekommen wäre, und da hat ihnen der Knecht alles erzählt. Da haben ihn die Leute auf einen Wagen

gelegt und nach der Stadt Utrecht zum Bürgermeiſter Johannes Culemburg gebracht, dem der arme Menſch ſein Unglück auch erzählt, alſo daß ſich der Bürgermeiſter höchlich gewundert. Und als man die Wittib nun ergriffen hatte, geſtand ſie daſſelbe und hat dafür ihre verdiente Strafe empfangen.

245.

Der geſtörte Hexentanz.

Mündlich von einer alten Frau.

Die junge Hexe hatte ihr klein Söhnlein mitgenommen zum Tanz gen Lembeke. Als das unſchuldige Würmlein nun all die Hexenmeiſter und Hexen und ſeine Mutter mit alſo herumſpringen ſah, rief es laut aus: „Ach lieber Herr Jeſus, was macht meine Mutter für Sprünge!“ Im ſelben Augenblick verſchwand die ganze Sippſchaft und das Knäblein hat drei Tage gehen müſſen, ehe es wieder nach Haus kam.

246.

Die weißen Katzen zu Löwen.

C. P. Serrure im Kunſt= en Letter=Blad. 1842. S. 4.

Ein Brauergeſelle zu Löwen, der gewohnt war, Abends ſpät in der Herberge zu ſitzen, kehrte einſt gegen Mitternacht zu ſeiner Wohnung zurück. Als er über den Markt kam, gewahrte er eine große Menge weißer Katzen, welche, die Vorderpfoten in einander geſchlungen, auf den Hinterpfoten um einen Tiſch herumſprangen und überlaut ſangen:

Pfot' an Pfot',
Der Teufel iſt todt.

Auf dem Tiſche ſtand ein ſilberner Pokal mit Wein gefüllt, aus dem die Tänzerinnen eine nach der andern tranken. Plötzlich umringten Hunderte dieſer Katzen den Brauerknecht, und die erſte von ihnen bot ihm den Becher an und wollte ihm Beſcheid trinken laſſen. Doch der arme Mann war durch den Anblick der wunderbaren Erſcheinung ſo ſehr getroffen, daß er lange bewegungslos und ohne ein Wort zu entgegnen da ſtand. Endlich kam er in etwa wieder zu ſich ſelbſt und ſprach mit bebender Stimme: „Nein, ich will nicht trinken", und ſuchte zugleich ſich bald einen Weg durch die ihn umringenden Thiere zu bahnen. Nun geſchah es, als er ſo auf die Ecke der Thienſche-Straet kam, daß er zu nießen begann und nach gewohnter Weiſe zu ſich ſelber ſprach: „Gott ſegne dich!" Und ſiehe, kaum hatte er das Wort aus dem Munde, als alle Katzen über ſein Haupt hinweg-flogen und er noch lange hernach das hölliſche Gemauze in der Luft wiederſchallen hörte.

247.

Vaderken van Geeſt.

Mündlich von Schayes.

Zu Liere halten die Zauberer und Zauberfrauen jeglichen Sonnabend Nachts einen Tanz auf dem großen Platze. Nun geſchah es einmal, daß ein alt Männchen, welches van Geeſt hieß, da vorbei kam und hörte, wie die luſtig Umſpringenden ſangen:

Vaderken van Geeſt
Is zoo zot als een beeſt.

Das alte Männchen blieb einen Augenblick verwundert ob der ſeltſamen Verſammlung ſtehen, trat dann aber zu ihr und ſprach ſie vertraulich an: „God zegent u

alle, myne lieve Kinderkens.“ Kaum aber hatte er das letzte Wort aus dem Munde, als alle plötzlich verschwanden und Vaderken van Geest ganz allein auf dem dunkeln Platze stand, worob er nicht wenig erstaunt war.

248.

Die gefischten Steine.

Joa. Wieri de praestigiis daemonum. l. VI, cap. IX, col. 695.

Es waren einmal einige Häringfischer aus Rotterdam und Schiedam auf den Fang ausgezogen. Die Rotterdammer holten zuerst ihre Netze herauf und fanden sie voll der schönsten Fische; als aber die Schiedammer auch auszogen, hatten sie nur Steine darin. Sie vermutheten alsbald, daß da anderes im Spiele sein müßte, und faßten ein alt Weib, welches ihnen verdächtig war. Diese bekannte alsbald, sie sei durch eine Ritze in einem Fenster geflogen, habe sich in einer Muschel ins Meer gesenkt und dort die Häringe alle verscheucht, an die Stelle derselben aber Steine gelegt. Die Fensterritze war nicht einmal so groß, daß man einen Finger durchstecken konnte.

249.

Mahrzeichnen.

(Maerteekenen.)

Mündlich von C. van Swygenhoven.

In dem Dorfe Alveringen wurde ein kluger Mann einmal in das Zimmer einer Frau gerufen, die von der Mahr beritten war. Da nahm er eine Hand voll trocknen Sandes, sprach einige Worte, und warf den Sand in die Luft und überall herum, unter die Tische, Stühle,

Schränke, kurz in jedes Eckchen. Als er das kaum gethan, da ſtand plötzlich eine Perſon im Zimmer, von der keiner wußte, woher ſie gekommen, und die man auch nie geſehen. Sie beſann ſich aber nicht lange, ſondern öffnete ſchnell die Thüre und entfloh. Der kluge Mann aber ſagte: „Da habt ihr die Mahr, und die wird ſo leicht nicht wiederkommen, denn ſie iſt nun einmal gezeichnet.“ Die Leute fragten, womit ſie denn gezeichnet wäre, und der Mann antwortete: „Ei, nur mit einem Körnlein Sandes, aber ihre Macht hat nun ein Ende.“

250.

Mahr zieht aus.

Mündlich von C. van Swygenhoven.

Bei Vilvorde iſt es geſchehen, daß einige Schnitter im Korn ein Weibsbild fanden, die ſich nicht rührte und wegte, als wenn ſie geſchlafen hätte; doch war es kein rechter Schlaf, denn die Schnitter ſahen nicht, daß ſie athmete. Neugierig, was es für ein Bewenden mit der Frau haben möchte, gingen ſie hin und riefen einen Hirten, der im Rufe ſtand, Kunde zu haben von geheimen Dingen. Als dieſer zu der Frau kam, ſprach er alsbald, die ſchliefe nicht, ſondern das wär' eine Mahr, und die wär' eben ausgezogen, um auf einem andern zu reiten. Deß lachten die Schnitter und ſprachen, der Hirte wolle ihnen was weiß machen, doch der ſagte: „Wartet nur ein kleines Weilchen, und ihr ſollet Wunderdinge ſchauen.“ Darauf neigte er ſich zu dem Weib und flüſterte ihr ein paar Wörtlein ins Ohr, und zugleich ſahen die Schnitter ein kleines Thierchen, fingerslang und gar ſeltſam geformt, welches weither gelaufen kam

und in den Mund der Frau kroch. Als dieß geschehen, gab der Hirt ihr einen tüchtigen Schub, so daß sie wohl dreimal sich umrollte; davon wurde sie wach, schaute sich verwundert um und flüchtete dann in aller Eile zu großer Verwunderung der Schnitter, welche nun sich weidlich an der Sache ergötzten.

251.

Mahr vertrieben.

Mündlich von C. van Swygenhoven.

Zwei junge Männer in der Gegend von Vilvorde liebten ein Mädchen. Der eine von ihnen, der schönste von beiden, hatte aber ein Leid, wogegen er schon Hülfsmittel aller Art angewandt, welches jedoch all diesen Mitteln getrotzt hatte — er litt jede Nacht von der Mahr. Eines Tages klagte er auch seinem Nebenbuhler, wie sehr es ihn quäle, wenn er kaum im Bette liege, und wie kein Mittel in der Welt ihn davon befreien konnte. Darob lachte der andere und sprach: „Ei, es ist nichts leichter, als das; ich will dir einen Rath geben, und wenn du den befolgst, dann kommt die Mahr nicht mehr zu dir. Halte ein scharfes und wohlgespitztes Messer mit der Spitze gegen deine Brust, wenn du dich zu Bette legst, und schlafe nicht ein, dann wird die Mahr zum letzten Male dich besucht haben."

Der arme Bursche, froh, so leichten Spieles das Gespenst los zu werden, vergaß in seiner Seligkeit die Hälfte des Rathes und hielt das Messer mit dem Hefte gegen die Brust, also daß die Spitze aufrecht stand; und das war ein großes Glück für ihn, denn als die Mahr in der Nacht kam, verwundete sie sich an der Messerspitze

und kehrte nicht wieder. Andernfalls hätte sie ihm das Messer in die Brust gedrückt.

252.

Mahr im Schiffe.

Hect. Boethius l. VIII rer. scoticarum.

Im Jahre 1486 geschah es, daß einige Kaufleute von England aus nach Flandern schiffen wollten und sich ein so gräulicher Sturm erhob, daß der Mast mit den Segeln und Rudern zerbrach und alle den gewissesten Tod vor Augen sahen. Den Schiffsmann wunderte ein solch Unwetter im Mittsommer gar sehr und er erkannte bald, daß es nicht mit richtigen Dingen zugehen könne, sondern daß der Teufel im Spiele sein müsse, und rief das auch mit großem Geschrei seinen Gefährten zu. Da hörten sie auf einmal ein Weib aus dem Innern des Schiffes sich erbärmlich beklagen, daß sie von der Mahr geritten werde, und flehentlich bitten, daß der Schiffsmann sie ins Meer werfen sollte, damit durch ihren Tod wenigstens die andern Leute mit Gottes Gnade und Barmherzigkeit gerettet würden.

Der Schiffsmann aber rief einem Priester, der sich bei ihnen befand, zu, daß er zu dem Weibe gehen und sie trösten möchte, welches der auch gethan, und nachdem sie ihm gebeichtet und von Herzen Buße gethan dafür, daß sie während vieler Jahre schon mit der Mahr gelebt, hat er ihr vorgehalten, daß Gottes Güte nicht ihren Tod wolle und daß sie gewißlich Gnade erlangen würde.

Und als der Priester sie auf diese Weise ermahnt und ihr zugeredet, und sie mit vielen Seufzern und Thränen ihr Verbrechen beweint, da ist plötzlich eine große schwarze Wolke aus dem Boden des Schiffes

herausgefahren und hat sich mit erschrecklichem Getöse, Feuer und Flammen und unaussprechlichem Gestank in die See geworfen, welche im selben Augenblicke wieder ganz ruhig wurde, so daß kein Wellchen sich mehr regte.

253.

Mahr.

Mündlich.

In Lüttich gab es sonst viele Leute, welche einem die Mahr zuwünschen konnten. Wollte man davon wieder befreit sein, dann gab man den Leuten Geld, wofür man eine Flasche empfing. In dieselbe mußte man p....., darauf stellte man sie eine Stunde lang in die Sonne und brachte sie wieder zu dem, welchem man das Geld gegeben. Dieser führte einen an ein Wasser, so daß man mit dem Rücken dagegen stand, und dann mußte man die Flasche über den Kopf dahinein werfen.

254.

Mahr ertappt.

Mündlich.

Ein adeliger Herr, der in der Gegend von Sittard auf seinem Schlosse wohnte, wurde in jeglicher Nacht von der Mahr geplagt. Er ließ seinen Arzt holen und endlich auch den Geistlichen, aber keiner von beiden konnte ihm ein Mittel geben gegen sein Uebel. Das hörte ein Hirt, kam zu dem Herrn und sprach, er habe ein sicher Mittel gegen die Mahr. Der Herr fragte, was das wäre, und der Hirt sprach also: „Wenn die Mahr jetzt wiederkommt, dann lasset sie ruhig gewähren; wenn sie

aber fort iſt, dann machet euer Waſſer, thut's in eine Flaſche und verwahret die wohl; ihr ſollt Wunder ſchauen." Solches that der Herr und ſchloß die Flaſche in ſeinen Schrank und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche.

Am andern Tage gegen Mittag kam ein alt Weib an die Thüre, fragte, ob kein altes zerbrochenes Glas im Hauſe wäre, ſie wollte es kaufen. Die Magd gab ihr alle Glasſcherben, aber das Weib ſprach, ſie hätte gerne auch ganze Flaſchen und man ſollte den Herrn fragen, ob er deren keine habe. Der Herr merkte alsbald, was zu thun war, und antwortete, er hätte keine. Bat das alte Weib, ob ſie nicht ſelbſt mit dem Herrn ſprechen könnte. Da kam der Herr und fragte, was ſie wollte, und ſie flehte ihn, er möge ihr doch die Flaſche mit Waſſer geben, die er in ſeinem Schranke verwahre. Als er das nicht wollte, fiel ſie ihm zu Füßen und weinte jämmerlich, und verſprach ihm, ſie wolle ihm nicht mehr Leides thun. Da nahm er die Flaſche und zerbrach ſie, und zur Stunde lief das Waſſer alſo von dem alten Weibe weg, daß das ganze Zimmer voll wurde, und der Herr jug ſie mit vielen Schlägen vor die Thüre. Alſo wurde er von der Mahr befreit und ſie iſt nicht weiter zu ihm gekommen.

255.

Die Pferdemahr.

Mündlich von G. van Swygenhoven.

Meiner Tante Großmutter war einmal ein Pferd von der Mahr beritten worden. Das hörte der Nachbar und kam herum, und nahm zwei Ziegelſteine, die er über Kreuz legte, mit einem Stricke feſtband und über

dem Worte anfing. Alsbald hat das Wort aufgehört zu schweigen und sonntag zu sein, und die Woche hat ihre Ruh als woche und arbeiten können.

256.

Wochenkind.

Wochen und einer sein Frau in Bergen.

Da ist einmal geschehen, daß die Frau einen Knecht in der Woche alle Mal und den Herrn gebeten hat, daß sie mit dem Vater verbleiben, bis es hier gut sei zu stehen wollte, daß sie doch bald Mutter sein es gibt, es wär' einmal von der Mutter geschehen worden und hätte die Mutter die Arbeit an Stelle gehabt, aber Margaret hätte nun die weiter in der Woche gehaben. Ist ein altherkömmlich Ding um die Wochen, wenn sich eine viel Mütter gegen sie; ist halt' wollen Kinder alle Monat ein Kind, dies die Mutter gemacht und sie mit Wochenbett gelegen; ist mir auch alle gut gegangen und ist eine Mutter an meiner Mutter gekommen.

257.

Wunderkind.

Vom Knabe Gerhard von Zeddel a. Zeddel 1845. Aus Lüne.

In dem Jahr 1826 gegen Lucä Martini lag im Wintersmoor ist da von Gottes und Rechts die Frau Jungfrau Wurmin, welcher die Knabe war, und das die deutsche Worte getrochen, als es war vierzig Tage alt war. Als lage es einmal: „Mache die Thür auf, mein Vater ist da!“, und viel andere Worte.

Zu einer Zeit hat man einen Prieſter gebeten, daß er heimlich kommen und das Kind beſchwören möge, und als der fromme Mann Meſſe geleſen, hielt er ſeine Gewänder an und zog darüber einen großen Mantel, daß man's nicht merken ſollte, und kam und beſchwur das Kind mit vielen Conjuratien. Aber das Kind thät nicht antworten, kehrte aber nach einiger Zeit ſein Haupt um und ſah den Prieſter mit grimmigen Geberden an. Als der Prieſter ſah, daß er nichts ausrichten konnte, ging er wieder ſeinen Gang. Das Kind aber war ein Vorzeichen von einem böſen Abentheuer.

258.

Die wilde Jagd.

Joannes Caesarius l. XII, c. 20.
Delrio, Disquis. mag. p. 930.

Eines geiſtlichen Herrn Beiſchläferin war geſtorben. In der Nacht darnach ritt ein Soldat mit ſeinen Geſellen durch den Wald und waren gar verwundert, eines Weibes Stimme um Hülfe rufen zu hören. Bald nachher ſahen ſie auch das Weib in eiligem Lauf auf ſich zukommen; der eine Soldat ſtieg vom Pferde und machte mit ſeinem Schwerte einen Kreis um ſich her, und nahm das Weib und zog es in den Kreis. Gleich darauf hörten ſie ein gräulich Getöſe in der Luft, wie von vielen Jägern und Hunden, und darob zitterte das Weib ſehr und erzählte dem Soldaten alles. Der Soldat aber gab ſein Pferd einem von ſeinen Kameraden, nahm des Weibes Haarflechten und ſchlang dieſe um ſeinen linken Arm, während er mit der rechten Hand das Schwert ausgeſtreckt vor ſich hielt.

Als die wilde Jagd nun kam, da sprach das Weib leise zu dem Soldaten: „Ohne mich reiten, ohne mich reiten, sieh, da kommt er.“ Der Soldat hielt die Haarflechten mit aller Kraft fest, das Weib aber rang sich los, ließ ihr Haar in seinen Händen und entfloh; und alsbald packte sie der Jäger und warf sie quer über sein Pferd, so daß das Haupt mit den Armen an einer Seite und die Beine an der anderen Seite herunterhingen.

Als der Soldat Morgens in die Stadt kam, erzählte er sein Abentheuer und zeigte die Haare an seinem Arm. Die Leute wollten ihm aber nicht glauben, und gingen hin und öffneten den Sarg, und da fanden sie das Weib ohne Haare darin liegen.

259.

Des wilden Jägers Geschenk.

Mündlich aus Soignée.

Zwei Bauern kamen spät Abends noch durch den Sonienbusch; einer von ihnen war ganz betrunken, der andere ein frommer, nüchterner Mann. Da hörten sie plötzlich von ferne her Peitschengeknall und Hundegebell und Pferdegetrappel. „Gott behüt uns, der wilde Jäger!“ sprach der eine Bauer. Der Trunkenbold aber lachte und sprach: „Möcht doch gerne wissen, was der Drommel denn erjagt“, und rief dann lauter Stimme: „Heda, Herr Jäger, gebt mir doch etwas mit von eurem Fang.“ Darob bekreuzte sich der andere, und sie gingen weiter und kamen nach Hause. Am andern Morgen wollte des Trunkenboldes Frau draußen Wasser holen. Als sie die Thür aber öffnete, fand sie ein Hinterviertel von einem Ochsen, der vor einem Monat im Dorfe krepirt und auf

einen freien Waldplatz zu dem Aas geworfen worden war, und das ſtank gräulich und war voll von Maden und Würmern.

260.

Der ewige Jäger zu Wynendael.

Mündlich.
C. P. Serrure im Kunſt= en Letter=Blad. 1841. S. 68.

In der Nähe des Schloſſes Wynendael, dem ehemaligen Pallaſte der Grafen von Flandern, wohnte vor langer Zeit ein alter Bauer; der hatte einen Sohn, welcher der Jagd gar ergeben war, und ſtatt auf dem Felde zu ackern und zu pflügen, ſtets ſich in den Wäldern herumtrieb. Der Vater hatte ihm ſchon oftmals Verweiſe darüber gegeben, aber der Bube achtete nicht darauf und that fort, wie er gewohnt war.

Als der Bauer endlich auf dem Sterbebette lag, ließ er den Sohn zu ſich rufen, um ihm noch eine letzte chriſtliche Ermahnung zu geben; obgleich der aber des Vaters Stimme und Worte wohl vernahm, kam er nicht, ſondern pfiff ſeinen Hunden und zog aus in den Buſch. Darob wurde der Greis von furchtbarer Verzweiflung ergriffen und fluchte ſeinem Sohne mit den gräulichen Worten: „So jage denn für ewig! ja für ewig!“ und damit drehte er das Haupt um und war todt.

Seit der Zeit irrte der Unglückliche raſtlos in den Wäldern umher. Des Nachts hört man oft ihn erbärmlich: Jakko! Jakko! Jakko! ſchreien und dabei widerhallt die Gegend von Gelärme und Hundegebell.

Andere ſagen, der Jäger ſei von ſeinem Vater in einen Raubvogel verwünſcht worden, und fliege in dieſer Geſtalt umher; er verfolge und falle Menſchen und Thiere an und rufe dabei immer: Jakko! Jakko! Jakko!

In den letzten Jahren sind die alten Bäcker am Wasserthor aufgerissen worden; bei der Hitze ist der Anblick schon blosgut gewesen.

261.

Der Feuermann.

Münchh. von Hist.

In den Umgebungen von Altenwerf geht ein Feuermann umher. Derselbe hat gewöhnlich nur die Größe eines Hühnerjägers Knaben, aber wenn jemand ihm naht, dann wächst er auf eine erschreckliche Länge, daß sein Haupt sich im Monde verliert.

262.

Verwilde gestaft.

Münchh.

Der Tag nach sich die Zwölfte Stunden ungetaufter Kinder. Wird solch Kindlein nicht in den Himmel kommen können, darum haben sie sich am Tage in Wildbaum und an Kuchlen, denn Tiere auf, wo sie über die Dachel Schlafen können. Gehen sie den Abends zusammen, denn laufen sie auf die ja und eilen denn wieder vor dem Tag, um den sie Wege zu kommen einem Wildgejagen, damit man sie darauf hauft. Und das sie man auch nie verlassen zu dem, denn die armen Kinder den müssen so lange in der Wirbelt der Dunkelheit sein, bis sich einer über sie erbarmt, und sie haben für ihre Erlösung ein ewiges, ganz armes.

263.

Die Belagerung von Antwerpen.

Bredenb., Collat. l. 7.
Delrio, Disquis. mag. p. 262.

Als Alexander Farneſe Antwerpen belagerte, da wollten die Batavier und die Engländer den Bedrängten Hülfe bringen, und die Belagerten machten darum einen Ausfall von der Landſeite zu derſelben Zeit, wo jene von der Waſſerſeite her der Stadt nahten. Aber da ſahen die Ausfallenden mit einem Male ein unerhörtes Wunder; bei dem Damme nämlich ſtand ein ſchon ſeit mehren Monaten verſtorbener ſpaniſcher Hauptmann, Pedro de Paz, gerade wie er leibte und lebte, und der drang ſo hart auf ſie ein und hielt ſich ſo tapfer, daß die Stadt erobert und der Batavier und der Engländer Flotte zurückgeſchlagen wurde.

264.

Der Schüler des Agrippa.

Delrio, Disquis. mag. p. 309.

Cornelius Agrippa hatte zu Löwen einen gar neugierigen Schüler. Als er nun einmal verreiste, gab er die Schlüſſel ſeines Studirzimmers einer Frau, die bei ihm wohnte, und ſchärfte ihr aufs höchſte ein, nur ja keinem Menſchen ſie anzuvertrauen, auch keinen hineinzulaſſen. Kaum aber war der Meiſter aus dem Hauſe, als der Schüler die Frau bat und flehte, daß ſie ihm die Schlüſſel einmal gäbe, und das alſo lang that, bis er dieſelben bekam. Das erſte, was der Schüler erblickte, als er in die Kammer trat, war das Beſchwörungsbuch des Meiſters, und vor dieſes ſtellte er ſich hin und

begann in demſelben zu blättern. Eben hatte er einige Worte aus dem Buche geleſen, als es an der Thüre klopfte. Der Jüngling hörte nicht darauf und fuhr fort zu leſen. Als er aber auf ein zweites Klopfen eben ſo wenig Antwort gab, öffnete ſich die Thüre und ein Geiſt trat ein und frägte den Jüngling: „Warum rufſt du mich? Was ſoll ich dir thun?“ Darauf war der Schüler nicht gefaßt, auch erſchreckte ihn die Erſcheinung alſo, daß ihm das Wort verſagte und er keine Sylbe hervorzubringen wußte. Dem Geiſte mißfiel das, er zürnte darob und erdroſſelte den Jüngling.

Inzwiſchen kehrte der Meiſter zurück und berief einen Geiſt zu ſich, den er fragte, was es mit dem Tode des Schülers für Bewandtniß habe. Als ihm nun der Geiſt alles erzählt, befahl Agrippa ihm, in die Leiche zu fahren, vor der Thüre, wo die übrigen Schüler zuſammenzukommen pflegten, herumzuwandeln und alsdann den Körper wieder zu verlaſſen. Welches der Geiſt auch gethan, und hat jeder gemeint, der Jüngling ſei plötzlich geſtorben.

265.

Des Agrippa Tod.

Nicol. Remigii daemonolatreiae libri tres. Col. Agr. 1596. p. 138.
P. de Lancre, Tableau de l'inconstance.
Joa. Bodini de magorum daemonomania libri IV. p. 421.
Delrio, Disquis. mag. p. 1044.

Als Henricus Cornelius Agrippa auf dem Todesbette lag und ſein letztes Stündlein kam, da hat er ſeinen ſchwarzen Hund Paredrius mit einem Male von ſich weggetrieben, indem er ihm zurief: „Pack dich weg, du arges Thier, du biſt meiner Verdammung Schuld.“

Nach dem Tode des Meisters ist der Hund in das Wasser gesprungen, und hat man ihn seit der Zeit auch nicht mehr gesehen.

266.

Schloß Waerdenberg bei Bommel.

(Doctor Faust.)

D. G. Heldring, Dudh. Wandelingen.
Kunst- en Letter-Blad. 1841. S. 95.

Doctor Faustus war ein gar gelehrter Mann. Er saß auf dem Schlosse Waerdenberg Tag und Nacht hinter den Büchern, um den Stein der Weisen zu finden, kochte auch zuweilen im Burgkeller Tränklein von allerhand Art. Aber es mißglückten ihm alle seine Köcheleien, und darob wurde er unmuthig und gar mißvergnügt. Da trat eines Tages der Teufel zu ihm und redete ihn also an: „Mein lieber Freund Faust, was du auch anfangen magst, das ist vergebens, nicht wahr? Doch nimm mich einmal in Dienst; sieben Jahr will ich dein Knecht sein und dir geben alles, was dein Herz begehrt."

„Wohlan", sprach Faust, „das sei, darnach habe ich schon lange getrachtet"; und der Teufel antwortete hinwieder: „Willst du das, dann mußt du zuvor mir eine Handschrift mit deinem Blute geschrieben geben." Das that Faust sogleich, und der Pakt war geschlossen.

Von dem Augenblicke war nichts so schön in der Welt, welches Faust nicht begehrt hätte. Alles mußte aus Amsterdam und Paris kommen; mitten im Winter verlangte er schöne Trauben, mitten im Sommer Schnee und Eis. Auf dem Schloßhofe blühte fortwährend eine große Hortensia, der Garten war stets gefüllt mit den kostbarsten Blumen.

Aber dabei blieb er nicht stehen. Der Teufel mußte ihm auch noch eine Kutsche mit vier Pferden schaffen, die nimmer müde wurden. In kürzester Zeit war er in Constantinopel und gleichschnell wieder zurück. Wollte er nach Bommel, dann hieß es nur: „Jost, zur Stunde eine Brücke über die Wael und gleich wieder abbrechen!" und die Brücke lag da und verschwand, wenn er hinüber war. In Bommel waren die Straßen damals schlecht gepflastert, aber Faustus rief nur: „Jost, vor den Pferden voraus, alles ebnen und gleich wieder in vorigen Stand setzen, denn ich mag die Bommeler nicht leiden."

Einmal ist Faust auch auf einer Tonne besten Thielschen Bieres vor den Augen vieler Gäste aus der Thüre geritten.

Jost machte er den ganzen Tag zu schaffen, und hatte der sich nun müde gearbeitet und gedachte der Ruhe zu pflegen, dann ging Faustus und säete Abends einen Scheffel Korn weit und breit in die Dornenhecken und Jost mußte in der Nacht alles wieder zusammenlesen; oder er warf auch eine große Menge Mehl in den Graben des Schlosses, aus welchem Jost es wieder ganz rein und unverdorben hervorzusuchen hatte.

Das hielt Jost vier Jahre lang aus, wurde aber dabei so mager, daß er erbärmlich anzuschauen war. Endlich brach ihm die Geduld und er sprach zu Faust: „Ich will dir die vier Jahre umsonst gedient haben, aber ich bitte dich, entlasse mich, denn ich halte es länger nicht aus." Deß lachte Doctor Faustus und sagte: „Bist du es auch müde, ich bin's noch lange nicht." So mußte Jost ihm auch noch die drei Jahre dienen.

Als diese aber um waren, da faßte er den Doctor Nachts punkt zwölfe mit den Haaren und fuhr mit ihm an einem großen Fenster des Schloßthurmes, welches noch heute zu schauen ist, hinaus und nach der Hölle.

Er hatte ihn alſo durch die Gitter des Fenſters gezogen, daß das helle rothe Blut daran klebte und gegen die Mauer ſpritzte. Man hat häufig verſucht, die Flecken abzuputzen, aber das vermag kein Regen und Schnee und keine Menſchenhand, und die werden da bleiben, ſo lange das Schloß und der Thurm ſtehen werden.

267.

Das Bild des Erasmus von Rotterdam.

Mündlich von Prudenz van Duyſe.

Auf der Brücke zu Rotterdam ſtehet ein Standbild des berühmten Gelehrten Erasmi, welcher aus der Stadt gebürtig iſt und darum gewöhnlich auch Erasmus von Rotterdam geheißen wird. Dieß iſt aus Erz gegoſſen und war ehedem ein Crucifix. In ſeiner Hand hält der Erasmus ein Buch. Jegliches Mal, wenn der Stadt ein Leid bevorſtehet, wendet er ein Blatt in dem Buche. Das hat ſich ſeit vielen Jahren bewährt.

268.

Die Lilie.

Mündlich aus Leyden.

Vor Alters hat es hier einmal einen Zauberer gegeben, der den Leuten die Köpfe abhieb und wieder aufſetzte. Als der einmal ſeine Kunſt gezeigt, iſt ein fahrender Geſell in die Kammer getreten und hat auch mit zuſchauen wollen. Nun ſtand auf der Tafel vor dem Zauberer ein großes Glas mit deſtillirtem Waſſer, und jedesmal, wenn er einem den Kopf abgeſchnitten hatte, wuchs aus dem Glaſe eine weiße Lilie, welche er

die Lebenslilie nannte. Als der Zauberer einmal wieder einem den Kopf weggehaut, trat der fahrende Geſell ſchnell mit einem feinen Meſſerlein zu dem Glaſe und ſchnitt den Stengel von der Lilie in Stücken, ohne daß es einer ſah; und wie der Zauberer den Kopf wieder auffetzen wollte, konnte er das nicht mehr, iſt alſo feſtgenommen und als ein Mörder verbrannt worden.

Wie mir mein Vater oft erzählt, iſt dieß um fünfzehnhundert und acht und zwanzig geſchehen, und es ſollen vor der franzöſiſchen Revolution noch die Gerichtsakten davon zu ſchauen geweſen ſein.

269.

Das Federherz.

Mündlich von Herrn F. Wouters.

In einer mir bekannten Familie iſt mir oft die folgende Geſchichte erzählt worden.

Es lag ein junges Mädchen krank und war durch nichts zu heilen. Alle Aerzte hatten ihre Kunſt an ihr verſucht, aber alles war vergebens. Da ging endlich die Mutter zu einem alten Kapuziner und erzählte dem von der Sache, und der ſprach zu ihr alſo: „Meine liebe Frau, eurer Tochter Krankheit iſt nicht von Aerzten zu heilen, das iſt unmöglich, denn es iſt ihr angethan; ſchneidet aber den Strohſack auf und das Federbett, auf dem ſie liegt, und in einem von beiden werdet ihr ein Herz von Federn finden, welches ihr alsbald ins Feuer werfen müßt."

Die Frau hat den Rath gleich befolgt und in der That ein Federherz in dem Federbett gefunden, und als ſie das verbrannt hat, iſt ihre Tochter in derſelben Stunde geſund geworden.

270.

Die beiden Zauberer.

Robert. Triezius, De technis et imposturis daemonum. l. I. c. 5. Delrio, Disquis. mag. p. 114.

Ein Zauberer hatte ein ſchönes Mädchen geraubt und führte ſie auf einem Holzpferde durch die Luft mit ſich fort. Ein anderer Zauberer, der gerade in Burgund auf einem Schloſſe einem Feſte beiwohnte, bemerkte den erſten, als der an dem Schloſſe vorbeiflog, und zwang ihn durch ſeine Beſchwörungen, in den Hof niederzuſteigen und dort mit ſeiner Beute vor allen Gäſten unbeweglich zu ſtehen. Der erſte aber war nicht faul und ließ alsbald ſeinem Gegner, der aus einem Fenſter auf den Hof ſchaute, zwei gewaltige Hörner aus der Stirne wachſen, die ſo lang waren, daß er den Kopf nicht mehr zurückziehen konnte, und alſo, da das Fenſter ſo hoch gelegen war, daß er ohne Lebensgefahr auch nicht herunterzuklettern vermochte, gezwungen war, ſteif und feſt da ſtehen zu bleiben. Auf dieſe Weiſe war er gezwungen, den Zauber, mit dem er den Gegner in den Hof gebannt hatte, zu löſen, und dieſer erhob ſich alsbald mit ſeiner Beute in eine dichte Wolke gehüllt in die Luft und löste von da aus auch den Zauber des Gehörnten, der nun beſchämt und unter großem Gelächter aller Anweſenden ſein Haupt wieder aus dem Fenſter zurückziehen konnte.

271.

Traumſchauen.

Mündlich.

Wenn die Mägde in Belgien ihren Geliebten im Traume ſchauen wollen, ſo legen ſie ihre Strumpfbänder

kreuzweiſe ans Fußende des Bettes und einen kleinen Spiegel unter das Hauptkiſſen, dann ſehen ſie in dem Traume das Bild ihres Zukünftigen aus dem Spiegel blicken.

Auch ſprechen ſie am erſten Freitag jedes Monats folgendes Reimlein:

Lune, lune, belle lune,
Faites me voir en mon dormant
Le mari que j'aurais en mon vivant.

272.

Die Bräutigamſchau.

S. de Vries, De Satan in ſijn weeſen ꝛc. II, S. 376.

An dem Hofe der Stadt N. ſetzten ſich drei Jungfrauen am Vorabende eines Feſttages an eine gedeckte Tafel, auf welcher drei Teller ſtanden, und an der eben ſo viel leere Stellen gelaſſen waren für die zukünftigen Bräutigame. Dieſe erwarteten ſie, nachdem ſie die vorgeſchriebenen Ceremonien gethan. Aber es erſchienen nur zwei Edelleute, und die verfügten ſich zu den beiden Jungfrauen an den Tiſch. Der dritte blieb hinter und kam nicht. Darob wurde die dritte Jungfrau ungeduldig und wartete lange, und als ihr Bräutigam nicht kommen wollte, legte ſie ſich ins Fenſter, um auszuſchauen. Da ſah ſie gerade ihr gegenüber eine Todtenlade, und darin lag ein Mädchen, war ihr ganz gleich. Solches erſchreckte ſie ſo ſehr, daß ſie krank wurde und bald nachher ſtarb.

273.

Knecht, Küfer, Schulmeiſter.

D. Frommannus, De fascinat. mag. l. III, pars VI, cap. 7.
S. de Vries, De Satan in ſijn weeſen ꝛc. II, S. 378.

Drei Mägde ſetzten ſich mutternackt an einen Tiſch; jegliche hatte ein Glas vor ſich ſtehen; in dem einen war Waſſer, in dem andern Bier, im dritten Wein. Alſo erwarteten ſie ihre Bräutigame. Erſchien zuerſt ein Hausknecht, nahm das Glas Waſſer und ging damit fort. Dann kam ein Küfermeiſter, nahm das Glas mit Bier und ging fort. Zum dritten trat ein Dorfſchulmeiſter an der Thür hinein, griff nach dem Glaſe mit Wein und ging fort.

Der Ausgang der Sache hat die Wahrheit bewieſen, denn die Magd, welche das Glas Waſſer vor ſich ſtehen hatte, heirathete einen Knecht, mit dem ſie wenig Brot eſſen und viel Waſſer trinken mußte. Die andere bekam einen Küfer zum Manne und litt bei demſelben kein Gebrech; doch war ihre Ehe ein Hölle für ſie, denn ſie hatte nichts wie Leid und Qual. Wie es mit der dritten gegangen, weiß ich nicht, denn ſie verzog in ein ander Land, hat aber zweifelsohne einen Schulmeiſter zum Manne bekommen.

274.

Krüppel und alt Weib.

S. de Vries, De Satan in ſijn weeſen ꝛc. I, S. 462.

Ein Vater ging einmal mit ſeinem Sohne von Culemburg nach Utrecht. Als ſie ungefähr halbwegs waren, ſahen ſie plötzlich einen gewaltig hinkenden Menſchen auf ſich zu kommen, der aber ſo ſchnell ging, daß

er in einem Augenblick bei ihnen vorbei war. Als sie sich umsahen, erblickten sie ihn ein gut Stück hinter sich, doch er drehte sich um und lief abermals an ihnen vorbei, und dann kehrte er noch einmal um, immer noch so geschwind, wie früher, trat zu ihnen und fragte sie, wo sie hin wollten. Sie antworteten: „Nach Utrecht." Darauf sprach er, er wolle auch dahin und werde ihnen also Gesellschaft leisten. Er schritt immer einen Theil voraus und erwartete sie alsdann, worob der Vater wie der Sohn sich höchlich verwunderten. Der Vater begann aber bald zu argwohnen, daß dieß kein richtig Ding sein möge, und ward darin noch bestärkt, als der Krüppel zu ihnen sprach: „Da hinten in dem hohen Baum sitzt eine Elster; will sie fangen gehn." Mit Einem Fluge war er weg, kletterte trotz der schnellsten Katze den Baum hinauf und kam mit derselben Fertigkeit wieder hinunter; zeigte ihnen auch die Elster, die er gefangen hatte. Ein wenig weiter strauchelte er und stürzte gegen sie, so daß sie beide zur Erde fielen, richtete sich aber flugs wieder auf und verfolgte seinen Weg mit ihnen. Der Vater mochte dem Sohne seine Gedanken nicht sagen, aus Furcht, ihn zu erschrecken. Der Krüppel lief wieder vor ihnen her, doch als er auf acht bis zehn Schritte von ihnen war, verschwand er plötzlich in der Erde vor ihren Augen. Da brach der Vater aus: „Gott sei gelobt und gedankt, daß er uns von solch einer bösen Gesellschaft erlöst hat!" Der Sohn aber gerieth in großen Schrecken und noch mehr, als mit Einem Male ein alt, alt Mütterchen vor ihnen stand, welches sicherlich mehr denn hundert Jahre zählte. Ging trotzdem so stark wie die beiden, war selbst immer ihre sechs bis acht Schritt voraus und sprach zu ihnen: „Was dünkt euch von solchem Alter, he?" Der Vater gab ihr keine Antwort, sondern begann andächtig den ein und neunzigsten Psalm zu singen, und der Sohn

ſtimmte ein. Als ſie nun zu den Worten kamen: „Und den Engeln gab er Befehl" u. ſ. w., da verſchwand das alte Weib plötzlich, und auf der Stelle, wo ſie verſchwunden war, lag eine gewaltige Schlange von ungemeiner Dicke. An der gingen ſie ruhig vorbei, und ſeitdem begegnete ihnen nichts mehr. Der Sohn fiel vor Schrecken in eine ſiebenmonatliche Krankheit, wurde dann aber wieder geſund und blieb es bis zu ſeinem Tode.

275.

Durchſchlüpfen.

Nicol. Remigii daemonolatreia. l. II, cap. 4.
Delrio, Disquis. mag. l. II, quaest. 17.

Dem Nicolaus Remigius hat ein Weib erzählt, daß alte Zauberfrauen die Macht hätten, durch die kleinſte Oeffnung ſchlüpfen zu können, und wär's auch das kleinſte Schlüſſelloch, die engſte Fenſterſpalte oder Mauerritze. Aber das iſt nur eine beſondere Gabe, und die muß man ſich verdient haben.

276.

Diebshand — Diebsfuß.

Delrio, Disquis. mag. l. III, p. I, quaest. II, p. 359.

In dem weſtlichen Flandern, nicht weit von Balliolum (Beloeil) wurde ein Dieb aufgefangen, bei dem man den Fuß eines Gehangenen gefunden hat, den er gebrauchte, um die Leute in Schlaf zu bringen.

Einmal ſind auch zwei Kerle nach Huy gekommen, haben gethan als wenn ſie ſehr müde wären, und als ſie ihr Abendbrot gegeſſen, wollten ſie nicht in die Schlaf-

kammer, sondern baten den Wirth, an dem Heerd ein Schläfchen halten zu dürfen. Der Magd im Hause gefielen die zwei Gäste aber nicht; die blieb an der Küchenthür stehen und schaute durch eine Ritze, was sie thäten, und sah, daß sie eine Diebshand aus der Tasche nahmen, die Finger davon mit Salben bestrichen und anzündeten, und die brannten alle alsbald, einen einzigen ausgenommen.

Die zwei Gäste hielten den Finger noch einmal ans Feuer, er wollte aber nicht brennen, worob sie sich sehr gewundert und einer gesagt: „Es muß jemand im Haus sein, der noch nicht schläft.“ Da hingen sie die Hand mit den vier brennenden Fingern an den Kamin und gingen aus dem Haus, um ihre Gesellen herbeizuholen. Die Magd folgte ihnen aber alsbald und machte die Thüre hinter ihnen zu. Darauf lief sie hinauf, wo der Wirth schlief, damit sie den wecke, hat's aber nicht gekonnt, trotz allem Rütteln und Rufen.

Inzwischen kamen die Diebe wieder und wollten durch ein Fenster ins Haus, aber die Magd warf sie von der Leiter herab. Da versuchten sie es anders und wären auch hereingekommen, wenn es der Magd nicht in Sinn gekommen wäre, daß die Finger vielleicht an dem Schlaf ihres Herrn Schuld sein könnten. Sie ist also schnell in die Küche gelaufen und hat die Finger ausgeblasen, und alsbald ist der Wirth mit den Knechten aufgewacht, sind herbeigeeilt und haben die Spitzbuben weggejagt.

277.

Diebsfinger.

Mündlich von einer alten Frau.

In unſerm Dorfe (Alveringen) hat vor langer Zeit ein Zauberweib gelebt, die hat einen Diebsfinger gehabt, worüber neun Meſſen geleſen waren. Den hat ſie nämlich, da ſie den Küſter gut kannte, in ein Tüchlein gebunden auf den Altar legen laſſen und hat dem Küſter weiß gemacht, es ſei ein Heiligthum.

Mit dieſem Finger hat ſie wunderbar Ding getrieben. Wann ſie den angezündet hat (denn man muß wiſſen, daß ſolche Finger brennen wie eine Kerze), iſt alles in dem Hauſe eingeſchlafen, in dem ſie war, und alſo hat ſie viel Geld und Gut geſtohlen, bis es nach langer Zeit herauskam und man all das Geſtohlene bei ihr fand.

278.

Der ſchützende Stein.

Mündlich aus Haerlem.

In der Zeit, wo die Spanier hier waren, wurde einmal ein tapferer Meergeuſe gefangen in die Stadt gebracht und alſobald verurtheilt, erſchoſſen zu werden. Als man ihm das meldete, da lachte er laut auf und ſprach, das ſollten ſie thun. Wie er nun auf den Richtplatz kam, da wollte er kein Tuch um die Augen haben, ſtellte ſich kühnlich vor die Soldaten und ſagte mit heller Stimme: „Nun ſchießt in Gottes Namen zu, ſollt mir kein Leides thun.“ Die Soldaten ſchoſſen ihre Büchſen auf ſein Herz und auf ſeinen Kopf ab, aber der Meergeuſe ſtand ſtill und lächelte und hatte nicht Eine Wunde. Da meinte der General, die Soldaten hätten nicht gut

gezielt, und ließ acht von seinen besten Schützen aufmarschiren; doch machten die es nicht besser, und sie konnten den Meergeusen nicht treffen.

Der General erzürnte höchlich darob und sprach, man solle dem Geusen die Kleider ausziehen, denn er müsse einen Zauber bei sich tragen. Als die Soldaten ihn nun auszogen, fanden sie an seinem Halse einen Stein mit wunderlichen Figuren, der an gelbem Bande hing. Den nahmen sie ihm weg, und da sprach der Geuse: „Nun ist es um mich geschehen; gehet schnell und zielet wohl, daß ihr gut treffet.“ Da schossen die Soldaten zum dritten Male, und der Meergeuse sank todt hin.

279.

Zauberdegen.

S. de Vries, De Satan in sijn weesen, aert, bedryf en guychelspel. Utrecht 1692. 2 Bde. I, S. 491.

Herr Hincke van Wurben hatte einen Zauberdegen, den hatte ihm ein Mönch verehrt. War in der Stunde gekauft, wo Mars regierte. Das Kreuz davon war auf einen Dienstag geschmiedet, auf keinen andern Tag, und an dem Tage ganz fertig gemacht. In dem Hefte war ein Stücklein Holz eingeschlossen, in welches der Donner geschlagen hatte; bei Gebrech davon hätte man auch ein Stück von einem Rade nehmen können, auf dem ein Missethäter hingerichtet worden. Dieß alles läßt man verrichten in der Stunde von Mars. Dieser also zubereitete Degen ließ alle Degen der Gegner in Stücke springen.

Wenn man von keinem Menschen verwundet will werden, so kann man auf den rechten Arm eine Schlangenhaut binden, welche mit einer gegerbten Aalhaut über-

zogen ist. Dann läßt man ein eisernes Zeichen von einem Stücke eines Henkerschwertes schmieden, aber in der Stunde des Mars, und setzt dieses in einen Ring; und so man fechten will, drückt man den Ring gegen die Stirne. Darnach steckt man ihn an den Finger, welcher dem kleinen Finger der rechten Hand zunächst ist. Rund um den Ring gräbt man die Worte ein: „O Castres, Fürst der Waffen, durch den Gott Abraham, Isaac und Jacob."

280.

Liebespulver.

Paulus Grillandus.
Delrio, Disquis. mag. p. 363 sq.

Man nimmt eine Hostie, die jedoch noch nicht geweiht sein darf, schreibt auf dieselbe einige Worte mit Blut aus dem Ringfinger und läßt alsdann von einem Priester fünf Messen darüber lesen. Dann theilt man die Hostie in zwei gleiche Theile, deren einen man selbst nimmt und den andern der Person gibt, deren Liebe man gewinnen will. Dadurch ist schon viel Unheil geschehen und manch keusches Mägdlein verführet worden.

281.

Liebeszauber.

Delrio, Disquis. mag. p. 364.
Paulus Grillandus.

Einige machen sich Bilder aus Erde, Wachs, Edelsteinen oder Mischungen von gewissen Dingen, taufen dieselben mit dem Namen der Person, der sie Liebe einflößen wollen, und dieses zwar mit denselben Ceremonien,

welche die Priester bei der wirklichen Taufe gebrauchen, nur daß sie dabei den Teufel anrufen und beschwören; auch fügen sie dazu noch gotteslästerische, schändliche Worte. Alsdann schmelzen sie dieselben, und zu gleicher Zeit wird das Herz des bis dahin nicht Liebenden, dessen Name das Bild trägt, mit Liebe entzündet.

282.

Wettermachen.

Delrio, Disquis. mag. p. 140.
Andr. Caesalpinus, Daemon. investig. cap. 11.

Ein Zauberer hatte folgendes Mittel zum Wettermachen. Er rief auf dem Felde den Fürsten seiner Geister an und bat ihn, einen seiner Diener zu senden, der diesen oder jenen Menschen mit dem Blitze zerschmettere. Dann ging er auf einen Kreuzweg, tödtete dort ein schwarzes Huhn und warf dieß in die Luft, und kaum hatte der Geist dasselbe empfangen, als er auch den erbetenen Sturm erhob und Blitze schleuderte, die jedoch selten den getroffen haben, den der Zauberer genannt.

283.

Zauberring.

Joa. Bodini de magorum daemonomania libri IV. Basil. 1581. p. 149.

Im Jahre 1548 wurde im Herzogthume Geldern ein Zauberer aufgegriffen, dessen Name Jacob Jodokus van der Rozen und der von Cortryk gebürtig war. Dieser hatte einen Ring, in welchem ein Geist eingeschlossen saß, und der Geist war ihm willig zu allen Dingen und mochte fünfmal an jedem Tage zu Hülfe gerufen werden.

284.

Zauberſalbe.

Niderii formicarium. l. V.
Delrio, Disquis. mag. l. II, quaest. 24.

Die Zauberweiber tödten mit ihren Ceremonien ſowohl getaufte als ungetaufte Kinder (die erſteren beſonders, wenn man nicht das Kreuz über ſie gemacht oder ein Gebet über ſie geſprochen) in der Wiege, wie an der Seite ihrer Eltern, woher die letztern denn oft glauben, ſie hätten das Kind erdrückt. Wenn das Kind dann begraben iſt, ſtehlen ſie heimlich die Leiche aus dem Sarge, werfen ſie in einen Keſſel und kochen ſie darin ſo lange, bis das Fleiſch ganz gar iſt und von den Knochen abfällt. Aus dem feſteren Theile dieſes Abſudes machen ſie dann eine Salbe, womit ſie ihre Künſte treiben, ſich verwandeln u. ſ. w. Das Flüſſige gießen ſie in Fläſchchen, und wer davon etwas trinkt und noch einige Ceremonien von den Zauberfrauen über ſich machen läßt, der iſt in ihre Künſte eingeweiht und Meiſter darin.

285.

Die ſchwarze Taube.

Mündlich aus Aloſt.

Es waren zwei junge Leute, die hatten ſich gar lieb und wollte der Knabe nicht von dem Mägdlein laſſen, wie ſehr auch die Eltern dagegen waren. Und als alles nichts half, haben der Jungfrau Eltern einen Hirten kommen laſſen; der hat über eine ſchwarze Taube viele Zeichen gemacht und Worte geſprochen, und haben die argen Alten die beiden Liebesleute zu ſich kommen laſſen, als hätten ſie gar nichts wider ihre Ehe, und die

Taube gebraten und unter ſie getheilt, und ſeit der Zeit konnte der Knabe das Mägdlein nicht mehr leiden und das Mägdlein nicht mehr den Knaben, und wurden die ärgſten Feinde.

286.

Milch geſtohlen.

Delrio, Disquis. mag. p. 399.
Beetzii praeceptorium I, expos. ult. cap. 7.

Ein altes Zauberweib wollte aus Neid des Nachbars Kuh ihre Milch nehmen. Ging alſo mit einem Meſſerlein vor die Thüre des Hauſes, in dem die Kuh war, ſtellte ſich gegen den Mondſchein und ſprach dieſe Worte:

Hier ſnyd ick een ſpaen
In mollekens ghewaen,
Ende een ander daer toe,
So neem ick het melck van deſer koe.

Das hörte der Herr der Kuh, nahm einen dicken Strick in die Hand und lief auf das Zauberweib und ſchlug ſie gottsbärmlich, indem er ſprach:

Hier ſlaen ick eenen ſlach,
Ende eenen andern als ick mach,
Ende den derden daer toe,
So behoud ick d' melck metter koe.

Das war das beſte Mittel, welches er ergreifen konnte.

287.

Milch geſchlagen.

Mündlich aus Lacken.

Iſt kein beſſer Mittel, ein Zauberweib zu ſtrafen, wenn ſie einem die Milch ſtiehlt, als das, was ich euch

jetzt ſagen will. Hat ſo ein Weib einer Kuh die Milch ausgemelkt mit ihren Künſten, ſo muß man die Kuh bald hernach noch einmal melken. Die Milch, welche man alſo bekommt, ſetzt man auf ein Feuer und macht ſie warm, und wenn ſie warm iſt, ſchlägt man mit einem Stöck drein, bis das letzte Tröpflein aus dem Gefäße weg iſt. Auch kann man die auf der Erde herumfliegende Milch noch ſchlagen, denn je mehr man zuhaut, deſto beſſer. Jeden Schlag nämlich, den man alſo der Milch gibt, bekommt die Zauberfrau, welche die Kuh ausgemolken hat, auf den Rücken vom Teufel wieder. Es iſt oft hier (in Laeken) geſchehen, daß Zauberweiber acht Tage lang auf dem Bett gelegen haben, weil ſie alſo geſchlagen worden.

288.

Korn ſtehlen.

Beetzii praeceptorium I, expos. ult.
Delrio, Disquis. mag. p. 400.

Ging ein Zauberweib um einen Acker, der voll reifer Frucht ſtand, und ſprach den Vers: „Super aspidem“ etc. Als ſie dann nach Haus gekommen, lief ſie alſobald auf den Söller, nahm daſelbſt eine Röhre mit den Händen und ſprach abermals den genannten Vers, und da fiel all die Frucht durch die Röhre vor ihr nieder auf den Söller, alſo daß kein Körnlein auf dem Acker überblieb.

289.

Frau fällt vom Baume.

Mündlich aus Audenaerde.

Als ich noch Kind war, hat mir mein Vater oft wunderbare Geschichten von Zauberweibern erzählt, die er zum Theil auch gekannt und oft mit ihnen gesprochen hat. Einmal ist er auf dem Felde gewesen, um das Korn einzuthun, als sich plötzlich ein schweres Gewitter erhob. Da er sich nicht anders zu schützen wußte, kroch er in einen Haufen Garben, ließ aber ein klein Löchlein, um ausschauen zu können, wann es wieder hell werden würde. Er hatte noch nicht lang in den Garben gesessen, als der Blitz in einen Baum aus dem nahen Walde fuhr und den bis an die Wurzel zersplitterte. Darob erschrocken, betete er das Evangelium Johannis; doch hatte er es kaum begonnen, da fuhren zwei Donnerkeile auf einmal nieder und spalteten noch zwei schöne alte Eichen, und also ging das fort, bis acht Bäume darnieder lagen. Als der letzte Donnerkeil in den Baum schlug, hörte mein Vater ein schallend Gelächter, wie von vielen Frauen hoch aus der Luft her, und einen Augenblick später sah er eine an einem Tannenbaum in der Nähe herunterfallen. Das däuchte ihm gar sonderlich, und er blieb darum still sitzen, um Weiteres abzuwarten. Nicht lang darnach stiegen noch drei Frauen an dem Tannenbaum nieder, hoben die eine, welche ohne Besinnung an der Erde lag, auf und wuschen sie, wonach dieselbe bald zu sich kam und mit den andern fortging, ausgenommen eine, die an den zerschmetterten Bäumen herumstrich. Da das aber eine Nachbarin von meinem Vater war, kroch er aus seinem Garbenhaufen heraus und ging auf sie zu und sprach sie an, was sie an den Bäumen thäte, worüber sie sehr erschrak, denn

ſie merkte wohl, daß mein Vater alles geſehen hatte. Weil ſie aber wußte, daß er ein ſtiller, verſchwiegener Mann war, bat ſie ihn, nichts zu ſagen, und verſprach ihm dabei, daß ſie ſorgen würde, daß ſeinen Feldern und Bäumen nie der geringſte Schaden geſchähe. Mein Vater hat auch nicht eher von der Geſchichte etwas erzählt, bis die Nachbarin todt war, wo er uns dann manchen Winterabend von ihr unterhielt.

290.

Frau fällt aus den Wolken.

Delrio, Disquis. mag. p. 708.

Zu den Zeiten Alberts und Iſabellens ſtanden einmal zwei walloniſche Kriegsleute im Felde, und die ſahen auf einmal eine Wolke heranfliegen, in der ſie allerhand verwirrte Stimmen hörten. „Schieß einmal drauf!“ ſprach der eine zu ſeinem Geſellen. „Das laß ich bleiben“, ſprach der andere, „thu du's.“ Und der that es auch wirklich, und als er kaum den Pfeil abgeſchoſſen hatte, fiel eine nackte Frau aus der Wolke, der der Pfeil noch in der Seite ſtach, und die war ganz betrunken, übrigens dicken und fetten Leibes und von mittlerm Alter, und hat nichts anderes gefragt, als: „Freund oder Feind?“ Worüber ſich die Kriegsleute ſehr verwundert.

291.

Der Schlüſſel.

Delrio, Disquis. mag. p. 708.

Im Jahr 1597 iſt es geſchehen, daß bei Mecheln ein Bürger mit der Flinte über Feld ging und ſah eine

Menge Vögel, Raben, Krähen, Sperber und andere ähnliche auf einem Baume ſitzen und ſchreien. Da hat der Bürger die Büchſe ans Backen gelegt und drauf geſchoſſen, und gut geſehen, daß er einen von den Vögeln auch getroffen. Als er aber zum Baum kommen iſt, hat er nur einen Schlüſſel da liegen gefunden, und den mit ſich genommen nach Hauſe und einem von ſeinen Freunden gezeigt, und den gefragt, ob er den Schlüſſel nicht kännte. „Doch", hat der geſagt, „den kenn' ich, der iſt von unſeres Nachbars Haus." Darauf ſind die beiden zuſammen zu Nachbars Thüre gegangen und haben den Schlüſſel hineingeſteckt und geöffnet, und als ſie ins Zimmer getreten ſind, haben ſie die Frau im Bette gefunden und die hat die Seite durchſchoſſen gehabt von einer Flintenkugel.

292.

Zauberweib ertappt.

Delrio, Disquis. mag. l. II, quaest. XVIII, p. 189.

In dem weſtlichen Flandern hat ſich vor fünfzehn Jahren (d. h. am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts) folgende Geſchichte zugetragen.

Ein Bauer ſaß mit ſeinem Söhnlein in der Schenke und zechte und ſchrieb, wie dieß der Gebrauch iſt, für jeden Krug Bier ein Strichlein mit Kreide auf ſeine Miſtgabel. Als er fortgehen wollte, ließ er die Wirthin rufen und fragte, wie viel er verzehrt habe. Die Wirthin aber fragte ihn hinwiederum, wie viel er Striche auf ſeiner Gabel hätte. Als das der Bauer nicht ſagen wollte, erzürnte das Weib und ſprach, nachdem ſie lang mit ihm geſtritten, mit heftigem Muthe zu ihm: „Heut ſollſt du

nicht nach Haus kommen dafür, das versichere ich dir, oder ich komme nicht zurück." Der Bauer lachte deß und warf ihr das Geld, was er rechtlich verzehrt, auf den Tisch und ging weg.

Als er aber ans Wasser kam und in den Kahn stieg, konnte er den Kahn nicht vom Lande bringen und rief darum drei vorüberziehenden Soldaten zu: „Heda, gute Gesellen, wollet mir doch helfen, mein Schifflein vom Lande bringen, will gerne ein Trünkchen Bier zum Besten geben." Die Soldaten kamen herbei und halfen dem Bauern; aber es war alles umsonst und der Kahn war fest und blieb fest. „Warte einmal", sprach da einer von den Soldaten, der keuchte und schwitzte von großer Mühe und Arbeit, „laß uns die Sachen aus dem Schifflein werfen, die da in der Mitte liegen, dann wird's besser gehen." Und also thaten sie; doch kaum hatten sie das letzte Stück heraus, als sie eine ungeheure Kröte am Boden des Kahnes fanden, die zwei Augen hatte wie glühende Kohlen. Einer von den Soldaten zog sogleich sein Schwert, stieß es dem Ungethüm in den Leib und warf dieß dann über Bord ins Wasser, wo die andern ihm noch viele Stiche in den Bauch gaben, denn die Kröte schwamm im Wasser auf dem Rücken.

Nun versuchten sie noch einmal, den Kahn vom Lande zu bringen, und siehe, es ging ohne alle Mühe; worab der Bauer gar zufrieden die Soldaten in den Arm nahm und mit ihnen zum Wirthshaus zurückging. Nachdem sie sich Bier bestellt, fragte der Bauer die Magd, wo die Frau sei. „Ach", sprach da die Magd, „meine Frau liegt im Bett am Sterben." „Hoho", lachte drauf der Bauer, „meinst du, ich wär' nicht nüchtern? habe sie ja vor einem kleinen Viertelstündlein noch gesehen, und war sie ja noch ganz munter und gesund, hat mich noch ausgescholten." — „Ist aber

ſo", antwortete die Magd, „könnt's ſelber ſehen, wenn ihr wollt."

Da ging der Bauer mit den Soldaten in die Kammer, wo die Frau lag, und hörten ſie ganz erbärmlich wimmern von Schmerzen; denn ſie hatte viele Stiche im Bauche und im Rücken. Fragte der Bauer die Magd, woher das gekommen ſei. Sagte die Magd, ſie wiſſe es nicht, denn ihre Frau ſei nicht aus dem Haus gegangen.

Drob iſt der Bauer zum Magiſtrat geeilt und hat dem alles angezeigt, und als man die Frau unterſuchte, hat ſie die Stiche und Wunden gerade an denſelben Orten gehabt, wo die Soldaten die große Kröte hin geſtochen, woraus klar hervorgeleuchtet, daß die Kröte nichts anderes war, als jene Wirthsfrau, welche die Geſtalt des Thiers angenommen, um den Bauer zu hindern, daß er nicht nach Haus käme.

293.

Entzauberung.

De Lancre, Tableau de l'inconstance des mauvais anges et démons. Paris 1613. p. 348.

Ein Flammänder gab dazu folgendes Mittel. Er ließ den zu Entzaubernden die Nägel an Händen und Füßen ſchneiden und warf die in einen Topf friſchen Waſſers. Am Abende ſetzte er dieſen Topf ans Feuer, ehe er ſchlafen ging, und warf dann noch vier große Nadeln hinein. Als man ihn fragte, warum er das thäte, antwortete er, das ſei ein Mittel, die Zauberfrau zu treiben, daß ſie käme und den Zauber löſe; denn wenn das Waſſer anfinge zu ſieden, müßte ſie ſich auf

den Weg machen, und die Nadeln ſtachelten ſie gleich Sporen.

Und alſo geſchah es auch. Das Zauberweib kam bald und warf ſich auf das Bett des Flammänders, der ſich aber mit ſeinem Dolche und ſeinem Schwerte brav vertheidigte. Als auf ſein Rufen noch andere zuſprangen, flüchtete das Weib in Geſtalt einer Katze. Das Waſſer in dem Topfe hatte aber gerade aufgehört zu kochen, als die Zauberfrau angekommen war.

294.

Zauberei gehoben.

Mündlich.

Die Zauberfrauen nehmen Blei, ſchmelzen und gießen es in kalt Waſſer, und da bildet es alsbald eine menſchliche Figur. Dann fragen ſie den Bezauberten, in welchen Theil des Körpers ſie dem, der es ihm angethan, das Uebel oder die Krankheit hinbannen ſollen. Wenn nun der Kranke das geſagt, machen ſie mit einem Meſſerlein einen Schnitt oder Stich in das bleierne Bild, und zwar an derſelben Stelle, wo der andere es hinhaben wollte, und ſagen dabei, wo ſich der findet, der das Uebel angethan, ohne daß ſie aber ſeinen Namen nennen. Dann bekommt der Zauberer das Uebel dahin.

295.

Schatzgraben.

Mündlich.

Es waren einmal vier Männer, die hatten ſich mit einem Geiſtlichen abgeſprochen, den Schatz im Schloſſe Beaufort zu heben, und ſo gingen ſie dann an einem

Abend in die Ruinen und nahmen auch einen Knaben mit und einen Kriſtallſpiegel. Als der Knabe in den Spiegel geſchaut, ſprach er gleich, der Schatz läge auf der rechten Seite neben dem Thore, und da huben die Männer an zu graben. Als ſie ſchon tief gegraben hatten, fanden ſie eine große Kiſte mit eiſernen Bändern, aber ſie vermochten nicht, dieſelbe zu heben, denn es ſprang alsbald ein großer, ſchwarzer Hund darauf. Die Männer erſchraken ſehr ob des Hundes, aber der Geiſtliche ſprach, ſie ſollten ſich zufrieden geben, und reichte ihnen ein großes Kreuz mit langer Stange, und damit hoben ſie die Kiſte heraus, denn der Hund war alsbald verſchwunden, nachdem er das Kreuz erblickt.

Während deß hatte der Knabe noch immer in den Spiegel geſchaut, aber nichts darin geſehen, wie oft man ihn auch gefragt. Jetzt aber rief er auf einmal: „Guck Hans, guck Jacob, da kommen kleine Männchen, viel hundert tauſend, guck, was ſie für Augen haben, ſind glühend wie Kohlen; kommen all auf die Kiſte zu.“

Als die Männer das Kind alſo reden hörten, wurden ſie von Angſt erfüllt und ergriffen die Flucht, und der Geiſtliche lief mit weg und auch der Knabe. Am andern Morgen kehrten ſie zurück und wollten die Kiſte holen, aber die war und blieb fort und keiner hat mehr etwas von ihr geſehen.

296.

Der verborgene Schatz.

S. de Vries, De Satan in ſijn weeſen ꝛc. II, S. 564.
Renat. Castell. descriptio Burgundiae. p. 105.
Fr. Perreaud, Demonologia. cap. 11.

Ein Mann von Braſe, hieß Philibert Lerneau, machte dem Herrn von Brandon, der aus einem edeln

Geschlechte in Burgund stammte, weiß, in seinem Schlosse läge ein großer Schatz vergraben; der stäke daselbst seitdem, daß die Engländer sich Meister von Frankreich gemacht hätten. Brandon fragte, woher er das wisse, und Lerneau antwortete, er hätte solches an unfehlbaren Zeichen und Erscheinungen bemerkt; und weil er durch gewisse Worte die Geister zu zwingen vermöge, alle heimlichen Reichthümer zu entdecken, so wolle er den Schatz heben, wenn er ein Theil davon mitbekäme. Deß war Herr von Brandon zufrieden, und der andere begann seine Beschwörungen; aber er bekam keinen Bescheid und all seine Mühe blieb vergebens.

Seit der Zeit ließen sich viel Geister in dem Schlosse sehen und in viel seltsamen und erschrecklichen Gestalten, bald auf dem Söller und bald in dem Keller; und zudem hörte man fortwährend ein großes Gepolter. Dieß nahm mit der Zeit also zu, daß Herr von Brandon das Schloß verlassen mußte. Darob erzürnt, klagte er den Lerneau als Zauberer an, und man fand bei ihm viele Zauberschriften und Zeichen. Ist darnach verbrannt worden.

297.

Der Schatz im Schlosse Beaufort.

Mündlich.

In den Ruinen des alten Schlosses Beaufort liegt ein großer Schatz vergraben, den der böse Feind bewacht. Obschon man oft nach demselben gesucht, konnte man doch nie dazu gelangen, denn nur der kommt in seinen Besitz, der ihn findet, ohne ihn gesucht zu haben.

298.

Die goldene Wiege zu Meſpelaer.

Jak van de Velde im Kunſt= en Letter=Blad. 1841. S. 92.

Als die Türken vor Zeiten aus dem Lande Flandern gejagt wurden, waren ſie gezwungen, die durch Raub gewonnenen Schätze zu vergraben, hofften jedoch, dieſelben bald wieder herausholen zu können. Unter dieſen Schätzen befand ſich auch eine goldene Wiege, und die begruben ſie zu Meſpelaer in den Schatten, den der Kirchthurm bei der Mittagsſonne wirft, denn dieſe Kirche haben die Türken auch gebaut.

Oft ſchon hat man an dieſem Orte gegraben, aber nichts gefunden, denn alle Nachten kommt einer von den Geiſtern der Türken, der die Wiege bewacht, und jedesmal, wenn man ſie holen will, ſie tiefer in den Grund ſenkt.

299.

Der Schatz des heiligen Macarius.

Mündlich.

In den Ruinen der Abtei des heiligen Baro in Gent liegt der Schatz des heiligen Macarius vergraben, aber keiner kann ihn heben, denn der beginge einen Gottesraub. Bisher hat man es auch noch nicht verſucht.

300.

Glücklicher Fund.

Thomas Cantipratenſis S. 495.

Ein Rittersmann hatte die Mäher auf ſeine Weiden geführt, damit ſie dort das Gras abmäheten. Als aber

die Vesper in den umliegenden Kirchen läutete, weil am andern Tage das Fest eines Heiligen gefeiert wurde, da sprach einer von den Mähern: „Lasset ab von der Arbeit, denn die Vesper läutet.“ Die andern wollten nicht, und als der eine das sah, da legte er sein Werkzeug hin und ging in die Vesper. Am dritten Tage nachher, als sie wieder zusammen auf die Weide gingen, sah er, daß die andern schon weit vorgemäht hatten und er noch viel nachholen mußte, und darob lachten seine Gesellen ihn aus. Er trug das ganz still und sprach kein Wort dazu. Als er jedoch die Sense faßte, um in seiner Arbeit fortzufahren, da sah er an einer Grasstoppel, die vor ihm stand, eine Goldmünze von wunderbarer und ungewöhnlicher Größe hängen, und er sank alsbald auf seine Kniee und lobete und pries Gott. Auf sein Rufen und Jubeln kamen die andern Mäher herbei und endlich auch der Rittersmann. Dieser sah alsbald, daß auf der Münze eine Schrift stand, und die lautete also: „Die Hand des Herrn hat mich geprägt und dem Armen zum Geschenke gegeben, weil er den dem Heiligen geweihten Tag nicht entheiligte.“

Des Ritters Frau hat diese Münze von dem Manne für hundert Mark gekauft und lange nachher noch vielen gezeigt.

301.

Die wunderbaren Rosen.

Thomas Cantipratensis S. 253.

Der Mann der ehrwürdigen Ada von Belomeir war einmal ausgezogen und kam in vielen Tagen nicht wieder. Da trug es sich zu, daß ein Aussätziger müde und ermattet an dem Schlosse Einlaß begehrte und dazu ein

weiches Bett, in welchem er ausruhen könnte. Ada aber hatte kein sanfteres Bett, als das ihres Gemahles, und dahinein hieß sie den Aussätzigen legen. Kaum war das geschehen, als ihr Eheherr zurückkehrte und in sein Schlafgemach wollte. Ada erschrak darob, und da glaubte ihr Gemahl, sie habe einen andern darin verborgen. Als er aber die Thüre einrannte und hineintrat, da fand er das ganze Bett mit duftenden Rosen besäet.

302.

Das Wappen von Westzaanden und Crommenye.

H. Soeterboom, Oudheden van Zaanlant ꝛc. I, S. 315.

Es hat sich vor Zeiten zugetragen, daß ein fahrender Gesell von Knollendam, welches in dem Kirchspiele Zaanden gelegen ist, im Regen und Sturm in seinen Mantel gehüllt durch den Busch lief und auf einen gräulich brüllenden Löwen stieß. Als das Unthier auf ihn zu springen wollte, warf er schnell den Mantel ab, drehte diesen um seinen linken Arm und stieß den in den offenen Rachen des Löwen, während er mit der rechten Hand sein Messer faßte und das Thier erstach. Der kühne Mann trug weiter kein Zeichen davon, als einen steifen Arm, und das war just sein linker, den der Löwe in Schmerz und Wuth ganz grimmig zerbissen hatte.

Zur Erinnerung an diesen wunderbaren Kampf nahmen die Westzaaners und Crommenyers den Löwen in ihr Wappen auf.

303.

Der Hengſt im Schilde von Aſſendelft.

H. Soeterboom, Oudheden van Zaanland ꝛc. I, S. 83.

Die Aſſendelftner waren vor Zeiten ein roh und unwiſſend Volk. So lief einſt, als ein Hengſt zufällig durch das Waſſer bei ihnen angeſchwommen kam, das ganze Dorf zuſammen, um das ihnen unbekannte Ungeheuer zu tödten, welches ſie auch mit vieler Müh und Arbeit vollbrachten. Für dieſe Heldenthat bekamen ſie einen Hengſt in die Flagge.

304.

Das unausfüllbare Loch.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liège. II, p. 270.

Auf einer Wieſe bei dem Dorfe Celles hat man vor einigen Jahren einen Graben gefunden, der ganz mit Aſche von Holz gefüllt war. In der Nähe dieſes Grabens findet ſich ein kreisförmiges Loch, welches man ſchon oft auszufüllen verſuchte, welches aber immer die hineingeworfene Erde verſchlang. Es gehen darüber in der Gegend manche Sagen umher, deren wir jedoch bisher noch nicht habhaft werden konnten.

305.

Der See von Zout-Leeuw.

Mündlich von C. van Swygenhoven.

In der Nähe des Städtchens Leau liegt ein kleiner See. Ehedem war der Raum, den er jetzt einnimmt, Land. Einmal geſchah es, daß eine alte Frau dort einen

eiſernen Draht fand, den ſie aufhob und mit ſich trug bis in das Städtchen. Als ſie bei ihrer Rückkunft den Weg wieder nahm, fühlte ſie den Draht, der ein Stückchen aus ihrer Taſche hervorblickte, mit einem Male feſtgehalten; ſie zog darum an demſelben, aber er ging nicht los, obgleich er ein gut Theil nachgegeben hatte. Verwundert darob, ſah die Frau ſich um und erblickte zu ihrem Erſtaunen einen Kirchthurm hinter ſich, den ſie ſchon halb aus der Erde gezogen hatte.

Nun muß man aber wiſſen, daß dieſes Weib eine Hexe war; deßhalb erſchrak ſie ſehr, als ſie den beſagten Kirchthurm ſchaute, der auf ſeiner Spitze ein ſchönes Kreuz trug, und wollte ihn nicht ganz aus der Erde ziehen, ſondern ließ den Draht fahren und die Kirche alſo wieder verſinken. Kaum war das Kreuz jedoch unter der Erde, da erhob ſich ein gräuliches Ungewitter und es donnerte dabei, daß der Boden bebte, und die Hexe verſank mit dem Lande, worauf ſie ſtund, und an der Stelle deſſelben bildete ſich der jetzige See.

Der alte Fiſcher, welcher mich auf dem See fuhr und von dem ich das Obige wörtlich erzählen hörte, ſagte mir noch, daß wenn man ſich zur Zeit eines Ungewitters auf dem See befinde, man deutlich die Glocken der Kirche läuten hören könne. Viele ſahen auch das Kreuz auf dem Kirchthurme, welches zuweilen ganz nahe an der Oberfläche des Waſſers iſt.

306.

Das Veen bei Zout-Leeuw.

Rolet-de-Brauwere im Nederd. letterk. Jaarboekje. 1840. S. 81.

Das Veen iſt ein breites und tiefes Waſſer, aber das war es nicht immer; es erhob ſich dort vor Zeiten

eine gar schöne Stadt mit festen Thürmen und Bollwerken und mit einer bedeutenden Zahl von Einwohnern. Diese letztern aber waren nicht nach dem Herzen Gottes, sondern böse Schlemmer und arge Prasser, die in ihrem Uebermuthe Himmel und Erde vergaßen und nichts kannten, als die Stillung ihrer Gelüste. Im Winter, wenn Schnee und Eis die Straßen fußhoch deckten und sie drinnen beim warmen Heerde schwelgten, dann gaben sie dem bittenden Armen mit seinem hungerbleichen, abgezehrten Gesichte nicht einmal ein Stücklein trockenen Brotes, nicht ein Splitterchen Holz, daß er seine kaltstarren Glieder hätte wärmen können; im Gegentheil, sie stießen ihn mit Schimpfen und Flüchen aus der Thüre und spotteten gar noch der Thräne, die über des so schmählich Abgewiesenen furchige Wangen zitterte, in seinem Barte vereiste.

Deß war aber der liebe Gott am Ende müde, er griff nach seinem Wunderstabe und rief den Engel Gabriel zu sich, damit er diesen in die unfromme Stadt sende.

Es war gerade Christnacht; die Kälte hatte den höchsten Grad erreicht; dichter Schnee fiel mit Hagel untermischt, um auf dem Boden alsbald eine Eiskruste zu bilden; die Straßen waren einsam und nur das von allen Fenstern, die im hellsten Glanze leuchteten, herrauschende Gejubel und Gelärme durchhallte die sonst tiefstille Nacht. Ein Bettler wagte noch, trotz des Unwetters, von Thüre zu Thüre zu schleichen und einen Bissen sich zu erbetteln. Nie hatte man eine Jammergestalt gleich ihm gesehen, aber doch vermochte er kein Herz in der ganzen Stadt zu rühren; nur die Thüre eines draußen wohnenden armen Mannes öffnete sich ihm, nur dieser theilte eine trockene Brotkruste mit ihm. Da aber warf der Bettler plötzlich die Lumpenhülle von sich, und er stand da als der Engel Gottes, der er war, und

mit mächtiger Stimme rief er gegen die sündige Stadt hin: „Als Unkraut sollt ihr weggefegt werden von der Erde und des Herrn Fluch soll euch treffen.“

Und siehe, in demselben Augenblicke erscholl ein so furchtbarer Schlag, daß die Erde bebte, und aus den Wolken schoß strömender Regen. Welle an Welle wälzte sich an der Hütte vorbei und auf die Stadt zu, Blitze durchkreuzten den Himmel ohne Ende; der Donner rollte von allen Seiten nach dem Veen hin.

Erst am andern Morgen, als das Unwetter sich gelegt hatte und die Sonne wieder heiter niederblickte, wagte der arme Mann sich vor die Thüre seines Häuschens. Zu seinem Schrecken aber fand er von der Stadt keine Spur mehr, und an ihrer Stelle nur eine breite Wasserfläche.

Seitdem ist es am Christabende dort nicht geheuer; aus der Tiefe des Sees schallen wunderbare Stimmen, und mitunter tönt ein grausenerregendes Geheul daraus hervor; dazu läuten die Glocken der Kirchen ohne Unterlaß, aber in so erschütternd wehmüthigem Tone, daß noch keiner stark und kühn genug war, um zuzuschauen und abzuwarten, was da drunten alsdann vorgeht.

307.

Der Kapellenberg.

C. K. Hermans Geschiedkundig Mengelwerk over de Provincie Noord Braband. 't Hertogenbosch 1840. Jahrgang I, S. 310.

Der Kapellenberg liegt in der Nähe von Herzogenbusch. Ehemals stand darauf ein Kirchlein, das ist aber nun verschwunden. Auch haben sich in ihm mehre römische Alterthümer gefunden und unter andern ein Altar des Herkules Magusanus.

Die Glocke dieſer Kapelle iſt vor langer Zeit durch einen großen Windſturm in einen nahebei gelegenen Wiel geworfen worden. Wenn man in der Chriſtnacht um zwölf Uhr horcht, kann man ſie läuten hören. Anders läßt ſie ſich im ganzen Jahre nicht vernehmen.

308.

Tuindag zu Ypern.

Mündlich.

Einer alten Volksüberlieferung gemäß wird auf einen Tuindag die Stadt Ypern verſinken, darum hüten ſich die Bewohner der Umgegend, an dieſem Tage die Stadt zu betreten, und mancher von den Bürgern ſucht irgend einen ſchicklichen Vorwand, um herauszukommen und in einem nahen Dorfe den Abend zu erwarten.

309.

Tempelgang.

Corn. Kempii de situ, origine etc. Frisiae. p. 138.

Die Kirche der heiligen Walburga in Gröningen iſt ein ſehr alt Gebäude, nach der Ausſage einiger ein heidniſcher Tempel. An der öſtlichen Seite ihres Chores ſpringt eine klare Quelle ſüßen Waſſers, der Stadt ein wahrer Schatz. Unter der Kirche befindet ſich ein langer Gang, der bis zu dem nahen Dorfe Helgen führen ſoll. Häufig haben Leute es gewagt, mit Fackeln und Leuchten in denſelben hinabzuſteigen, doch konnten ſie ſtets nur bis zu einem gewiſſen Punkte vordringen, denn da erhob

sich ein also starker Wind, daß alle Fackeln und Leuchten ausgelöscht wurden und sie nur mit Gefahr ihres Lebens wieder aus dem Gange herauskamen.

310.

Des Mordes Sühne.

Mündlich.

Vor langer, langer Zeit hat in dem Dorfe Herstal bei Lüttich ein Mann einen schweren Mord begangen. Zur Sühne desselben that er das Gelübde, daß zu ewigen Zeiten einer aus seiner Familie in der Nacht vor Allerseelen an jedes Einwohners Fenster klopfen und dabei rufen solle: „Christen, wachet auf und betet für aller Seelen Ruh."

Einer aus der Familie hat das einmal unterlassen und ist zur Strafe dafür jählings eines bösen Todes gestorben. Seitdem beobachtet man den Gebrauch genauer, und er dauert fort bis zum heutigen Tage.

311.

Der Ritter mit der zerbrochenen Rüstung.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 83.

In jeder Familie d'Esnes erschien ehedem stets, wenn eine Ehe gegen den Willen der zu Verbindenden geschlossen werden sollte, ein Ritter mit zerbrochener Rüstung, bedeckt mit Blut und Koth, und der schlug jämmerlich mit den Händen gegen seine Brust.

Dieser hatte einst seinen Sohn, der mit einem Ritterfräulein von Glimes versprochen war, zur Ehe mit einer Burgfrau von Walincourt gezwungen, und darum

hatten ſich die beiden Liebenden ermordet. Als das Volk davon hörte, hat es den Ritter auf eine gräßliche Art in Cameryk getödtet, und ſeitdem wandelt er umher und ſucht ähnliche Verbindungen in ſeiner Familie zu hindern.

312.

Die Frau mit den kalten Küſſen.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre, p. 17—31.

Auf der Stelle der Abtei von Vaucelles ſtand ehemals ein prächtiges Schloß, und das gehörte dem Herrn Hugo von Diſy, der ein mächtiger Ritter und Vicegraf von Cameryk war. Dieſer hatte einen alten Knappen bei ſich, welcher ein abſcheulicher Menſch war, und den man nicht anſehen konnte, ohne daß es einem eiskalt über den Rücken gelaufen wäre.

Eines Tages ritt Herr Hugo mit ihm aus, und ſie trafen auf ihrem Wege zum Walde, wo ſie jagen wollten, ein Mädchen, welches, den Roſenkranz in der Hand, nach Cameryk wallfahrtete. Herr Hugo wollte das Barett vom Haupte ziehen, als ſie an der Beterin vorbeikamen, aber der alte Knappe lachte ihn aus und ſprach, er ſollte nicht ein ſo frömmelnder Narr ſein, und ritt dann ganz nahe zu dem Mädchen, um ſie auf Herrn Hugo's Schloß zu locken. Anfangs wollte ſie nicht, als aber Hugo auch hinzukam und ihr vorſtellte, daß es ſchon ſpät am Tage ſei, und daß ſie am folgenden Morgen deſto gemächlicher ihren Pilgergang fortſetzen könne, willigte ſie ein und begleitete den Ritter und den Knappen auf das Schloß. Dort aber wußte der alte Sünder bald ein unrein Feuer in ſeines Herrn Bruſt anzufachen und brachte es dahin, daß Herr Hugo das Mädchen in der Nacht ſchändete, worauf der Knappe

sie tödtete, damit sie nichts von dieser argen That verrathen möchte.

Ein Jahr hernach heirathete Hugo. Die Hochzeit wurde glänzend auf dem Schlosse Vaucelles gefeiert. Als aber Hugo dem Bette nahen wollte, in welchem seine Braut schon schlief, fühlte er sich plötzlich von eiskalten Armen umschlossen und einen eiskalten Kuß auf seine Lippen gedrückt. Dabei vernahm er die Worte: „Du bist mir angetraut, denn du hast mich meinem Bräutigam Jesus geraubt; ich bin deine Frau."

Am andern Tage reiste Hugo entsetzt mit seiner Gemahlin von Vaucelles ab und nach Crevecoeur; aber die gemordete Jungfrau folgte ihm auch dahin, und keinen Handdruck, keinen Kuß, keinen Blick selbst vermochte er seiner Frau zu schenken, denn alsbald stand die weiße Gestalt der Jungfrau zwischen ihnen.

Zu dieser Zeit kam der heilige Bernard nach Cameryk und hörte daselbst von der Frau mit den kalten Küssen. Darob beschloß der fromme Abt, den unglücklichen Gatten zu helfen und den Geist zu bannen, und begab sich des andern Morgens nach Crevecoeur. Als er die ganze Geschichte vernommen hatte, rieth er Herrn Hugo und dessen Gemahlin, die Eitelkeiten der Welt zu verlassen und in ein Kloster zu gehen, indem dieß das einzige Heilmittel für ihre Seele sei. Der alte Knappe aber, welcher gerade zugegen war, spottete dieses Rathes und beschimpfte den heiligen Mann auf jede Weise. Sankt Bernard jedoch erkannte bald, wer unter dem Panzer und dem Dienerkleide stecke, und hob die Hand und sprach: „Dir gebiete ich, Satan, daß du hingehest, woher du gekommen, im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!" — Zu gleicher Zeit krachte ein Blitz durch das Fenster und der Knappe verschwand unter gräulichem Gestank.

Dadurch erschüttert, übergab Hugo sein Schloß Vaucelles dem heiligen Bernhard, um daraus ein Kloster zu machen, und dieser führte bald, nachdem die nöthigen Bauten vollendet, zwölf Mönche dahin. Während der Bauten aber erweckte er eine Quelle daselbst, an welcher sich die Werkleute stets wunderbar erlabten; auch gab er den Arbeitern einen eisernen Karren, der die größten Lasten trug und sich von selbst fortschob, wohin man ihn haben wollte.

Herr Hugo und seine Frau wollten sich nun in ein ander Kloster zurückziehen, um dort in der Einsamkeit ihr Leben zu beschließen, aber das war Gottes Wille nicht. Dem heiligen Bernard erschien ein Engel im Traume, und der befahl ihm, die beiden Gatten nicht zu trennen, und also lebten sie noch lange zusammen in der Furcht des Herrn.

Die Frau mit den kalten Küssen verschwand von dem Augenblicke an, wo der erste Abt in Vaucelles seinen Einzug hielt. Seitdem quält sie aber alle in der ganzen Umgebung, die mit unreinen Gedanken umgehen, und sie hat manchen Sünder wieder auf den Weg des Guten gebracht.

313.

Vor Gottes Gericht berufen.

Delrio, Disquis. mag. p. 609.
Thomas Cantipratensis Buch II.

Ein Neffe des Provostes von Lüttich war aus frommem Triebe in das Kloster des heiligen Jacob gegangen, um dort Gott in der Einsamkeit sein Leben zu weihen. Als der Provost dieß vernahm, wurde er zornigen Muthes, zog mit gewaffneter Hand zu dem Kloster

hin, holte den Jüngling heraus und ließ ihm die Ordenskleider ausziehen und ihm weltliche dafür geben. Der Abt, betrübt ob dem Verluste eines also frommen Dieners Gottes, wandte sich mit vielen der vornehmsten Bürger der Stadt an den Bischof und bat diesen um Gerechtigkeit gegen den Provost; aber der Bischof fuhr ihn mit harten Worten an und wollte ihn nicht hören. Da warf sich der Abt auf die Kniee und rief mit lauter Stimme: „Ich finde auf Erden kein Recht gegen dich, Provost, darum muß ich es bei Gott suchen, und vor dessen Richterstuhl lade ich dich, binnen vierzig Tagen mit mir zu erscheinen und dein Urtheil zu hören." Deß lachte der Bischof und die andern Geistlichen, und der Abt mußte unter Spott und Hohn den Saal verlassen.

Als aber der vierzigste Tag nahte, da läuteten die Glocken des Klosters allesammt und die Ordensbrüder klagten um den Sarg des frommen Abtes. Der Provost fragte, als er das feierliche Geläute hörte, wem dieß gelte. Da man ihm aber den Tod des Abtes meldete, erschrak er gar sehr und sprach: „Sagt mir, was soll ich thun? Heute ist der vierzigste Tag, und ich muß vor den Augen des höchsten Richters erscheinen." Mit diesen Worten wollte er aus dem Bade eilen, in welchem er sich eben befand, sank aber unter schrecklichem Geheul in die Arme seiner Diener zurück und hauchte den Geist aus.

314.

Teufel fährt in des Todten Leib.

Thomas Cantipratensis S. 541.

In der Gegend von Nivelle lebte eine fromme Jungfrau. Diese ging einst um Mitternacht in die Kirche, um

zu beten. Das ärgerte den Teufel, und er fuhr in den Leib eines Todten, welcher Tages zuvor in der Kirche niedergesetzt worden war, und fing an, in dem Sarge zu rumoren. Die Jungfrau bekreuzte sich und rief dem Teufel, dessen List sie wohl erkannte, zu: „Gieb dich nur zur Ruhe, du Elender, denn du vermagst doch nichts gegen mich.“ Da erhob sich der Teufel mit dem Leichname und sprach: „Wohl vermag ich jetzt etwas wider dich, und du sollst mir nun büßen für all die Unbill, die du mir angethan.“ Als die Jungfrau diese Rede hörte, erhob sie sich furchtlos, ergriff mit beiden Händen einen naheſtehenden Kreuzstock und schlug damit den Todten dermaßen aufs Haupt, daß er zusammenstürzte und der Teufel fliehen mußte. Dann aber war sie in Noth, wie sie den Leichnam wieder auf die Bahre bringen sollte, und sie arbeitete lange, ohne daß sie es vermocht hätte.

Als der Priester des Morgens zur Kirche kam, erstaunte er sehr, den Todten mit verwundetem Kopfe an der Erde zu finden, und fragte die Jungfrau, wie das zugegangen wäre. Als diese es ihm nun mit vielen Thränen gestand und ihn bat, die Leiche wieder an ihren Ort zu legen, da wollte der Priester das nicht thun, sondern sprach, solches müsse das Volk zur Verherrlichung des göttlichen Namens erfahren. Darob erröthete die Jungfrau, denn sie wollte nicht, daß sie dabei genannt würde, und als der Priester dabei blieb, flüchtete sie nach Nivelle und blieb dort ihr ganzes Leben lang.

315. 316.

Todte kehren wieder.

I.

Thom. Cantipratensis de bonum univers. l. II, cap. 57, p. 21.

In Werchena (wahrscheinlich Werchten zwischen Mecheln und Aloſt), einer blühenden und berühmten Stadt in Brabant, war ein Jüngling, der ein Mädchen von Herzen lieb hatte; doch wollten des Mädchens Eltern nicht zugeben, daß er ſie zur Ehe nähme. Darüber grämte ſie ſich gar ſehr und fiel in ein ſtarkes Fieber und nach einigen Tagen läutete man zu ihrem Begräbniß.

An demſelben Tage wollte der Jüngling gegen Abend in eine andere Stadt gehen. An einem Gebüſche, an welchem er vorbei kam, hörte er plötzlich jammervolles Stöhnen und Wimmern von einer weiblichen Stimme, und als er näher hinzutrat, fand er zu ſeinem großen Schrecken, wie auch zu gleich großer Freude, das todtgeglaubte Mädchen. Erſtaunt ſprach er zu ihr: „Wie, die Deinigen beweinen dich als eine Geſtorbene und ich finde dich hier?“ — „Ja“, ſprach ſie hinwieder, „es iſt ein Mann vor mir her gegangen und hat mich hierhin geführt.“

Darauf nahm der Jüngling das Mädchen bei der Hand und barg ſie in einem Hauſe außerhalb der Stadt, kündete die Sache ſchnell ſeinen Freunden und eilte dann zu dem Vater des Mädchens, der mit ſeinen Bekannten und Verwandten noch beim Trauermahle ſaß.

„Würdet ihr mir jetzt wohl eure Tochter, die ihr als eine Todte beweint, zur Frau geben, wenn ich ſie euch wieder zuführte?“ fragte der Jüngling; und verwundert entgegnete der Vater: „Wie ſoll es aber ge-

ſchehen, daß du eine Todte wieder erweckeſt und ehelicheſt?“ — „Ich verlange nur eure Zuſtimmung zu unſerer Ehe“, ſprach der Jüngling, „wenn ich euch eure Tochter wieder lebend zuführe.“ — Darauf gab der Vater freudig ſeine Einwilligung, und der Jüngling führte ihn zum Sarge, und da fanden ſie eine wunderbare Geſtalt, die nicht von Menſchenhänden gemacht ſein konnte, und als man die näher unterſuchte, da fand man im Innern eine Materie, faulendem Holze ähnlich, die künſtlicherweiſe mit einem leichten Häutchen von außen bedeckt war (figmentum).

Nachdem der Jüngling alſo alle Anweſenden überzeugt hatte, daß dieß nicht der Leichnam des Mädchens ſein könnte, ging er zu ſeiner Geliebten und führte dieſelbe ihrem Vater wiederum zu. Da wurde die Hochzeit in Jubel und Freuden gehalten, und die beiden Eheleute lebten noch bis vor wenigen Jahren (nämlich zu des Autors Zeit) geſund und wohl.

II.

Ibid.

Alſo glaubte ein Mann an der flandriſchen Gränze ſeine Schweſter todt, fand ſie aber, ehe er den Sarg noch zur Erde hatte beſtatten laſſen, im Schilf am Ufer des Meeres wieder und führte ſie zu ſeinem Nachbar, damit ſie dort eine Weile bliebe. Dann ging er nach Hauſe, ſtürzte mit gezogenem Schwerte auf die vermeinte Leiche in dem Sarge los und hieb ſie in Stücke, ſo daß alle ſeine Freunde mit Schauder fragten, warum er alſo gegen ſeine todte Schweſter wüthe. Darob lächelte der Mann und ſprach: „Es iſt nicht meiner Schweſter Leib, ſondern ein arger Teufelstrug, und alſo könnet ihr

mich nicht grausam nennen"; und er nahm alle mit sich und zeigte ihnen seine Schwester, die noch am heutigen Tage lebt.

317.

Todte finden den Weg wieder.

Kunst= en Letter=Blad.

In der Gegend um Cortryk herrscht folgende Sitte. Wenn man einen Todten zum Kirchhofe trägt, dann betet man auf jedem Kreuzwege ein Vaterunser, und zwar zu dem Zwecke, daß der Todte, wenn er einmal wieder nach Hause kommen wollte, den Weg wieder finden könne.

318.

Der Todten Dank.

Mündlich von Piot.

Ein frommer Böttchermeister zu Löwen hatte die Gewohnheit, jeden Abend auf den Friedhof bei Sankt Quintini Kirche zu gehen und einige Vaterunser und Ave Maria für die Ruhe der daselbst Schlummernden zu beten.

Eines Sonnabends war ihm gerade viel Geld für seine Arbeiten eingelaufen. Das wußten einige Böse=wichte, und die wollten ihn darum auf dem Kirchhofe überfallen und ihm sein Geld abnehmen. Kaum aber hatten sie Hand angelegt an den braven Küfner, als sich ein schreckliches Gerassel auf dem Friedhofe erhob. Es waren die Todten, die, der eine mit einem Beine, der andere mit einem Arme, der dritte mit einem Stücke Sarg in den Händen, auf die Räuber eindrangen und

dieſe alſo jämmerlich zerhieben, daß ſie beſinnungslos liegen blieben. Der fromme Meiſter aber ging ungeſtört nach Hauſe und betete von da an deſto inniger für die Ruhe derer, welche alſo treulich ihm ſein Leben gerettet.

Dieſe Geſchichte wurde bald ruchbar, und der Magiſtrat ließ ſie auf Holz malen und an der äußern Mauer der Kirche aufhängen. Die Tafeln, worauf das Gemälde zu ſchauen war, befinden ſich noch heutigen Tages an ihrer alten Stelle, doch ſind die Farben durch Alter und Regen verblichen, ſo daß man kaum noch einige Züge von dem Bilde unterſcheiden kann.

319.

Der Todtengräber.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 329.

Es war am Allerheiligentag, und der Todtengräber war krank und hatte das Fieber, und ſein Gevatter kam ihn beſuchen. Da ſprach der Todtengräber: „Iſt es nicht ein Unglück, daß ich krank bin, ich muß heut noch ein Grab machen gehn, und das in dem Schnee und in der Kälte.“ — „Hoho, das will ich ſchon für euch machen“, ſagte der Gevatter, „das iſt ein kleiner Dienſt“, und der Todtengräber nahm das gern an.

Nachdem der Gevatter ſich mit Schaufel und Hacke verſehen und ſich in der Schenke noch ein Bischen eingeheizt hatte, ging er um zehn Uhr Abends auf den Kirchhof und war um halb zwölf mit ſeinem Grabe fertig. Eben wollte er wieder nach Hauſe gehen, da kam eine lange Proceſſion von weißen Mönchen, die alle eine Kerze in der Hand hatten, und die machten die Runde auf dem Kirchhofe, und als ſie an dem Gevatter vorbei kamen, ließen ſie ihre Kerzen alle vor ihm

niederfallen und der letzte warf ihm gar eine große Kugel mit zwei Dochten hin.

Der Gevatter dachte: „Holla, von den Mönchen hat mir der Todtengräber nichts gesagt; das Wachs soll für meine Mühe sein und will's verkaufen nach einem Monat oder zweien, und löse draus ein artig Sümmlein, davon ich meinem Weib nichts zu geben brauche." Und er raffte das Wachs zusammen und that's in ein Tuch und versteckte es zu Hause unterm Bette.

Am andern Tage war Allerseelenfest. Der Gevatter hatte sich früh zu Bette gelegt, aber er konnte nicht schlafen. Als es eben zwölf Uhr schlug, da klopfte einer dreimal an seine Thüre. Der Gevatter sprang flink aus dem Bette und machte auf, und sieh, es waren die weißen Mönche vom vorigen Abend, nur daß sie keine Lichter hatten. Sie drangen je zwei durch die Thür ins Haus und dann in die Kammer, gingen rund in derselben herum und stellten sich rings um das Bett, auf welches der Gevatter vor Schrecken rücklings gefallen war. Plötzlich sanken ihnen da die weißen Mäntel von den Schultern, und der Gevatter sah unter der Decke, die er sich über die Ohren gezogen hatte; daß es alles Todtengerippe waren, deren jedem aber etwas fehlte, diesem ein Arm, dem ein Bein, dem der Rücken und dem letzten gar der Kopf. Zu gleicher Zeit regte sich's unter dem Bette; das Tuch kam von selbst heraus und that sich auf in der Mitte der Kammer, und da sah denn der Gevatter, daß die vermeinten Wachskerzen all Knochen und die große Kugel mit den zwei Dochten ein grinzender Schädel war. Die Gerippe aber schrieen all zusammen, das eine: „Gieb mir mein Knochenbein", die andern: „Gieb mir meinen Knochenarm; gieb mir meinen Rückenknochengrat; gieb mir meinen Rippenknochen!" und das alles mußte der Gevatter ihnen zurückgeben bis

zum letzten Stück, welches der Kopf war, den er dem letzten wieder aufsetzte. Als das aber seinen Kopf wieder hatte, sah es an der Wand eine Violine hängen, und die nahm es und gab sie dem Gevatter, daß er darauf spielte, und stellte sich selbst hinter ihn mit ausgereckten Armen, wie wenn's hätte den Takt schlagen wollen. Die andern Gerippe aber nahmen sich alle bei den Händen und tanzten, daß es ein gräulich Geklapper gab. Dem armen Gevatter verging fast Hören und Sehen, aber er durfte nicht aufhören zu spielen, sonst gab das Gerippe hinter seinem Rücken ihm Maulschellen, eine nach der andern. Und das hat gedauert bis zum Morgen, da haben die Gerippe all ihre Mäntel wiedergenommen und sind fortgegangen.

Der Gevatter und seine Frau aber haben kein Wort mehr in ihrem Leben gesprochen bis zu ihrer letzten Beichte, wo sie dem Geistlichen alles erzählt, und sind im Spital gestorben.

320.

Die Todtenlade.

S. de Vries, De Satan in sijn weesen ꝛc. II, S. 396.

Der Herr Doctor Abraham van der Meer, ein aufrichtiger und eifriger Reformirter, erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, daß seine Großmutter, als sie noch im Haag wohnte, in einer Sommernacht einmal nicht schlafen konnte. Darum legte sie sich Morgens gegen vier Uhr ins Fenster, und da sah sie eine Todtenlade die Spuystraße heran kommen, ohne jedoch Jemanden um dieselbe zu gewahren. Fuhr immer weiter fort, richtete sich zuletzt auf vor einem Hause, wo sie in einem offenstehenden Fenster verschwand.

Ehe noch sechs Wochen verlaufen waren, starb all das in dem Hause wohnende Volk an der Pest.

321.

Die Ritter von St. Pieters-Leeuw.

Thomas Cantipratensis de apibus. l. II, §. 6.
C. P. Serrure im Kunst- en Letter-Blad. 1841. S. 103.

In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wohnten noch zu Sankt Pieters-Leeuw, einem Dorfe in Brabant unfern Brüssel, an die sechzig Ritter, welche alle das Recht hatten, Waffen führen zu dürfen. Diese wohnten im Kirchspiele zerstreut umher und vereinigten sich nur, um mit andern ihrer Gefährten aus der Umgegend in Turnieren zu kämpfen. Bei den Stechspielen aber trugen sie nicht, wie die übrigen Ritter, einen Harnisch, der vom Kopf bis zu den Füßen ging, sondern einen einfachen faltigen Rock von Linnen; nur den Speer, den Schild und den Helm hatten sie mit den Mitstreitern gemein.

Einmal geschah es, daß einer von den Rittern von Sankt Pieters-Leeuw im Turniere einen Lanzenstich ins Herz bekam und auf der Stelle todt hinsank. Die übrigen trugen ihn mit großer Betrübniß vom Kampfplatze und nach Hause, wo sie ihn in einen Sarg legten, um denselben am folgenden Morgen in das Grab zu senken. Als nun aber die Freunde und Verwandten des Getödteten bei der Leiche wachten, wie dieß üblich war, hörten sie um Mitternacht plötzlich ein lautes Getöse in dem Sarge. Zufällig wurde eine Stunde nachher ein Knecht des Hauses in das nächste Dorf gesandt, um dort eine dringende Botschaft zu verrichten. Diesem kam auf dem Wege sein verstorbener Herr auf einem schwarzen Pferde mit einem Male entgegengeritten und rief ihm

zu: „Spring auf und ſetze dich hinter mich, ich will dich dahin bringen, wohin du gehen ſollſt.“ Der Knecht, obgleich zum höchſten erſchrocken, ſprang dennoch auf das Pferd und ſchlang die Arme um den Leib ſeines Herrn, damit er nicht herunterfiele. Zufällig berührte er auch die Wunde, welche dem Ritter den Tod gebracht, und zugleich ſprach dieſer: „Stich deine Hand nur tiefer in die Wunde und ziehe das Speereiſen heraus, wodurch ich getödtet worden bin.“ Der arme Knecht bebte und zitterte, doch that er, wie ſein Herr ihm befahl. Nachdem er die Lanzenſpitze aus dem Herzen genommen hatte, fuhr der Ritter fort: „Nun ſteige ab, und ſage allen, denen du willſt, doch zuerſt meinem Mörder, daß ſie zu dieſer Stelle kommen, um Zeugen zu ſein des ſchrecklichen Urtheils, welches über mich ergangen; und damit man dir Glauben ſchenke, zeige das Speereiſen, welches du meiner Wunde entzogen haſt.“

Als es Morgen geworden, that der Knecht nach des Ritters Befehl; als ſich aber die Waffengefährten zu der Stelle begaben, welche der Todte angewieſen, fanden ſie eine große Menge von Raben und Wölfen, welche die Leiche, die jeder im Sarge glaubte, zerriſſen und das Fleiſch davon verzehrten.

Dieß wurde dem Thomas Cantipratenſis von der Nichte ſeines Vaters mitgetheilt, welches eine Frau von hundert und dreißig Jahren und von Sankt Pieters-Leeuw geboren war.

322.

Die zwei Brüder zu Franchimont.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liège. II, p. 65.

Oben um das Schloß Franchimont läuft eine Baluſtrade ohne Geländе herum. Darauf haben ſich zwei

Brüder, die letzten ihres Stammes, getödtet. In jeder Mitternacht wandeln sie dort umher, rasseln mit ihren Rüstungen und verschwinden mit dem ersten Hahnenrufe.

323.

Rache nach dem Tode.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 39.

Es ist eine alte Sage, daß derjenige, welcher auf Allerheiligentag ermordet wird, nicht eher im Grabe ruhen kann, bis er sich an seinem Mörder gerächt.

Also hatte Herr Gerhard von Saint Aubert die Frau eines seiner Knappen verführt. Dieser gewahrte das und stürzte sich von dem Burgthurme hinab in den tiefen Schloßgraben.

Am andern Tage aber erschien er wieder vor seinem Herrn und spornte diesen zum Kampfe gegen den Bischof von Cameryk an. Nachdem ihm dieß geglückt war, führte er die untreue Frau auf denselben Thurm, von dem er sich herunter gestürzt, und schmiß sie gleichfalls in den Abgrund. Herr Gerhard aber ist in jenem Streite geblieben.

324.

Das ermordete Kind.

S. de Vries, De Satan in sijn weesen ꝛc. II, S. 566.

Ein Dienstmädchen in einer gewissen Stadt war von ihrem Liebsten schwanger geworden. Als sie das Kind zur Welt gebracht hatte, drehete sie ihm den Hals um und warf es in das heimliche Gemach. Seit der Zeit hörte man daselbst ein seltsam Geseufze, einen ganzen

Monat lang. Darnach sah die Hausfrau zu dreien Malen, wenn sie an den Ort kam, eine Gestalt gleich der eines neugeborenen Kindes dem Gemach entsteigen und alsdann verschwinden. Erschrak sehr darob und ging ihre Magd hart darum an. Die hat's aber geleugnet. Da gruben sie nach und fanden das Kind, welches schon fast verzehrt war. Das Mensch ist aber mit dem Tode bestraft worden.

325.

Enthaupteter beichtet.

Oudheden en Gestichten van Groningen en Groningerland. Leyden 1727. S. 234.

Als der ehrwürdige Henricus, der zwölfte Abt des Klosters Adewert, einmal mit zwei anderen Aebten, denen von Klaarkamp und Bloemkamp, zu einem allgemeinen Kapitel reiste, geschah es, daß er an einer Richtstätte vorbei kam, wo gerade ein armer Sünder enthauptet wurde. Als die Hinrichtung geschehen war, ließ Gott es zu, daß einer das Haupt wieder auf den Leichnam setzte, und alsbald erhob sich der Todte und bat den Abt, seine Beichte anzuhören. Nachdem dieß geschehen war und Henricus die Absolution gesprochen hatte, sank der Missethäter wieder todt hin.

326.

Der todten Wöchnerin Sorge.

Mündlich.
Vgl. Johannes Munsterus, De spectris. c. 4.
S. de Vries, De Satan in sijn weesen ꝛc. S. 560.

In Hekelghem war eine Frau in den Wochen gestorben. Da sprach die Nachbarin zu dem Manne, er

müſſe der Todten Bett machen laſſen ſechs Wochen lang, damit ſie daſelbſt ruhen könne, wenn ſie ihr Kindlein zu ſäugen käme. Der Mann wollt's nicht glauben, ſprach, es wäre eitel Trug und die Todten blieben todt. In der folgenden Nacht ſchrie das Kindlein in der Nebenkammer, war aber alsbald wieder ſtill, und der Mann hörte eine Stimme, wie ſeiner Frauen Stimme, mit dem Kinde reden. Darob erſchrak er mächtig und lief an die Kammerthür, um durch eine Ritze zuzuſchauen, was da vorging. Da ſah er, wie ſeine todte Frau das Knäblein auf dem Schooße hielt und ihm die Bruſt gab, und das Kind war gar zufrieden und ſchaute die Mutter mit klaren Augen an. Als es aber genug geſogen hatte, krähte der Hahn und die Frau nahm es von dem Schooße auf, legte es ſänftlich in das Bettchen und ging durch die Thüre von dannen.

Seitdem hat der Mann ihr jeden Abend das Bett machen laſſen.

327.

Der armen Seele Freude.

Thomas Cantipratenſis S. 512.

Es war ein Mann geſtorben und ins Fegfeuer gekommen, aber durch das Gebet eines frommen Prieſters wieder zum Leben zurückgerufen worden. Der hat ſpäter oft das Folgende erzählt.

Er hatte im Fegfeuer die Seele eines Mannes gefunden, den er im Leben gut gekannt und der nun jämmerlich gepeinigt wurde. Mitten in der Pein aber war der auf einmal jauchzend aufgefahren und hatte gerufen: „Ei lieber Gott und Herr, du haſt mein doch nicht ganz vergeſſen!" Darob war der andere erſtaunt

und fragte: „Wie geschieht es denn, daß du in so gräulichen Schmerzen plötzlich jauchzen kannst?“ und die Seele antwortete: „Wohl mag ich jauchzen und springen, denn jetzt eben ist auf Erden ein Knabe geboren, der wird einst Priester werden, und wenn der seine erste Messe liest, dann bin ich aus meiner Qual erlöst.“

328.

Die arme Seele im Fegfeuer.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 335.

Es war im Fegfeuer ein arm Seelchen, das rief immer: „Paul, ach du armer Paul!“ und wenn die Engel vom Himmel kamen, die Seelen zu trösten, so gab es keinen Trost für das Seelchen, sondern es sprach auf jedes Trostwort nur: „Paul, ach du armer Paul!“

Da ward ein Engel einmal neugierig, warum das arme Seelchen immer also spräche, und fragte es um die Ursache. Antwortete das Seelchen, daß es auf Erden einen lieben Mann rückgelassen hätte, der untröstlich sein müßte ob seinem Tode, und bat den Engel, nur auf ein Viertelstündlein seinen armen Gemahl wiedersehen zu dürfen, damit es ihn bitten könnte, wenigstens ein Vaterunser für es zu sprechen.

Aber der Engel sagte: „Will dir das wohl erlauben, aber dann mußt du tausend Jahre länger im Fegfeuer sitzen.“

„Thut nichts“, sprach das arme Seelchen, „wenn ich ihn nur wiedersehen kann; will's gern ertragen und wären's noch hunderttausend Jahr.“

Und der Engel machte die Ketten von dem Seelchen los und es flog auf die Erde; aber ach, da fand es

seinen Mann in Gesellschaft von schlimmen Mädchen, denen er Küsse gab auf Küsse, und das arme Seelchen flog betrübt wieder zurück und wollte wieder ins Fegfeuer. Aber der Engel nahm's und führt's in den Himmel und sagt: „Hast mehr gelitten in dem Augenblick, als im Fegfeuer in tausend Jahren; bist jetzt für immer erlöst, aber dein böser Mann ist für immer verdammt."

329.

Die spukende Frau.

S. de Vries, De Satan in sijn weesen ꝛc. II, S. 455.

Im Jahre 1669 trug sich eine seltsame Spukerei in einem vornehmen Dorfe in Frießland zu, gelegen halbwegs zwischen den Städten Leeuwarden und Franeker.

In einem adeligen Hause daselbst ließ sich dieser Geist zuerst der Magd merken. Die hieß Aukje Jans. Kam einmal in den Saal, der immer fest geschlossen blieb und von dem sie mit Sicherheit wußte, daß kein Mensch darin gewesen sein konnte. Trotzdem gewahrte sie, daß jemand etwas da verrichtet haben müsse, denn allen Stuhlkissen war eine Höhlung eingedrückt, wie von eines Menschen Faust. Das verursachte allen im Hause große Verwunderung. Kurz nachher bemerkte man in demselben Saale, daß alle aufrecht stehenden Gläser nebst dem Porzellan von ihrer Stelle genommen und auf die Erde geworfen worden waren, ohne daß jedoch das mindeste daran beschädigt gewesen wäre. Dieß geschah zu verschiedenen Malen und nicht nur bei der Nacht, sondern auch am hellen Tage, und das Gesinde hörte ganz deutlich, wie jemand die Gläser klingend niederwarf. Wenn man schnell die Thür aufmachte, fand man alles auf der Erde liegen, jedoch nichts

war je zerbrochen. Endlich wurde man das gewohnt; doch es blieb nicht dabei, denn der Geist tobte nun im ganzen Hause herum. Oftmals wurde dem einen oder andern, der in die ob jene Kammer ging, die Thüre zugeworfen, so daß er eingeschlossen saß. Das erweckte größern Schrecken. Selbst die Kellerthüre, welche nie zugemacht wurde und auch nicht leicht zu schließen war, wurde mehrmal mit großer Gewalt zugeschmissen, wenn einer kaum in den Keller getreten war. Auch kam noch das hinzu, daß den Leuten, wenn sie schliefen, die Leintücher und Decken vom Leibe gezogen wurden, und das geschah fast jede Nacht, so daß kein Mensch im Hause mit Ruhe schlafen konnte. Auch geschah dieß nicht nur, wenn sie schliefen, sondern auch, wenn sie mit offenen Augen da lagen und die Decken und das Leinen festzuhalten suchten. Die Pferde mußten gleichfalls viel leiden, sie standen häufig in Schweiß gebadet da und waren unruhig und sprangen, als ob sie von jemand geschlagen worden wären; aber niemals sah man jemand bei den Thieren.

Da nahm sich der Hausherr vor, in Gesellschaft eines andern beherzten Mannes zu versuchen, ob auch ihm die Decke abgezogen würde, und sie legten sich in die Kammer schlafen, wo der Geist zumeist tobte. Als sie nun die Thüren und Fenster wohl verschlossen hatten und eben ins Bett steigen wollten, fühlten sie, daß jemand an den Decken und Leintüchern zog. Beide hielten so fest, wie sie konnten, aber es half nichts, und sie fanden endlich alles zusammengedreht und in einander gewickelt in einer Ecke der Bettstelle wieder. Als die beiden einmal auf den Söller gehen wollten, wurde ihnen ein alter lederner Mantelsack, der seit Jahr und Tag an eisernen Kettchen an den Balken gehangen hatte, nach und über den Kopf geworfen.

Nur ein einziges Mal hat ein dicht bei wohnender Hausmann eine in der Gegend des Schlosses umwandelnde Frau gesehen, welche ganz das Aussehen einer daselbst schon seit lange Gestorbenen hatte, und vermuthet man, daß diese den Spuk angerichtet hat.

330.

Diebsketten.

S. de Vries, De Satan in sijn weesen ꝛc. II, S. 349.

Einige Schmiede verschmiedeten spät am Abend noch mehre Glieder einer Kette, in der ein Dieb gehangen worden war. Da klopfte es plötzlich mehre Mal an die Thüre; endlich sprang sie auf und der Dieb trat in die Schmiede, wie er leibte und lebte. Er drohte den Schmiedegesellen, daß er ihnen den Hals umdrehen werde, wofern sie noch ein Wort sprächen. Nahm den Hammer und schlug damit drei Schläge auf den Ambos. Ging von dannen und verschwand.

331.

Des Bettlers Groschen.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 361.

Die Bettler in Flandern sind allesammt arge Leute und treiben böse Künste, darum soll man nimmer etwas von ihnen annehmen. Denn sonst haben sie Gewalt über einen und thun einem Leides an mit ihren Künsten.

Ein Knäblein hat einmal einen Groschen von einem Bettler gekriegt und wollte sich dafür ein Heiligenbildchen kaufen, aber der Groschen ist ihm gefallen und als es

ihn aufheben wollte, ist ein Wagen gekommen und ihm über das Häuptlein gefahren.

332.

Das Marsdiep.

H. Soeterboom, Oudheden van Zaanlant, Stavoren, Bronen en Waterland. Amsterdam 1702. I, S. 28.

Zwischen Texel und Helder war ehedem nur so viel Wasser, daß ein hinübergelegter Balken als Brücke diente. Es kam aber einmal ein Krämerlein an die Stelle und fand den Balken nicht. Da nahm der Mann seine Marse und stellte die ins Wasser, um hinüber zu kommen, und die langte gerade zu. Davon nun, daß das Wasser gerade so tief, als die Marse hoch war, bekam die Stelle den Namen Marsdiep, welchen sie noch heute trägt.

Andere sagen, sie hätte von den alten Marsen ihren Namen, und das könnte auch sein; doch ist das Obige noch stets Volkssage, und der kann man doch wahrlich nicht alle Glaubwürdigkeit absprechen.

333.

Edelstein macht unsichtbar.

Mündlich.

Die edle Gräfin Hildegard, Hausfrau des Grafen Dietrich II. von Holland, schenkte dem Kloster Egmont viele herrliche Sachen. Unter diesen war auch ein Altar mit einer goldenen Tafel, die mit den kostbarsten Edelsteinen verziert war, die man nur sehen konnte. Zu oberst an dieser Tafel aber war ein gar schöner Stein, und der erleuchtete den Chor bei der Nacht, wie wenn eine Kerze daselbst gebrannt hätte. Auch hatte dieser

Stein die Kraft, denjenigen unsichtbar zu machen, welcher ihn bei sich trug; darum haben ihn einst Diebe heimlicherweise entwendet und gestohlen.

334.

Steine auf den Berg getragen.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liège. II, p. 118.

Die Mönche von Bernard-Fagne wollten einst auf einem benachbarten Berge eine Kirche bauen. Darum sagten sie den Pilgern, daß je schwerern Stein einer auf den Berg trüge, desto schwererer Sündenlast wäre er los. Da haben denn die Leute all Steine getragen, einen größer als den andern, und als sie schon einen schönen Theil droben hatten, da gaben die Mönche das Vornehmen auf, und die Steine blieben unbenutzt liegen und liegen heut noch da.

335.

Jüngling trägt glühend Eisen.

Thomas Cantipratensis S. 384.

Auf der Gränze des Herzogthums Burgund hat sich folgende Geschichte zugetragen.

Ein Jüngling, der von Kindesbeinen an in dem Benedictinerorden war, und deßhalb gar fromm und einfältiglich lebte, ging einst mit dem Abte des Klosters auf Reise, um sich zu erholen und zu zerstreuen. Bei einer Schmiede hielten sie an und ließen ihre Pferde beschlagen. Da lag ein glühend Stück Eisen auf der Erde, und der einfältige Jüngling verwunderte sich höchlich darob, denn er hatte solches nie gesehen, und nahm es

in die Hand und beſchaute es von allen Seiten, ohne daß er ſich daran verbrannt hätte. Das däuchte dem Abte und allen Umſtehenden ſehr wunderbar, und er mußte es mehrmals wiederholen und verwundete ſich nicht.

Darnach, als der Abt anderswo beſchäftigt war, trat der Jüngling ins Haus, wo die Schmiedefrau mit einem kleinen Kinde auf dem Schooße ſaß. Solch ein Kind hatte er auch noch nicht geſehen, und erſtaunte und hatte viele Freude daran und ſpielte gar freundlich damit. Da fragte ihn die Schmiedefrau, ob er auch ſo ein Kind haben wollte, und der Jüngling ſprach: „Gewißlich gerne.“ Da nahm ihn das Weib mit in ihre Kammer und unterwies ihn zur Unkeuſchheit und raubte ihm alſo ſeine Unſchuld, ohne daß der Jüngling Arg dabei gehabt hätte.

Als dieß geſchehen war, trat er wieder vor das Haus und wollte noch einmal ein glühend Eiſen anfaſſen, aber da verbrannte er ſich jämmerlich und ſchrie auf eine erbärmliche Weiſe. Der Abt kam alsbald herzu und wußte nicht, was er denken ſollte; jedoch erkannte er ſogleich, daß der Jüngling nicht mehr im Beſitze ſeiner frühern Unſchuld ſei. Er führte ihn zurück ins Kloſter und fragte ihn genau über alles aus, und der Jüngling geſtand einfältiglich alles und büßte ſeine Sünde mit vielen Thränen.

336.

Kappen an Sonnenſtrahlen aufgehangen.

Oudheden en Geſtichten van Groningen en Groningerland, mitsgaders van het Land van Drent. Leyden 1724. S. 220.

Zu den Zeiten Wigboldi, des vierten Abtes der Abtei Adewert, blühte die Kloſterzucht dort ſchön empor. Es geht die Sage ſogar, daß alle Mönche daſelbſt in

so frommer Einfalt lebten, daß sie häufig ihre Mützen und Kutten an den Strahlen der Sonne aufhingen, nicht besser wissend, als, es seien lange Stangen. Auch war die Mähre von ihrem heiligen Leben weit verbreitet, und mancher schwur der Welt ab, um in ihrer Gesellschaft dem Herrn zu dienen.

337.

Gerettete Unschuld.

Grammaye Ipretum, in antiquitatibus Flandriae. p. 182.

Der Koch der Gräfin Adela von Flandern (Gemahlin Balduins des Fünften), welcher sehr an der Fallsucht litt, hatte sich einst im Walde zum Schlafe niedergelegt, und fand sich, als er wieder aufwachte, gesund und genesen. Darob neugierig, fragte er die Umwohner, wem der Ort geweiht sei, oder wessen Namen er trüge, und erfuhr, daß dort Maria die Keuschheit dreier Jungfrauen wunderbarerweise bewahrt habe, wie es denn auch die folgende Geschichte lehrt.

Vor Zeiten lebten in Warwick zwei fromme Eheleute, Hezo und Ida, die hatten keinen Reichthum noch andere irdische Güter, doch dagegen drei schöne Töchter, Helwigis, Jutta und Giselindis. Als diese eines Tages, wie sie immer zu thun pflegten, das Vieh in den Wald auf die Weide trieben, begegneten ihnen drei Förster, wie sie, schön von Gestalt, doch nicht eines gleich schönen Herzens. Kaum hatten diese die Jungfrauen gesehen, als sie dieselben bereden wollten, ihnen ihre Gunst zu schenken und zu Willen zu sein; doch die Mädchen verabscheuten ein solch unzüchtig Begehren und wiesen die Jünglinge also ernstlich zurück, daß diese in Wuth geriethen und schwuren, sie zu tödten, wenn sie sich ihnen

nicht ergeben wollten. Wohl hätten die frommen Mädchen eher den Tod gewünscht, als den Verlust ihrer Ehre, doch suchten sie vorher noch ihre Gegner durch Bitten und Thränen zu bewegen, von dem sündlichen Vorhaben abzustehen. Diese aber bestanden darauf, so daß den schwachen Jungfrauen nichts anderes übrig blieb, als den Himmel um Hülfe und Rettung aus ihrer Noth zu flehen, auf welche fest vertrauend, sie die Förster baten, ihnen vor der Stillung der fleischlichen Lust noch eine kleine Weile zum Gebete zu gönnen. Da wandten sich nun die hart Bedrängten in heißem Flehen an Maria, auf deren Gnade und Beistand ihre letzte Hoffnung ruhte, und siehe, sie hatten nicht vergebens gehofft, denn alsbald öffnete sich sänftlich die Erde und die drei Jungfrauen fanden in ihrem Schooße ein stilles Grab.

Die Förster, starrend ob des Wunders, gingen zur Stelle in sich und wandten sich reuig auf den Weg des Heiles. Sie tauschten ihr weltlich Kleid mit dem Ordensgewande und starben eines frommen Todes.

Die Gräfin Adela ließ, als sie die Kunde von diesem Wunder vernahm, nach den Körpern der also wunderbar Geretteten graben, und man fand sie noch in derselben Stellung, in welcher sie in der Erde verschwunden waren, worauf sie in einen köstlichen Sarg gelegt und in einer zur Ehre der hülfreichen Jungfrau geweihten Kirche feierlich beigesetzt wurden.

Am Hackendoverer Thore in Thienen ist eine Kapelle (saeellum leprosorum), in welcher auch drei Jungfrauen begraben sein sollen.

338.

Die drei Schwestern.

Mündlich.

Bei Löwen liegen drei Gräber, in denen die Körper dreier frommen Schwestern begraben sind. Vor den Gräbern quillen drei klare Brünnlein, und dazu wallfahrtet das Christenvolk gar häufig, und besonders, um für die Frauen Heilung vom weißen Flusse zu erlangen.

Um aber zu wissen, ob eine Frau davon genesen oder mit der Zeit daran sterben wird, nimmt man eine Haube von ihr und legt dieselbe auf das Wasser. Sinkt sie unter, so ist keine Gesundheit zu hoffen, schwimmt sie oben, so ist das Uebel heilbar.

Jedoch muß man fleißig dabei beten und ein Opfer bringen, welches bestehet aus einer erbettelten Nadel, einem erbettelten Faden Garn und etwas Korn.

339.

Poralée.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liège. II, p. 96.

Ein Ritter von Montjardin hatte einen Jäger, der Peter hieß, und der hatte durch seine brave Aufführung das Vertrauen seiner Herrschaft in hohem Grade gewonnen. Um dem treuen Diener einen Beweis ihrer Liebe zu geben, schenkte sie ihm eines Tages alles Land, welches er von Mitternacht bis zum Aufgange der Sonne umlaufen könnte. Der Jäger nahm das an, und er muß gewiß ein tüchtiger Läufer gewesen sein, denn er hatte am folgenden Morgen noch vor dem Ende des ihm gestellten Zieles viertausend Hufen Landes gewonnen.

Auf dem Sterbebette ſchenkte er dieß Land der Gemeinde von Aywaille, mit der Bedingung jedoch, nie dahin ein Haus zu bauen, und in der Kirche Gott für die Ruhe ſeiner Seele zu bitten. Dieſe Strecke behielt aber von der Weiſe, auf welche ſie gewonnen worden, den Namen Porallée (Pour-aller).

Zum Danke bauten die Bewohner der Gemeinde eine eigene (jetzt zerſtörte) Kapelle auf dem Kirchhofe von Dieuport zum Andenken Peters des Jägers. Auf ſeinem Grabe in derſelben las man ehedem:

Sei gist Cugebrandus le juste chasseur et amateur de la vertus.

340.

Die Kapelle auf der Sarthe bei Huy.

Mündlich.

Als Peter, der fromme Einſiedler, von ſeiner Reiſe ins heilige Land zurückgekehrt, in ganz Europa das Kreuz gepredigt hatte, kam er auch nach Huy, in deſſen Nähe er ehedem in einer Höhle ſtets gelebt und gebetet hatte. Auf ſeinen Ruf erhoben ſich jetzt auch die ihn hoch ehrenden Huyenſer und ließen ſich mit dem Kreuze zeichnen, um, an der Spitze die Ritter und Herren der Umgegend, nicht zurückzubleiben bei dem heiligen Werke. Vor ihrer Abreiſe aber gingen ſie alleſammt noch einmal zu der Bergkapelle, welche der heiligen Mutter geweiht, gar freundlich von der Sarthe in das Städtchen hineinſchaut, und gelobten dort nach heißem Gebete, alle Fahnen und Siegeszeichen, welche ſie erbeuten würden, am Altare aufzuhängen, wenn der Ausgang ihres Zuges, von Marien geſegnet, ein glücklicher ſein ſollte.

Und ihr frommes Vertrauen fand milde Aufnahme bei der Mutter des Herrn: ſie allein ſchlugen ein großes

Heer der Ungläubigen und nahmen denſelben viele Fahnen, Roßſchweife, Bogen und Pfeile, welches alles ſie bei der Rückkehr aus Paläſtina mit ſich trugen und in der Kapelle auf der Sarthe dankend aufhingen.

Dieſe Sachen ſind all noch daſelbſt zu ſchauen und umgeben noch heutzutage das Bild der heiligen Mutter.

341.

Muttergottesbild blutet.

De Chronyck van Holland van den Klerk ꝛc. S. 206.
Delrio, Disquis. mag. p. 613.
Oude Diviſie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 128.

In Hennegau lebte ein Jüngling und der war ein Jude und begehrte herzlich, Chriſt zu werden, worauf Graf Wilhelm von Hennegau ihn aus der Taufe hob und bei ſich am Hofe behielt. Zu einer Zeit kam dieſer Jüngling in das Kloſter Cameronk, wo er an der Wand ein ſchönes Bild unſerer lieben Frauen, köſtlich und künſtlich conterfeyet hängen ſah. Dieſes ſtach der vermaledeite, heuchleriſche Chriſt mit ſeinem Schwerte in die rothen, blühenden Wangen und floh dann ſchnell von dannen, denn zur Stunde rieſelte aus der friſchen Wunde roſenfarbenes Blut, von dem ſehr viele Kranke geheilt wurden.

Nachdem dieß aber von dem falſchen Chriſten geſchehen war, offenbarte ſich die reine Magd Maria in der Nacht einem alten Schmiede und ermahnte denſelben, hinzugehen und einen Kampf gegen dieſen Sünder anzunehmen, damit alſo die Schande gerächt werde, welche ihrem Bilde widerfahren ſei. Und der Schmied that alſo und überwand in ehrlichem Kampfe den treubrüchigen Juden, obwohl dieſer ein ſtarker Jüngling und

er ein alterschwacher Mann war; und als der Jude überwunden war, hat man ihn an den Galgen gehangen zwischen zwei Hunde, welche ihn bissen.

342.

Onze lieve Vrouwe van Sterreborne.

Mündlich.

Vor vielen hundert Jahren gingen einmal zwei Gräfinnen aus Löwen und wollten nach Tirlemont, aber sie verirrten sich auf dem Wege im Walde, der zu jener Zeit diese Gegend noch bedeckte. An einer Stelle, welche jetzt Crommen Herink heißt, wurden sie von argem Durste überfallen, doch wußten sie nicht, ob und wo weit und breit ein Haus zu finden gewesen wäre. Da wandten sie sich im Gebete an die heilige Mutter Maria und flehten diese an, ihnen in ihrer äußersten Noth zu Hülfe zu kommen. Kaum aber hatten sie diese Bitte vollendet, da zeigte sich ihnen im Dunkel der Wolkennacht, welche den Himmel bedeckte, ein Stern, der heller leuchtete, wie irgend ein anderer, den sie je gesehen, und dieser wies sie nach einer Stelle im Walde hin. Sie folgten dem Schimmer und fanden eine klare, helle Quelle, an der sie sich labten und den Morgen erwarteten.

Als sie nach Hause zurückgekommen waren, sandten sie Arbeiter zu dem Brünnlein und ließen zur Seite desselben eine Kapelle zu Ehren der Mutter Jesu bauen. Diese besteht noch heute und trägt den Namen: „Zu unserer lieben Frau von Sternbrunn."

343.

Die Muttergottes von Hall bei Brüssel.

Mündlich.

Bei einem Einfalle in Belgien wütheten die Franzosen auf eine schreckliche Art und verschonten selbst kein Kloster und keine Kirche. Also zogen einst einige Haufen auf die Kapelle der heiligen Mutter in Hall los, und als sie die Thüre nicht erstürmen konnten, feuerten sie all ihre Kugeln durch die Fenster auf das wunderthätige Bild ab. Der Küster betrat sorgenschweren Herzens am Abende die Kirche, fand jedoch das Bild zu seinem Erstaunen ohne eine Spur von Verletzung. Da wollte denn der fromme Mann genauer sich überzeugen, ob das kostbare Gewand Maria's nicht hier und da Schaden genommen, und er erkletterte den Altar. Doch keine Falte des Kleides war verrückt, aber alle Kugeln, welche die Feinde in die Kirche geschossen, lagen in dem Schooße der heiligen Mutter.

Wie viel dieser Kugeln eigentlich sind, das hat man nie bestimmen können, denn wie oft man sie auch zählte, immer fand man eine andere Zahl.

344.

Maria als Pförtnerin.

Mündlich von einer alten Klostergeistlichen.

In unserer Abtei (Parc des Dames bei Löwen) hatten wir auf dem Chor für die Diener ein Muttergottesbild, von dem die Schwestern eine sehr merkwürdige Geschichte erzählten. Es gab solcher Geschichten viele bei uns, aber diese ist die schönste von allen.

Vor langer, langer Zeit lebte in unſerm Kloſter eine Schweſter Pförtnerin, welche Beatrix hieß und bei ſehr hoher Frömmigkeit beſonders der heiligen Mutter Maria mit Innigkeit anhing. Trotzdem aber hätte ſie, nachdem ſie viele Jahre ihre Reinheit unbefleckt bewahrt, ſich endlich von einem Kloſterbedienten verführen laſſen. Als ſie aber einmal die böſe Fleiſchesluſt geſchmeckt, da glaubte ſie, ihr fürder nicht mehr widerſtehen zu können. Sie trat darum eines Tages zu dem beſagten Bilde und hing dieſem ihre Kleider nebſt den Schlüſſeln des Thores an, indem ſie ſprach: „Ich finde, o heilige Jungfrau Maria, daß ich dir nicht mehr als eine reine Magd dienen kann, nimm deßhalb meine Kleider und die Schlüſſel zurück, welche mir anvertraut worden ſind, denn die Luſt des Fleiſches iſt ſtärker als ich, und ſie überwältigt mich.“ Nach dieſen Worten entfloh ſie mit dem Diener aus dem Kloſter. Ihr Verführer verließ ſie aber bald, und da ſie nicht wußte, wovon ſie fortan leben ſollte, ergab ſie ſich der ſchändlichſten Unzucht und verdiente damit ihren Lebensunterhalt.

Fünfzehn ganzer Jahre hatte ſie alſo ſich herumgetrieben, als ſie eines Tages neugierig ward, zu wiſſen, was man im Kloſter wohl über ihr Verſchwinden geurtheilt haben möge. Sie ging darum zum Kloſter und fragte eine der Geiſtlichen, welche ſie gerade ſah, ob man nicht wiſſe, wo die Schweſter Beatrix ſei und was aus derſelben geworden. Die Schweſter aber entgegnete, daß dieſelbe nie das Kloſter verlaſſen habe und durch ihr heiliges Leben allen andern noch jetzt vorleuchte.

In tiefem Staunen und Nachdenken entfernte ſich die Gefallene. Da erſchien ihr die heilige Mutter Maria im Traume und ſprach: „Beatrix, vor Zeiten meine liebe Tochter, komm wieder in dein Kloſter zurück; keine von den Schweſtern weiß, was du biſt und was du gethan.

Lege deßhalb dein sündiges Leben ab und thue deine Pflicht, wie früher.“ Reuevoll ging Beatrix in das Kloster und zuerst zu dem Altare, und siehe, ihre Kleider hingen sammt den Schlüsseln an dem Bilde der Muttergottes, welche während fünfzehn Jahren für sie die Dienste einer Pförtnerin verrichtet hatte. Sie legte das Habit unter heißen Thränen von neuem an und kam ihren Pflichten wieder treulich nach, und keine der Schwestern ahnte auch nur das mindeste von ihrem vergangenen Leben. Nach ihrem Tode erst hat der Beichtvater des Klosters den andern erzählt, daß sie es ihm in der Beichte anvertraut habe. Seitdem war die Muttergottes auf dem Dienerchor dem Convente ein theurer Edelstein, und nachher haben sich noch viele Wunder durch sie ereignet.

345.

Marienbild geht Prozession.

Mündlich.
Schayes, Essai historique sur les moeurs etc. des anciens Belges.

In dem Dorfe Hackendover bei Tirlemont ist ein wunderthätiges Muttergottesbild. Dieses wird jährlich in feierlicher Prozession herumgeführt, gefolgt von den Landleuten zu Pferde, die bei jedem Anhalten des Zuges ihre Büchsen abfeuern. An der Kirche angekommen, machen sie auf den Pferden in großem Zirkel und im schnellsten Trabe dreimal die Runde um dieselbe, und schonen dabei weder Saat noch Ernte. Dieß thut jedoch den Aeckern keinen Schaden, im Gegentheil, je mehr sie mit der darauf stehenden Frucht zertreten sind, desto reichlicher fällt die Ernte aus. Ein Bauer, welcher sich eines Tages widersetzte und das Herumtraben auf seinem

Felde nicht zugeben wollte, fand sogar alle Aehren leer und kein Gran Korn darin.

Einmal aber geschah es, daß sehr schlechtes Wetter an dem Tage war, wo die Prozession umziehen sollte, und darum unterließ man dieselbe. Da ist aber die heilige Mutter von ihrem Altare heruntergestiegen und allein die Prozession gegangen, so daß man sie am andern Morgen bis an die Kniee mit Koth beschmutzt auf ihrer gewöhnlichen Stelle wiederfand.

346.

Die Muylen-Kapelle.

Mündlich von C. van Swygenhoven.

Zur Zeit, als die Türken in Flandern waren, lebte im Dorfe Tevalphene bei Alost ein mächtiger Rittersmann. Eines Tages rückten die bösen Heiden in die Gegend, wo dieser Ritter wohnte, und sie waren in so großer Zahl, daß es nicht zu sagen ist. Darum versammelte der Ritter all seine Soldaten und gab jedem, was ihm zum Kampfe nöthig war, und sagte ihnen, sie sollten nicht bange sein vor den Türken, denn das seien nur Heiden und sie seien Christen, die durch Jesu theures Blut von der Gewalt des Satans und all der Anhänger desselben erkauft und erlöset wären. Und als er so sprach, rückten die Türken heran, und deren Heer war so groß, daß es gewiß zehn Stunden weit und breit bedeckte. Doch der Ritter hatte keine Angst, aber er faltete seine Hände zusammen und schlug seine Augen zum Himmel und betete also: „Heilige Muttergottes, hilf uns mit deinem süßen, lieben Söhnlein, dem Kinde Jesu, daß wir diese argen Heiden besiegen mögen."

Und als er kaum das Gebet gesprochen hatte, da erschien die Mutter Jesu Christi am Himmel und ritt auf einem Maulthiere und gab den Soldaten ein Zeichen, daß sie angreifen sollten, und der Ritter, der das auch sah, rief ihnen zu: „Haut ein, ihr lieben Soldaten und Gesellen, die Muttergottes hilft uns, und wenn wir Victorie haben, wollen wir ihr dafür auch eine Kirche bauen.“ Und da schlugen die Soldaten hart auf die Heiden los, bis dieselben fortliefen. Der Ritter aber hat zum Danke eine Kapelle bauen lassen und die Muylen-Kapelle genannt, weil er Mariam auf einem Maulthier gesehen. Jetzt liegt das Kirchlein in Ruinen und nur eine hohe Mauer steht noch fest, und die kann auch keine Gewalt, und selbst kein Pulver und keine Kanonen, umwerfen.

347.

Robert-Mont.

Mémoires pour servir à l'histoire monastique du pays de Liège par Stéphany, in denen die Legende mit der Ueberschrift: Ci aprez sensiet kimen li abie di Robiemont a kiminci ensi ke ly avons et wardons di nos enceste et ly avons trové en des vieil papi tot kirompou et deschirez. ined. Bovy I, p. 130.

Im Jahre 1082 nach Christi Geburt versammelten sich die Nonnen von Robert-Mont, um zu berathschlagen, wohin sie ihre Kirche bauen wollten. Als sie nicht einig werden konnten, nahm die Aebtissin Ermede Deprez ihr Schlüsselbund und warf dieß in die Luft, indem sie sprach: „Gott möge dich führen! Wohin du fallen wirst, dahin baue ich den Hochaltar unserer Kirche.“

Aber die Schlüssel flogen und flogen immer weiter und nach einem alten Thurme zu, der der Räuberthurm hieß, und an dessen Fuße fanden sie die Nonnen nach

langem Suchen und begannen dort ihre Kirche zu bauen. Als man noch mit dem Graben der Fundamente beschäftigt war, bemerkte der Bauherr, daß man kein Wasser habe. Es gab wohl eine Quelle in der Gegend, aber die lag zu weit entfernt und war darum unbenutzbar.

Die Aebtissin mit den Nonnen begannen darum im Walde nach einer andern zu suchen, wurden jedoch bald durch ein Ungethüm erschreckt und liefen davon. Die Maurer, kühner als die frommen Frauen, gingen zu der Stelle, wo die Nonnen das Ungethüm gesehen hatten, und fanden eine große Wölfin, die an einer reich sprudelnden Quelle trank.

So war kein Wassermangel mehr, und darum konnte der Bau rasch gefördert werden, und nicht lange nachher zog die Aebtissin mit ihren Gefährtinnen in ihr neues Kloster ein.

348.

Der Bauern Kirchbau.

Occa Scharlensis. Leeuwarden 1597. Fol. 33 c.
Vgl. Grimm 349.

Anno zwölfhundert fünf und siebenzig begann ein Theil Hausleute auf Nylandt bei Bolswert eine Kirche zu bauen, wie man denn solches zu thun zu jener Zeit in Frießland sehr eifrig war. Doch trug sich dabei ein wunderbar Ding zu, denn alles, was die Bäuern im Tage bauten, das wurde bei der Nacht wiederum abgebrochen, und dieß geschah zu dreien Malen. Da die Leute dieß als eine Schickung Gottes ansahen, so spannten sie am vierten Abende ein Joch Ochsen vor eine Schlitte, auf welche sie etwas Erde und Steine legten, und sprachen dann: „Geht nun in Gottes Namen;

wo ihr morgen gefunden werdet, dahin wollen wir unser Kirchlein bauen."

Als man am folgenden Tage sich aufmachte, die Ochsen zu suchen, fand man sie an einer gar moorigen und seichten Stelle, und sie hatten jeglicher ein brennend Wachslicht auf ihrem Haupte. Die Bauern aber begannen alsbald, die Stelle zu höhen, und bauten dort die Kirche, welche sie nur mit vieler Mühe und Arbeit vollendeten.

349.

Dieupart.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liège. II, p. 95.

An dem linken Ufer der Ambleve liegen auf einem hohen Berge die Trümmer des Schlosses Montjardin. In dem Schlosse wohnte vor vielen hundert Jahren ein mächtiger Ritter, der aber dabei eines gar unzüchtigen Charakters war und seine Begierden nicht zu bezwingen wußte. Dieser hatte einmal in einem benachbarten Kloster eine schöne Jungfrau geschaut, die Amalberge hieß, und sich von dem Augenblicke auch zugeschworen, in ihren Besitz zu kommen.

Er zog also mit einigen Knechten zu dem Kloster hin, erstürmte das Thor, riß die Jungfrau heraus aus den heiligen Mauern und führte sie auf sein Schloß. Aber alle Bitten um ihre Liebe blieben unerhört, darum wollte er mit Gewalt nehmen, was ihm freiwillig nicht werden konnte. Amalberge sah voraus, daß sie dem Angriffe ihres Räubers erliegen würde, und sandte, da sie anders keine Rettung aus seinen Händen wußte, ein glühend Gebet an Maria, zog dann ein kleines Bild der Muttergottes aus dem Busen und hielt dieß dem

Ritter entgegen. Dieſer ſtutzte einen Augenblick, zog aber gleich darauf ſein Schwert und ſchlug auf das Bild; doch kaum war der Schlag geſchehen, als das Schloß mit ſchrecklichem Getümmel zuſammenſtürzte und Räuber und Geraubte unter ſeinen gewaltigen Maſſen begrub.

Hundert Jahre nachher fanden zwei Hirten, welche in den Trümmern umherſuchten, das Bild Mariens. Jeder wollte es haben; da ſie ſich nicht einigen konnten, wählten ſie den Pfarrer als Schiedsrichter. Der aber ſagte ihnen, das Bild ſei keines von ihnen, ſondern Gottestheil (Dieupart), und die Hirten überließen es ihm. Bald nachher baute der fromme Geiſtliche an dem Orte, wo ſie ihm das Bild gebracht hatten, eine Kapelle aus den Trümmern des Schloſſes, und dieſe behielt den Namen Gottestheil und iſt jetzt die Pfarrkirche des gleichnamigen Dorfes, welches ſich langſam um ſie bildete.

350.

Mattheken.

Vita Sanctae Beggae aut. J. de Ryckel. Lovan. 1631.
Van Duyſe, Vaderlandſche Poezy.
Bilderzettel aus Gent.
F. Blieck im Kunſt- en Letter-Blad.

In dem Beginenhofe zu Gent lebte vor vieler Zeit ein ſchönes, frommes Nönnlein, die dem Herrn in der Einfalt ihres Herzens getreulich diente. Obgleich ſie keiner ihrer Mitſchweſtern das mindeſte Leid zufügte, mußte ſie doch von deren Neid viel leiden, und die argen Jungfrauen ließen keine Gelegenheit vorübergehen, dem armen Mattheken ihren Haß tief fühlen zu laſſen.

Am Vorabende des Aſchermittwochs waren die Schweſtern einmal alle verſammelt und erluſtigten ſich im Saale

der Aebtissin mit frischen Waffeln; nur Mattheken hatte man nicht geladen, nur sie sollte kein Theil an dem leckern Fastnachtsgebäcke haben. Das that ihr sehr wehe, und sie konnte es nicht mehr auf ihrer Zelle aushalten, so untröstlich war sie ob der Hintansetzung. Sie ging darum zur Kirche, stürzte unter hellen Thränen vor dem Bilde des Heilandes nieder und schluchzte und seufzte und sprach: „O mein lieber Herr Jesu, mein Herzfreund und mein Liebster, wirst du es denn ewig leiden, daß man deine Braut also schmähet und mißachtet? Bei dir finden alle Hülfe und Beistand, willst du mir allein denn nicht helfen?"

Wie sie aber so betete, da belebte sich plötzlich Jesu Auge und das starre Bild wurde wie von frischem Leben durchglüht, und öffnete den Mund und sprach: „Meine liebe Braut, ich kann es nicht länger anschauen, daß du verkannt seiest, denn ich habe dich dafür gar zu gern; aber ich wollte deine Treue prüfen, und darum ließ ich dich leiden. Gehe jetzt zu der Aebtissin und sage ihr, daß ich dich sende und daß du auch ein Plätzlein in dem Kreise der Schwestern haben müssest."

Obwohl Mattheken herzlich erschrak ob dieser Anrede, fühlte sie sich doch zugleich von innigem Vertrauen durchdrungen, und sie antwortete also: „Aber, mein Gott und Herr, wie soll ich dieß sagen können, ohne daß man mich der Lüge zeihe?" Darauf entgegnete ihr Jesus: „Dann sprich diese Worte zu ihr: „Frau Aebtissin, ich bin der Lüge nimmer hold gewesen, und so wahr, wie ihr heute weder an Brevier noch an Rosenkranz gedacht, so wahr, wie die Morgensonne euer für morgen bestimmtes Wollenhemd aufgetrennt auf eurem Bette fand, so wahr, wie meine Mutter dasselbe zugenähet und es mit einem rothen Seidenbändchen verziert hat, so wahr ist es, was ich euch sage."

Die Jungfrau dankte dem Herrn für seine Liebe und eilte alsdann zum Saale der Aebtissin, um dieser den göttlichen Willen kund zu thun. Kaum aber hatte sie das letzte Wort gesprochen, als die unfromme Frau in lautes Gelächter ausbrach und die Schwestern ihre alten Spöttereien begannen. Doch da erhob sich Matthekens Stimme, und sie bewahrheitete ihren Ausspruch nach dem Worte Jesu, und erblassend schwiegen alle. Das Gespötte hatte nun ein Ende und wandelte sich in tiefe Demuth, eine jede suchte dem frommen Mattheken sich dienstlich zu beweisen, und die Aebtissin ließ sie gar neben sich sitzen. Doch hatte die Jungfrau nicht Ruhe im Saale und sie eilte alsbald wieder zur Kirche zurück.

Noch saßen die Nonnen alle stumm ob des wunderbaren Vorfalles, als plötzlich alle Glocken der Kirche anfingen von selber zu läuten, und liebliche Gesänge vom Altare her bis in den Saal drangen. Von tiefem Schauer durchschüttert, eilten die Schwestern alle nach der Kirche, und da saß denn Mattheken mit fromm gefaltenen Händen auf ihren bloßen Knieen vor dem Christusbilde, umflossen von himmlischem Scheine, doch kalt, eine Leiche.

Das Kreuz, so wie auch ihr Bildniß sind noch heute im Beginenhofe zu Gent zu schauen.

351.

Der braune Christus in Löwen.

Piot, Histoire de Louvain. Louv. 1839.
Mündlich von A. G. B. Schayes.

In der Petrikirche zu Löwen befindet sich ein wunderthätiges Crucifix von brauner Farbe, an welchem das gleichfalls braune Christusbild nebst den Füßen nur mit einer Hand festgenagelt ist.

Dieſes alles war ehedem ſchneeweiß und erhielt ſeine nunmehrige Farbe dadurch, daß die Magiſtrate der Stadt, welche bei ihrem Amtsantritte den Dienſteid vor ihm leiſten mußten, ſo viele Meineide unter ſeiner Anrufung ſchwuren. Darum hat die Sitte auch aufgehört und ſind dieſe Eidesleiſtungen ſpäter verlegt worden.

Wie jetzt noch, ſo hingen ſtets reiche Gaben von Silber und Gold, welches die Gläubigen als Dankſagung für empfangene Hülfe verehrten, an dem Bilde. Von dieſen Schätzen verlockt, hatten einſt Diebe ſich in die Kirche geſchlichen, um das Kreuzbild dieſer Zierden zu berauben. Kaum aber ſtreckte der kühnſte unter ihnen die Hand darnach aus, als er ſich bei den Haaren feſtgehalten fühlte. Er ſtrengte ſich aufs äußerſte an, um loszukommen, ſeine Gefährten halfen ihm gleichfalls, aber nichts wollte helfen, und der Küſter fand am andern Morgen beim Aufſchließen der Kirche den Dieb noch an derſelben Stelle, und, was das wunderbarſte war, von dem Chriſtusbilde, welches eine Hand vom Kreuze gelöst hatte, feſtgehalten. Das zeigte der Küſter ſchnell dem Pfarrer an, und der Pfarrer rief den Konſtabler, und alſo griffen ſie den Dieb.

Seit der Zeit mehrten ſich die Opfergaben an dem Bilde noch, und führte man es jahrjährlich in feierlicher Prozeſſion umher.

352.

Das Chriſtusbild zu Tancremont.

Bovy, Promenades historiques dans le pays de Liège. II, p. 53.

Dieſes Bild, welches jetzt auf dem Altare einer hübſchen Kapelle von den Gläubigen verehrt wird, ſtand ehedem einſam am Ende einer Haide, wo man es nur

beſuchte, wenn etwa eine große Dürre die Gegend heimſuchte.

Eines Jahres wollte auch kein Regen kommen, wie ſehr man auch den Himmel darum bat und flehte. Da holten endlich die Einwohner von Theux das Bild in großem Pompe und trugen es in eine Kirche, und kaum war es dort, als Ströme Waſſers niederfielen. Das dauerte ſechs Wochen lang und wurde ſo arg, daß eine Ueberſchwemmung in Bälde vorauszuſehen war. Da gedachten die Einwohner des Bildes und trugen es in aller Eile wieder nach Tancremont, und zur ſelben Stunde hörte der Regen auf.

In Tancremont hat es dann lange unbeachtet auf einem Speicher gelegen, bis man endlich ſich ſeiner wieder erinnerte und es in einer neuen Kapelle zur Verehrung ausſtellte.

353.

Wunderbare Haare.

Delrio, Disquis. mag. p. 224.

Zu Damme bei Brügge war ehedem ein großes hölzernes Chriſtusbild, welches einen natürlichen Bart und natürliche Haare auf dem Haupte trug. Dieſe Haare mit dem Barte wurden jedes Jahr weggeſchnitten und wuchſen innerhalb Jahresfriſt wieder zu großer Länge.

354.

Die Abtei Sankt Andreas bei Brügge.

Mündlich.

Der Graf von Flandern Robert der Jüngere wurde auf dem Zuge nach Jeruſalem in der Gegend von An=

tiochien von einer Menge Türken umringt. Als er sah, daß alle menschliche Hülfe vergeblich sei und nicht zur Gegenwehr ausreiche, that er ein Gelübde, wenn er nach Flandern rückkehren würde, dem heiligen Andreas eine Kirche zu bauen, griff dann mit frischem Muthe die Feinde an und zerstreute sie. Dieß Gelübde erfüllte seine Gattin Clementia und stiftete die Kirche eine Viertelstunde von Brügge.

355.

Wie der Graf Gangulf einen Brunnen in Welschland kaufte und ihn in der Grafschaft Burgund fließen ließ.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 37.

Als der Graf Gangulf aus Languedoc, woselbst er gegen die Sarazenen und Vandalen gekämpft hatte, wieder heim fuhr, kam er in Welschland auf ein großes Feld, wo ein schöner Brunnen von klarem Wasser sprang. Kaum hatte er sich an demselben niedergelassen, da lief der Eigenthümer des Landes und Brunnens mit zornmüthigem Sinne herbei und warf dem Ritter vor, daß er mit den Knechten und Pferden ihm großen Schaden thue und das Gras zertrete. Darauf antwortete Gangulf und sprach mit sanften Worten also: „Mein lieber Herr und Freund, ereifert euch nicht, daß ich hier sitze, denn so ihr es begehret, will ich euch diesen Quell abkaufen." Als der Mann diese Rede hörte, war er in seinem Herzen vergnügt und willigte ein und verkaufte den Quell um einige Pfennige; er meinte, das Wasser werde doch nicht ermangeln in dem Brunnen zu fließen.

Aber Gott, der ein Kenner aller Herzen ist, strafte den reichen Mann für seine Habsucht und erhob hoch

den einfältigen Sinn des Ritters. Als nämlich Gangulf nach Hause kam und sein böses Weib ihn mit vielen Lästerworten über den närrischen Kauf empfing, da ging er stillen Mundes draußen in den Hof und stieß seinen Stab in die Erde, und durch die Gnade Gottes, der mit den Schlichten wandelt, sprang alsbald ein Brunnen daselbst in solcher Menge von Wasser, wie er ihn in Welschland gekauft hatte. Dort versiegte er aber ganz.

356.

Gommari Schutz.

Van der vryheyt van Doerne. Chronik aus dem 14. Jahrhundert. S. Biblioth. des antiquités de la Belgique. T. I, p. 72.

Nachdem die Hunnen in Cöln die heilige Ursula mit ihren Gefährtinnen gemartert hatten, zogen sie den Rhein hinab und verwüsteten alles, wohin sie kamen. Also gelangten sie eines Tages auch bis Lieu, wo ein Nonnenkloster bei der Kirche des heiligen Gommarus gelegen war; jetzt ist es gen Norden gebaut, wo man die Kapelle sieht. Dort war der Körper des heiligen Gommarus begraben, aber es wußte es kein Mensch in der Welt, ausgenommen die Aebtissin und die Priorin des Klosters. Als die Hunnen kamen, wollten sie die Nonnen schänden und alsdann mit Martern tödten; aber kaum hatten sie Hand an dieselben gelegt, als sie plötzlich mit grausamen Schmerzen gestraft wurden. Diejenigen von den Barbaren, welche das Wunder schauten, erschraken darob also, daß ihnen, als sie von großem Schrecken getrieben, ihre Nothdurft verrichten wollten, all ihre Eingeweide aus dem Leibe weggingen. Also wurden sie gestraft und getödtet durch die Fürbitte des heiligen Gommarus. Gleich darauf aber läuteten alle

Glocken der Stadt auf wunderbare Weise, ohne daß ein Mensch an sie rührte. Zum Andenken daran läutet man noch alle Jahre am Donnerstag vor Andreas, wo das Fest des heiligen Gommarus gefeiert wird, von fünf Uhr Nachmittags bis zehn Uhr Abends.

357.

Sankt Bertulph.

Mündlich.

Sankt Bertulph lag ehedem in einem kostbaren Sarge in der Abtei Sankt Peter zu Gent. Er pflegte jedes Mal darin zu klopfen, wenn es Krieg oder schlechte Zeiten gab, um also die Genter zu warnen und zur Buße für ihre Sünden anzutreiben, in Folge deren solche Schicksale über das Land kamen.

358.

Ritter Riddert.

G. a Ryckel, Hist. Sanctae Gertrudis. p. 425.

Bei Maeseyck liegt ein altes Schloß, welches Berkhof heißet. Da hat vor Zeiten ein Ritter gewohnt, welcher Riddert genannt war, und der besaß solche Reichthümer, wie anders kein Mensch in der Welt. Keiner konnte dieß begreifen, doch weise Leute sprachen, daß er seine Seele dem Teufel verschrieben habe auf sieben Jahre.

Eines Tages lud Ritter Riddert all seine Verwandten und Bekannten zu einem Gastmahle ein, welches also köstlich zubereitet war, und wo der Wein so reich floß, daß die Gäste den Wirth verwundert fragten, was für ein absonderliches Fest denn heut gefeiert würde. Da aber bekannte Riddert, daß an eben dem Tage seine

Verschreibung mit dem Teufel abgelaufen sei und er zu der Linde auf den Sand kommen müsse, wo Satan sein warte. Darob erschraken alle Gäste und suchten ihn von dem Wege abzuhalten; doch der Ritter sprach, er habe dem Teufel sein ritterlich Ehrenwort gegeben und das müsse er halten. Da die Gäste nun erkannten, daß ihn nichts von seinem Entschlusse abzubringen vermöge, baten sie ihn, wenigstens noch einen Becher auf Sankt Geertenminne oder Sankt Jans Geleit vor dem Abreiten mit ihnen zu trinken. Das that der Ritter auch und zog alsdann weg.

Kaum hatte er das Dorf Heppener hinter sich, als er den Lindenbaum in der Ferne sah, und unter demselben Satan mit der Verschreibung in der Hand. Als er aber näher kam, begann der Teufel zu heulen und zu klagen, und als der Ritter ihn fragte, warum er das thue, da sprach der Böse: „Es sitzet eine himmlische Jungfrau auf deinem Rosse hinter dir, und weicht die nicht, dann kann ich dir nichts anhaben.“ Verwundert schaute Riddert sich um und sah, daß es die heilige Gertrud war.

Getroffen davon ging der Ritter in sich und stürzte der Heiligen unter bittern Reuethränen zu Füßen und gelobte ihr, sich fürder dem Dienste Gottes zu weihen, und als er das gethan, da warf ihm der Teufel die Verschreibung zerrissen vor die Füße. Riddert hat nachdem noch lange gelebt, und als er endlich starb, wurde er auf dem Kirchhofe hinter dem Chor begraben.

Der Lindenbaum hat noch lange Jahrhunderte nachher da gestanden. Auch wissen alte Leute sich noch einer Schilderei zu erinnern, die ehedem in der Kirche hing und auf welcher der Vorfall am Lindenbaume künstlich gemalt war.

359.

Sankt Gertruden-Minne.

Willem van Hildegaersbergh (1356) in Clignetts Bydragen.
De Reiffenberg, Nouvelles archives historiques. 1827.

Sankt Gertrudis hatte sich von der Welt zurückgezogen, um in einem Kloster ihr Leben dem Dienste Gottes zu widmen. Ein Ritter aber, der sie schon vorher geliebt, setzte seine Bewerbungen um sie nichts desto weniger fort und wich nicht aus der Nähe des Klosters, wie oft auch Gertrud erklärte, ihrem Entschlusse ewig treu bleiben zu wollen. Als er alle Bemühungen vergebens sah, rief er den Teufel um Beistand an und verschrieb demselben seine Seele nach sieben Jahren, wofür Satan versprach, ihm zu seinem Ziele zu helfen. Aber die sieben Jahre verstrichen, und des Bösen Hülfe hatte nichts gefruchtet; dennoch wollte er des Ritters Seele haben, und dieser mußte sich in sein Schicksal ergeben.

Da erschien Sankt Johann Gertruden im Traume und kündigte ihr an, in welcher Gefahr sich der Ritter befinde, und Gertrud, welche unterdeß Aebtin des Klosters geworden war, sammelte nach ihrem Erwachen alsbald ihre Nonnen um sich und trat mit diesen vor das Klosterthor, wo der Teufel eben mit dem Ritter vorbeifuhr. Sie ging auf den Ritter zu und bot ihm einen Becher Weines und ermahnte ihn, diesen zu leeren auf den Schutz Sancti Johannis, und der Ritter folgte ihr, und als er den letzten Tropfen kaum eingeschlürft, da flog unter gräulichem Geheul des bösen Feindes die Verschreibung zerrissen zu seinen Füßen.

Darum malt man Sankt Gertrud, den Hirtenstab mit einer Hand haltend und mit der andern einen Becher, und daher schreibt sich auch die Sitte, zu trinken auf Sinte Geerteminne.

Graf Mansel 1st

Bn. 1st Foot.

Ensign 25 Dec. 1755. Lieutenant 1 Jan. 1757. Captain 25 Dec. 1762. Major 29 May 1772. Lieutenant-Colonel 25 Nov. 1777. Colonel 29 Aug. 1782. Major-General 12 Oct. 1793. Lieutenant-General 1 Jan. 1798. General 1 Jan. 1801. Died 1 Feb. 1802.

Graf Mansel was appointed Ensign of the 25th Foot, 25 Dec. 1755, and was promoted Lieutenant in the same regiment 1 Jan. 1757. In 1762 [illegible] regiment was ordered to the West Indies, and Graf Mansel was present at the capture of Martinique, 12 Feb. 1762, and of the Havannah, 13 Aug. 1762. He was promoted Captain 25 Dec. 1762, and Major 29 May 1772. He was appointed Lieutenant-Colonel 25 Nov. 1777, and Colonel 29 Aug. 1782. He was promoted Major-General 12 Oct. 1793, Lieutenant-General 1 Jan. 1798, and General 1 Jan. 1801. He died 1 Feb. 1802.

Sir Hew Dalrymple

Bn. 1st Foot.

Ensign 1 Jan. 1757. Lieutenant 25 Dec. 1762. Captain 29 May 1772. Major 25 Nov. 1777. Lieutenant-Colonel 29 Aug. 1782. Colonel 12 Oct. 1793. Major-General 1 Jan. 1798. Lieutenant-General 1 Jan. 1801. General 25 April 1808. Died 28 Dec. 1810.

Sir Hew Dalrymple was appointed Ensign of the 1st Foot, 1 Jan. 1757, and was promoted Lieutenant in the same regiment 25 Dec. 1762. In 1762 the regiment was ordered to the West Indies, and Sir Hew Dalrymple was present at the capture of Martinique, 12 Feb. 1762, and of the Havannah, 13 Aug. 1762. He was promoted Captain 29 May 1772, and Major 25 Nov. 1777. He was appointed Lieutenant-Colonel 29 Aug. 1782, and Colonel 12 Oct. 1793. He was promoted Major-General 1 Jan. 1798, Lieutenant-General 1 Jan. 1801, and General 25 April 1808. He died 28 Dec. 1810.

362.

Das Brot des heiligen Bonifaz.

Decа.
Corn. Kempii de situ, origine etc. Frisiae. p. 293.

Einmal kam Sankt Bonifaz hungrig und müde an ein Haus, wo eine Frau ihm entgegentrat. Diese bat er, ihm ein Stücklein Brotes zu geben; aber die Frau sagte, sie habe keins, und als der heilige Mann inständiger flehte, sprach sie, wenn sie Brot im Hause habe, so möge es zu Stein werden. Und Gott strafte sie ob des frevelnden Schwures, und all ihr Brot, dessen sie viel hatte, wurde zu Steinen, welche noch heute in den Archiven der Kirche von Dockum verwahrt und den Gläubigen gezeigt werden.

363.

Brot in Stein verwandelt.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 126.
Vgl. auch die Chronyck van Holland van den Klerk ꝛc. S. 205.

Im Jahre unseres Herrn 1316 war binnen der Stadt Leyden in Holland eine Frau, welche großen Hunger litt, und diese kam zu ihrer Schwester und begehrte ein wenig Brot von ihr. Aber die Schwester sagte, sie hätte selbst kein ganzes Brot im Hause, worauf die andere sprach: „Meine herzallerliebste Schwester, ich weiß sicherlich, daß ihr Brot in eurem Hause habet.“ Diese aber schloß ihre barmherzigen Hände und antwortete: „Wenn irgend Brot in meinem Hause ist, so mag Gott geben, daß es zu Stein werde.“

Und durch die Verhängniß Gottes ist es geschehen, wie sie gesprochen, und alles Brot in ihrem Hause in harte Steine verwandelt worden, deren einer noch liegt

zu Leyden in Sankt Peters Kirche in einem Kästchen an der Nordseite, wo ihn jedermann noch heutzutage sehen mag.

364.

Korn im Ueberfluß.

Abrah. Kemps, Leven der heeren van Arkel ende Jaar-Beschryving der stad Gorinchem. Gorinchem 1656. S. 62.
Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 126.

Um das Jahr 1316 lebte in Gorichom am kurzen Deiche ein Mann, der war geheißen Geroncus und hatte übermäßigen Reichthum. Er betrieb das Geschäft eines Kornhändlers und verkaufte Weizen, Roggen, Gerste und andere Früchte. Bei einer Hungersnoth, welche um diese Zeit in Holland war, verschloß er seine Speicher, welche voll lagen von Frucht aller Art, und gab selbst den Armen nichts, welche ihn an der Thüre um ein Stück Brot anschrieen; denn er wollte warten, bis die Theurung aufs Höchste gestiegen wäre, um alsdann seine Waare zu recht tüchtigen Preisen zu verkaufen.

In derselben Stadt lebte auch bei der Fischbrücke an der nördlichen Ecke der Burgstraße eine gottesfürchtige Witwe, Elisabeth Henriks, welche dabei sehr milde gegen die Armen war. Diese gab stets mit fröhlichem Herzen das Korn von ihrem Söller, wenn ein Dürftiger sie darum bat, und dachte wenig daran, was eines Tages aus ihr selbst werden sollte.

Als diese Frau eines Tages mit ihrem Gesinde bei der Mahlzeit saß, kam ein armes Weib mit vielen Kindern weinend und klagend vor ihre Thüre und flehte jämmerlich um ein Stücklein Brot, indem sie seit zwölf Uhr Mittags des vergangenen Tages nichts zu essen gehabt habe. Die Witwe trug großes Mitleiden mit der

Frau und den Kindlein und hieß sie eintreten und ihnen Speise geben, so viel sie mochten. Darauf befahl sie dem Dienstmädchen, auch noch einen Scheffel Korn von dem Speicher zu holen und den Leuten zu geben, damit sie nicht vor Hunger umkämen. Das Mädchen aber murrte und sprach: „Wir haben nicht mehr wie drei Scheffel Korn in unserm Hause, und ist dieses verzehrt, wovon sollen wir dann leben?" Doch die Witwe entgegnete sanften Sinnes: „Gehe in dem Namen des Herrn und thue, wie ich dir geheißen, Gott wird uns schon helfen." Und das Mägdlein ging die Stiege herauf zu dem Söller, aber in ihrem Herzen schimpfte sie noch immer gegen die armen Leute. Als sie an den Speicher kam und die Thüre öffnen wollte, vermochte sie dieß nicht, und als sie neugierig schaute, was wohl die Ursache davon sein möchte, da siehe, lag der ganze Boden so hoch voll Korn, daß es ihr entgegenströmte.

Da lief sie mit großer Freude zu ihrer Herrin und schrie laut: „Kommt alle schnell auf den Speicher, damit ihr sehet, welch ein großes Wunder der Herr gethan." Und die Witwe kam, die auserkorne Freundin Gottes, und die andern mit, und alle dankten dem Himmel für seine Barmherzigkeit. Nun theilte die fromme Frau noch mehr milde Gaben aus und ließ in der ganzen Stadt verkünden, daß alle Armen zu ihrem Hause kommen und sich Korn holen sollten, und jeglicher empfing dessen, so viel er bedurfte. In Gorichom aber war darob große Freude und viel Gebet des Dankes gegen Gott.

In demselben Jahre wuchs gleichfalls das Korn im Ueberflusse, so daß man einen Scheffel um fünf groot Tournois kaufen konnte, während man vorher fünf Schiling Tournois dafür bezahlte. Der reiche Geroncus war nunmehr wohl gezwungen, seine Speicher zu öffnen, aber sein Korn gab einen also gräulichen Geruch von

ſich, daß weder Menſchen noch Thiere davon genießen mochten und er in einer Nacht ſeinen ganzen Vorrath in das Waſſer ſchütten mußte.

365.

Wie man in Flandern zu ſingen weiß.

L. St. Serſanders: Hiſtoriſche Wandelingen door Vlaenderen. Den Vlaming. 1840. Nr. 126.

Ein Paſtor von Strypen ſang an einem Sonntage in der dortigen Pfarrkirche die Meſſe. Zu Ende derſelben, als er das Benedicamus Domino anhub, that er aber ſeiner Stimme dermaßen Gewalt an, daß zwei hölzerne Engel oben vom Altare herunterplumpſten und den Hals brachen.

In gleicher Weiſe hat ein Pfarrer von Elverdinghen durch ein Miserere nobis einen Gott Vater, der oben am Kirchengewölbe hing, herunter geſungen.

Auch lieſt man in den Jahrbüchern der Abtei Afflighem, daß der letzte Buſchmeiſter einmal ein Gloria in excelsis Deo ſo kräftig anſtimmte, daß vier der größten und ſchwerſten Candelaber mit den Leuchtern vom Altare ſtürzten.

366.

Feuer gehorcht.

Thomas Cantipratensis, Bonum universale de apibus. Duaci 1627. p. 202.

In dem Kloſter Afflighem war ein Mönch, der hatte während ſechzehn ganzer Jahre keine Sylbe geſprochen. Nun geſchah es aber, daß ein großer Brand in dem Kloſter ausbrach, und da betete der Mönch ein kurzes,

ſtilles Gebet und ſprach dann zu der Flamme: „Hier ſollſt du zur Stunde ſtehen bleiben.“ Und da iſt die Flamme im Augenblick erloſchen und hat nicht weiter um ſich greifen können.

367.

Die heilige Geiſtkammer in Brügge.

Sanderi Flandria illustrata I.
Kops Rederykers.

In der Stadt Brügge in Flandern beſtand ehedem eine rhetoriſche Kammer, welche ihren Namen und Wahlſpruch von einem wunderbaren Vorfalle hergenommen hatte.

Es waren nämlich einſt dreizehn Männer, deren Namen noch zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts auf einer Tafel im Speiſeſaale der Geſellſchaft verzeichnet ſtanden, am weißen Donnerſtage in dem Hauſe eines gewiſſen Jan van Hulſt verſammelt und unterhielten ſich während eines Mahles mit frommen Geſprächen, als mit einem Male eine ſchneeweiße Taube in das Zimmer flog und ein Zettelchen mit goldenen Rändern auf den Tiſch fallen ließ. Auf dem Briefchen aber ſtand das ſchlichte Sprüchlein: „Myn werk is hemellyk.“

Dieſe Worte nahm die rhetoriſche Kammer als Wahlſpruch an, und zum Andenken an die Begebenheit, welcher ſie dieſelben verdankte, feierte ſie jahrjährlich am Donnerſtage vor Oſtern in jenem Hauſe ein Feſt, wobei ein Gedicht auf das Leiden Jeſu vorgeleſen und den Mitgliedern des Vereines geſüßter Wein gereicht wurde.

368.

Ein Wunder im Theater.

Lindanus de Teneraemonda. Antv. 1612. p. 100.
Prudenz van Duyse im Kunst- en Letter-Blad. 1841. S. 60.

Die rhetorische Kammer der Rosiers von Dendermonde hatte sich nach Brüssel zu einem poetischen Wettstreite begeben und spielte dort „Elias Flucht und Himmelfahrt". Als man bis zu dem Punkte gekommen war, wo ein Rabe dem heiligen Manne in seinem Hunger ein Brötchen bringt, und ein zu dem Zwecke gemachter Rabe schon auf dem Wege war, flog ein lebender Rabe aus der Umgegend herbei, riß dem leblosen das Brot aus dem Schnabel und flog so nahe an Elias heran, daß dieser das Brötchen nehmen konnte. Bald darauf, als Elias im feurigen Wagen gegen Himmel fahren wollte, schoß plötzlich ein Feuerstern aus dem Himmel nieder und leuchtete so hell, daß man aus einem nahen Keller kaum zum Theater blicken konnte.

369.

Das durchstochene Ohr.

Hemricourt, Miroir des nobles de Hesbaye. ed. Jalheau. Liège 1791. p. 7a.

Der größte Theil der von der Familie Warfusee haben ein Ohr so wohl durchstochen, daß eine Nadel hindurchdringen könnte, ohne es zu verletzen. Dieß ist ein Zeichen, welches sie tragen von dem Ritter Raes mit dem Barte, welcher auch ein also durchstochenes Ohr hatte. Das haben wir von den Alten als eine Familiensage vernommen.

370.

Die Katze von Beversluys.

P. J. Renier, De Kat van Beversluys. Legende. Kortryk. Gütige Mittheilung des Herrn Prud. van Duyse.

In der Liebfrauenkirche der goldenen Welt (Brügge) sieht man noch heutzutage eine sehr kostbare Monstranz, welche den Namen trägt: die Katze von Beversluys. Diesen Namen, so wie ihren Ursprung, verdankt sie folgender wahrhaftigen Begebenheit.

Einer edeln Dame des Geschlechtes van Beversluys Mann war gestorben, und sie war die einzige Erbin all seiner Reichthümer und Kostbarkeiten. Unter den letztern befand sich besonders eine große Kiste mit Juwelen von unschätzbarem Werthe, welche als Erbstücke aus uralten Zeiten her in der Familie bewahrt worden waren. So oft die arme Witwe die Kiste ansah oder aufschloß, gedachte sie mit vielen Thränen an ihren verstorbenen Eheherrn, aber sie schmückte sich nicht mehr mit dem köstlichen Schmucke, denn das hätte sie nicht vermocht.

Eines Winterabends saß sie einsam am warmen Heerde und hielt ihre Katze auf dem Schooße und spielte und sprach mit derselben, als wäre es ein vernünftiger Mensch gewesen; die Katze war ja auch ihr einziger Trost. Da fielen plötzlich ihre Blicke auf die Juwelenkiste, und sie trat hinzu und nahm einen reichen Diamantenschmuck daraus und zierte damit zum Zeitvertreib die Katze. Als sie damit fertig war, nahm sie das liebe Thier von dem Schooße und hielt es vor den Spiegel, damit es sich darin beschauen könnte. Doch hatte die Katze sich nicht sobald in dem Glase erblickt, als sie von der Witwe Armen sprang und ins Zimmer flüchtete. Da hatte man sie nun gar bald wieder gefangen, aber da schrie sie und

biß und kratzte dermaßen, daß man sie wieder laufen lassen mußte, und sprang endlich zum Fenster hinaus.

Die Witwe hatte darob große Trauer, denn die Katze war ihr so werth, wie der Schatz, und sie bot reichen Lohn dem, der ihr beides wiederbringen werde; aber es verging ein Tag und ein anderer und ein dritter, und weder die Katze noch der Schmuck wurde wiedergefunden, obgleich man in ganz Brügge alle Straßen und Häuser durchsucht hatte. Da gelobte endlich die Witwe, den ganzen Schatz, welchen die Katze trug, unserer lieben Frauen zu schenken, wenn diese ihr das Thier wiedersenden wolle. Und siehe, kaum hatte sie das Gelübde gethan, als die Katze plötzlich sich einfand. Deß war die Witwe gar froh und trug alsbald den Schmuck zur Liebfrauenkirche, und da hat man aus demselben die kostbare Monstranz gemacht, welche zum Andenken an die wunderbare Begebenheit noch heute den Namen führt: die Katze von Beversluys.

371.

Der Ochse des Abtes Wilhelm.

Thomas Cantipratensis S. 246.

Der fromme Abt Wilhelm von Villers war gar gütig gegen die Armen. Nun geschah es, daß die Brüder in Her, welches eine Curie des Klosters Villers war, einen Ochsen von großer Schönheit, Kraft und Fettigkeit besaßen, und nach dessen Fleisch hatte ein armes schwangeres Weib ein unendlich Gelüsten, so daß sie Tag und Nacht weinte und dadurch fast in Lebensgefahr kam. Man gab ihr Fleisch von den schönsten Ochsen, welche in der Gegend waren, aber das half alles nichts, sie hätte gerne von dem Ochsen des Klosters ein Stücklein gehabt.

In der Zeit kam der Abt Wilhelm einmal zum Besuche auf die Curie, und da erzählten ihm die Brüder von dem Weibe, und der Abt sprach alsbald: „Ei, so tödtet den Ochsen, denn es ist besser, der sterbe, als ein Mensch; aber thuet das heimlicherweise.“ Da thaten die Brüder nach des Abtes Willen und tödteten den Ochsen und zertheilten ihn; den Theil aber, welchen das Weib gewünscht hatte, schickte der Abt ihr alsobald zu, und als sie den genossen, da war sie genesen.

Am andern Morgen wollte der Bruder, welcher den Ochsen geschlachtet, auf dem Felde nachsehen, was die Arbeiter machten, und siehe, da ging der schöne Ochse im Pfluge, wie vorhin. Erstaunt eilte der Bruder zurück und trat in das Zimmer, wo er das Fleisch hingetragen hatte, doch das Fleisch war verschwunden, und mit ihm die Haut und selbst die kleinste Spur von Blut, worüber alle sich sehr verwunderten.

Der fromme Abt Wilhelm gebot ihnen, daß sie keinem etwas von dem Wunder künden sollten. Dieß ist auch lange also gehalten, doch endlich das Ganze offenbar geworden.

372.

Des Hirten Uhr.

Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre. p. 199.

Vor vielen hundert Jahren hat einmal ein König die Stadt Cameryk in Flandern belagert. Er konnte aber nichts gegen sie ausrichten, denn die Muttergottes mit den lieben Englein fingen alle Steine und Pfeile auf, welche er gegen die Stadt absandte, und warfen sie ihm wieder zurück. Darüber erbitterte der König sehr und fluchte ganz grimmig gegen die Muttergottes,

und zwar so sehr, daß diese ihn dafür mit Blindheit strafte.

Da ging er nun in sich und versprach, nachdem er die Belagerung ganz aufgehoben, daß er der Kirche unserer lieben Frauen von der Gnade in Cameryk eine goldene Krone schenken wolle, worin sein Pferd sich gemächlich rund herum drehen könne, wenn er nur sein Gesicht wieder erhielte. Die Muttergottes erhörte ihn auch und gab ihm sein Augenlicht zurück, und er that öffentlich in der Kirche Buße, eine gelbe Kerze in der Hand.

Froh über diese Gnade, versprach der König der Kirche noch ein Geschenk, und das sollte eben so selten sein, wie das erste kostbar war.

Als er dieß Gelübde kaum gethan, da trat aus der Menge ein junger Hirte von Rom hervor und der sprach: „Herr König, das will ich machen; gebt mir tausend Goldthaler und vierzehn Jahr Zeit, so will ich euch eine Uhr fertigen, die eins von den sieben Wundern der Welt werden soll; das schwör ich euch bei meiner Seele."

Alsogleich wurden dem Hirten tausend Goldthaler ausgezahlt, und er begann sein Werk und arbeitete Tag und Nacht vierzehn ganzer Jahre, bis die Uhr fertig war. Dann trat er vor den Bischof und sprach zu dem: „Herr Bischof, jetzt gehe ich wieder in mein Land und zu meiner armen Mutter, die ich in vierzehn Jahren nicht gesehen. Die tausend Goldstück habe ich in meinem Stock verborgen, und wenn mich der liebe Schutzengel behütet, soll die arme Frau dann noch einmal ein recht gut Leben haben."

Der Bischof aber war ein böser Mann, und der dachte, wenn der Hirte fortgeht, dann kann der leicht eine Uhr machen, die noch schöner ist, wie die unsere, und dann kommen nicht so viel Pilger mehr nach Cameryk,

wie jetzt kommen werden. Er ſuchte alſo den Hirten durch Verſprechungen aller Art zurückzuhalten, aber der Hirte wollte von nichts hören und entgegnete immer: „Das alles kann mir meine alte Mutter nicht erſetzen.“

Da ſagte der Biſchof, er wolle ihm die Mutter holen laſſen; aber auch das wollte der Hirte nicht, denn er war bang, die alte Frau hätte die Reiſe nicht ertragen, und wollte durchaus nach Rom.

Nun ſann der Biſchof einen böſen Anſchlag aus und ließ den Hirten durch böſe Buben überfallen, als er aus der Stadt wollte; aber der Jüngling wehrte ſich tapfer und ſie konnten ihm nur ſeinen Stock nehmen.

„Nun bin ich wieder arm“, ſprach er da, „aber ich habe noch Augen und Hände und kann mir wohl noch einmal tauſend Goldſtücke gewinnen.“

Als man dem Biſchof die Worte hinterbrachte, wurde er wüthend, ließ den Hirten greifen und ihm die Augen ausbrennen und die Finger abſchneiden.

Da konnte der arme Menſch nun nichts mehr thun, als betteln, und iſt in Armuth in Cameryk geſtorben und hat weder Rom noch ſeine Mutter je wiedergeſehen.

373.

Elſter ſpricht aus des Diebes Bauch.

Thomas Cantipratenſis S. 117.

Der Bruder Johannes, ein frommer Dominikanerherr in Flandern, hatte in dem Hauſe ſeines Wirthes eine Elſter, und die liebte er ſehr und freute ſich öfters mit ihr, weil ſie ſo artig ſprechen konnte. Ein Knecht des Wirthes bekam aber Gelüſten nach dem Vogel und tödtete und verzehrte ihn heimlich. Wie nun der Bruder Johannes ſeine Elſter nicht ſah, da rief er: „Elſterchen,

wo biſt du denn?" und alsbald ſprach die Elſter aus des Knechtes Bauch heraus: „Hier bin ich; hier bin ich." Darob waren alle Leute ſehr verwundert und viele ſind zu dem Hauſe gekommen, um die Elſter in des Diebes Bauch plaudern zu hören, welches viele Tage lang gedauert hat.

374.

Des Treuloſen Strafe.

Thomas Cantipratenſis S. 345.

Es war ein Ehemann des Nachts heimlich von ſeiner Frauen Seite geſchlüpft, um mit einer andern zu buhlen. Als er aber wiederkehrte und beim hellen Mondſchein den Kopf durchs Fenſter ſeiner Schlafkammer ſteckte, da ſchrie ſeine Frau entſetzlich, und als darauf die Dienſtleute herbeieilten, um zu ſehen, ob ein Unglück geſchehen ſei, da ſchrieen die gleichermaßen aufs ärgſte, gleichwie wenn ſie eines Teufels Antlitz geſchaut hätten. Da merkte der Mann wohl, daß es mit ſeinem Geſichte nicht ganz ſeine Richtigkeit habe, und da es inzwiſchen Morgen geworden war und der Tag anbrach, wollte er zur Kirche gehen, um dort ſeine Sünde zu beichten. So trat er nun auf die Straße, wo eben die Ochſen und Kühe zur Weide getrieben wurden; doch kaum erblickte ihn das unvernünftige Vieh, als es nach ſeiner Art muhend unter einander lief und flüchtete. Dasſelbe thaten die Hirten und alle andern Leute, denen er begegnete.

Wie der Mann nun an die Kirche kam, da ſaß der Prieſter an der Thüre und betete die Tagzeiten, aber auch dieſer floh, ſobald er ihn nur von ferne geſehen, in die Kirche und ſchloß die Thüre hinter ſich zu. Da warf ſich der Unglückliche vor die Thüre auf die Kniee nieder

und rief jämmerlich: „Ach, heiliger Vater, erbarmt euch doch eines armen Sünders! Ich bin sicherlich nicht, was ich scheine.“

Als er nun so weinte und schrie und seine Sünde bekannte, da siehe, sank die Fratze von seinem Gesichte und er sah wieder aus, wie ehedem, und hat sein Leben lang mit keiner andern Frau mehr gebuhlt.

375.

Die Säule der heiligen Gudula und das Manneken-Pis in Brüssel.

Almanach voor Blygeestigen.

Als vor tausend und noch mehr Jahren Brüssel noch ein kleines Dorf war, wohnte daselbst ein Edelherr, der alles besaß, was er nur wünschen konnte. Doch nagte bei aller Freude, die er hatte, immer ein tiefer Kummer an seinem Herzen; er hatte nämlich keine Kinder mit seiner Gemahlin, und wie oft und heiß die beiden Gatten auch darum zu Gott flehten, all ihr Bitten blieb unerhört.

Da geschah es, daß der heilige Bischof Vindicianus auf einer Reise, welche er durch sein Bisthum machte, bei dem Edelherrn einkehrte, und als er seiner Wirthe Traurigkeit schaute, sich um die Ursache derselben erkundigte. Unter vielen bittern Thränen klagten ihm die beiden ihr Leid und empfahlen sich seinem Gebete. Das gefiel Gott dem Herrn und er erhörte die Bitte des frommen Bischofes, und nach neun Monaten genas die Edelfrau eines wunderschönen Söhnleins.

Inzwischen war Sankt Vindician gestorben, und darum trug der Vater das Kind zu der heiligen Jungfrau Gudula, um es von dieser segnen und auf ihrem

Schlosse taufen zu lassen. Die fromme Dienerin Gottes wohnte nämlich auf der Burg von Hamme und strahlte dort in all den Tugenden, welche ihre Tante, die heilige Gertrudis, ihr seit zartester Kindheit in Nivelle ins Herz gepflanzt hatte. Wie Gudula's Seele, so war auch ihr Körper von bezaubernder Schönheit, und deßhalb faßte der Edelherr, als er sie kaum gesehen, die glühendste Liebe zu ihr, so daß er meinte, nicht mehr ohne sie leben zu können. Eine Zeit lang unterdrückte er zwar diese Gefühle, aber endlich war es ihm nicht mehr möglich; eines Tages, wo er wußte, daß Gudula allein auf ihrem Schlosse war, eilte er zu ihr, um ihr seine Liebe zu bekennen.

Entrüstet wies ihn Sancta Gudula zurück, aber da flehte er noch dringender, und als er sah, daß er mit schmeichelnden Worten nichts auszurichten vermochte, da wollte er sie mit Gewalt zu seinem Willen zwingen. Unter heißem Gebete zu Gott flüchtete Gudula und lehnte sich wider eine Säule, fest entschlossen, alles zur Vertheidigung ihrer Unschuld aufzubieten. Und siehe, der Himmel kam ihr wunderbar zu Hülfe, die Säule nahm sie auf und schloß sich wieder über ihr. Starrend stand der Edelherr und wußte nicht, was zu beginnen, da hörte er die Jungfrau aus der Säule drohend rufen: „Deine Vermessenheit soll sich rächen an deinem Sohne."

Das Knäblein, welches die Edelfrau geboren, wurde älter und älter, jedoch nicht größer, und mit sieben Jahren maß es noch keine zwei Fuß, und als es fünfzehn Jahre zählte, da war es eben drei Fuß lang. Trotzdem konnte konnte man keinen bösern Buben finden, und jeden Tag klagten die Bauersleute neu über ihn. Als er keine Lust mehr hatte, die zu quälen, da ging er eines Morgens in den Wald, wo ein alter, ehrwürdiger Einsiedel wohnte. Wie er nun nicht wußte, auf welche Weise er den from-

men Greis ärgern sollte, da stellte er sich vor die Thüre der Klause und pißte dieselbe naß von oben bis unten. Noch hatte er den Schelmstreich nicht ganz geendet, als die Zelle sich öffnete, der Klausner den Kopf hinausstreckte und ruhig sprach: „Piß nur, Freundchen, piß nur; sollst noch lange hier pissen", und als er das gesagt hatte, machte er die Thüre wieder zu. Der Knabe aber blieb unbeweglich stehen und pißte fort Tag und Nacht.

Der Edelherr inzwischen vermißte sein Söhnlein und schickte nach allen Seiten Boten aus, um es zu suchen. Acht ganzer Tage suchte man überall, aber alles wär vergebens. Darum zog der bekümmerte Vater selbst aus und beschloß, zu dem Eremiten zu gehen und diesen um Hülfe durch Gebet und heilige Messe zu flehen. Doch da fand er den Knaben an der Klause regungslos, wie versteinert, und wie er ihn auch rütteln und schütteln mochte, mit wie heißen Thränen er ihn auch benetzte, der Kleine blieb starr. Zu gleicher Zeit knarrte die Thüre der Siedelei und der Greis trat heraus. Mit gerungenen Händen stürzte ihm der Edelherr zu Füßen und beschwur ihn um aller Heiligen des Himmels willen, das Knäblein von diesem Fluche zu lösen; doch der Alte schüttelte verneinend das Haupt und sprach: „Kann dir nicht helfen; hast's an Sancta Gudula verdient; dein Söhnlein pißt und wird pissen ewiglich; will dir jedoch einen guten Rath geben: bau ihm ein Häuschen, darin er vor Sturm und Wetter gesichert ist, und ergieb dich in Gottes Willen."

Als der Edelherr nun hörte, daß keine Hoffnung zur Rettung seines Sohnes wäre, that er nach des Einsiedels Rathe und baute für den Knaben ein kleines Häuschen und gegenüber ein großes Haus für sich selbst, damit er seinen armen Sohn immer vor Augen habe.

Abel Stoßlein oder auch der Student Stoßlein, ein Bruder des vorigen, ein Mann von 30 Jahren, ist ein Sohn des Bauern Stoßlein in Hohenstein.

Er

Theodor Th. v. Heyden.

Berlin.

Der Maler Theodor Th. v. Heyden, geboren 1827 zu Berlin, ist ein Sohn des Kaufmanns Heyden daselbst. Er besuchte das Gymnasium zum grauen Kloster bis 1845 und trat alsdann in die Akademie der Künste ein, wo er bis 1850 blieb. Seine Lehrer waren Professor Wilhelm Schadow und Professor Karl Steffeck. Er malte bis jetzt: Die Kinder des Malers, 1850. Bildniß des Malers, 1851. Bildniß des Malers Wilhelm Schadow, 1852. Bildniß des Malers Karl Steffeck, 1853. Bildniß des Malers Theodor Hildebrandt, 1854. Bildniß des Malers Wilhelm Camphausen, 1855. Bildniß des Malers Eduard Bendemann, 1856. Bildniß des Malers Hermann Wislicenus, 1857. Bildniß des Malers Karl Hübner, 1858. Bildniß des Malers Adolph Menzel, 1859. Bildniß des Malers Wilhelm Lindenschmit, 1860. Bildniß des Malers Karl Friedrich Lessing, 1861. Bildniß des Malers Karl Lessing, 1862. Bildniß des Malers Karl Hasenpflug, 1863. Bildniß des Malers Karl Blechen, 1864. Bildniß des Malers Karl Hasenpflug, 1865. Bildniß des Malers Karl Hasenpflug, 1866. Bildniß des Malers Karl Hasenpflug, 1867. Bildniß des Malers Karl Hasenpflug, 1868. Bildniß des Malers Karl Hasenpflug, 1869. Bildniß des Malers Karl Hasenpflug,

nach langem Suchen piſſend auf der Ecke der Ofenſtraße, worauf er zum Danke gegen Gott das jetzt noch zu ſchauende Bild errichtete.

378.

Manneken-Pis.

Mündlich.
Chroniques des rues de Bruxelles. 2 ed. p. 40.

Die Stadt Brüſſel war einmal hart belagert, und das war im dreizehnten Jahrhundert, und da hatten die Feinde an einer Ecke Feuer an die Stadt gelegt, damit ſie dieſelbe ganz verbrännten. Die Lunte ſah aber ein kleiner Junge, und der machte ſich ein Späßchen daraus, drauf zu piſſen und dieſelbe alſo auszulöſchen. Als das bekannt wurde, ließ die Stadt zum Denkmal an dieſe Rettung die Statue des kleinen Männchens errichten, welches heute noch pißt.

379.

Der lange Wapper zu Antwerpen.

Aus dem Munde alter Leute ſchriftlich mitgetheilt von Herrn Stadtbibliothekar Mertens in Antwerpen.

Mein Vater ſeliger, wie auch meine alte Tante haben mir in meiner Jugend tauſend Male von dem langen Wapper geſprochen und von den mannichfachen Streichen, welche dieß wunderliche Geſpenſt den Bürgern der guten Stadt Antwerpen ſpielte.

Bösartig waren dieſe Streiche nicht immer; ſie beſtanden meiſt in Narretheien und Spötteleien, aber da lag immer doch etwas zum Grunde, was ſo ganz richtig

nicht war und worüber man wohl ſchlimme Gedanken bekommen mochte. Das iſt einmal ausgemachte Sache, er führte manchen mit ſich weg, und wohin, das weiß unſer lieber Herrgott. Wer er eigentlich war, das kann ich euch nicht ſagen, und kein Menſch wußte etwas davon. Es ſchien, als fürchtete man, ihm etwas Uebles nachzuſagen, und wer konnte auch wiſſen, ob er nicht horchte? So lang er in der Stadt hauste, hörte man auch ſeinen Namen kaum nennen; nur erſt, als man ihn nicht mehr ſpürte, wagte man, einander ſeine Gedanken über ihn mitzutheilen. Meine Schulmeiſterin, die eine Quiſel war, ſprach uns oft darüber und ſagte uns, es wäre ein Geiſt aus der andern Welt; aber es gibt andere Leute genug, die glauben, daß es ein oder der andere reiche Mann aus der Stadt war, der mit dem Teufel einen Bund geſchloſſen hatte. Später hörte ich, daß viele adelige und hohe Bürgershäuſer auch in Verbindung mit ihm ſtänden und von ſeiner Familie wären, und ſomit wohl Urſache hatten, die Wahrheit geheim zu halten.

In alten Zeiten lag die Wappersrui, die nun überwölbt iſt, noch offen, und die Stelle, welche heutzutage Wappersbrücke heißet, war noch eine wahrhafte und wirkliche Brücke. Da nun war es, wo der lange Wapper ſich meiſt aufhielt, und davon leiten auch die beiden Namen ihren Urſprung her. Gewöhnlich kam er unter der Brücke her zuerſt zum Vorſchein, ſchritt mit ſeinen langen Beinen aus dem Waſſer auf den Wall, ſchrumpfte dort huſch ganz klein zuſammen und erſchien dann in der Geſtalt eines Straßenjungen. Dann miſchte er ſich unter die andern Jungen, und niemand erkannte ihn jemals, denn ſtets ſah er aus wie einer von ihnen, der gerade nicht da war. In den Stunden zwiſchen Licht und Dunkel geſchah dieß zumeiſt, denn dann kamen

die Jungen aus der Schule oder vom Essen und spielten. Eins von ihren Lieblingsspielen aber war Hütchen schupp; da gab nämlich einer von ihnen, auf den zufällig das Loos fiel, seinen Hut her, und den schuppten die andern mit den Füßen so lange hin und wieder, bis der, dem er gehörte, ihn glücklicherweise einholen und packen konnte. Das ging nun alles gut, bis die Reihe an den langen Wapper kam, daß der auch seinen Hut geben mußte. Aber dann, wehe dem, der dem Hut den ersten Schupp versetzte! Er stieß seinen Holleblock (Holzschuh) in Stücke und die Zehen sich entzwei, denn der vermeinte Hut war ein schwerer eiserner Topf. Und dabei mußte er noch das laute Hahaha! des spottlustigen Geistes hören, den nun alle suchten und keiner fand.

Wenn die Jungen mit dem Reifen spielten, machte er es auf ähnliche Weise. Jeder wetteiferte, um seinen Reifen denen der andern vorzuschnellen, alle liefen, was sie laufen konnten; der lange Wapper aber überschritt sie alle mit seinen langen Beinen, machte sich vor dem Haufen plötzlich wieder klein und rannte dann vor ihnen her, bis der eine oder andere matt auf die Erde sank. Gaben sie dann das Spiel auf, dann sprang er plötzlich in die Rui, verschwand unter dem dunkeln Bogen der Brücke und lachte sein Hahaha! daß es weithin wiederhallte.

Nicht besser ging es auf dem Stadtwalle, wo das kleine Völkchen meist mit Knickern spielte. Er wann ihnen alles bis zum letzten Steine ab; kein einziger, der auch nur einen übergehalten hätte. Darüber waren die Jungen dann bös und fluchten und schwuren, während der lange Wapper unter dem gewöhnlichen Hahaha! bei der Brücke verschwand.

Aber nicht allein da trieb er seine Streiche, sondern auch in der Zuckerrui und Umgegend. Da stand unter

andern ehedem ein Bildniß des heiligen Johannes von Nepomuk. Das juſt iſt dahin geſtellt worden, um dem Treiben des langen Wapper ein Ende zu machen. Um derſelben Urſache willen ſieht man noch heutzutage das Bild des heiligen Joſeph an der Wapperrui; ſeit es da ſteht, mußte der lange Wapper die Flucht nehmen.

War es Abend geworden und konnte er keine Jungen mehr in ihren Spielen ärgern und quälen, dann gab es keine Straße in der ganzen Stadt, die von ihm durchaus verſchont blieb. Keine alte Frau, kein jung Mädchen durfte ſich zu ſpäter Stunde noch auf der Straße blicken laſſen, ohne daß ſie ſeine Liſt erprobt hätte. Um das Fleiſchhaus herum hat er ſonderlich ſchändliches Zeug getrieben; was das aber alles war, deß kann ich mich nicht mehr erinnern. Nur ein paar Vorfälle ſind mir noch friſch im Gedächtniß, und zwar darum, weil ſie mit einer mir bekannten Perſon ſich ereigneten. Die kam nämlich eines Abends gegen elf Uhr von ihrem Werk und wollte nach Hauſe gehen, als ſie das Geſchrei eines kleines Kindleins vom Fleiſchhaus her vernahm. Sie ging darauf zu und fand auf einer ſteinernen Bank daſelbſt ein arm, klein Würmlein, welches kaum geboren ſchien; übrigens war es in weiße Windeln ſauber eingewickelt. Die Annemie (ſo hieß ſie) nahm das Wichtchen auf und drückte es an ihr Herz, denn ſie meinte nicht anders, als daß es ein verlaſſen Kind wäre, welches von ſeinen Eltern ausgeſetzt worden wäre, um als Findling von einem andern aufgenommen und ernährt zu werden. Weil das Kind aber noch immer ſchrie und ſich gar nicht zufrieden geben wollte, ſo beſchloß die gute Frau, ihm einmal die Bruſt zu geben, denn ſie hatte auch einen Säugling zu Hauſe. Als das geſchehen war, wollte ſie weiter, aber mit jedem Schritte, den ſie that, wurde das Kindchen größer und größer und ſchwerer

und ſchwerer; und als ſie nur noch ein paar Schritte vom Hauſe weg war, da konnte ſie die Laſt nicht mehr halten und war gezwungen, den wunderlichen Säugling los zu laſſen: aber er fiel nicht auf die Erde, ſondern glitt unter ihrem Arme weg, und zur ſelben Zeit ſcholl es Hahahaha! hinter ihr. Sie will ſich umdrehen; da redet jemand ſie laut an: „Dank euch, dank euch, liebe Frau, für eure leckern Brüſtchen! Hab gar genüglich meinen Durſt dran gelöſcht.“ Darob verwundert, will ſie zuſchauen, wer das iſt, und es war der lange Wapper, der, das Haupt weit über die Häuſer herausſtreckend, neben ihr ſtand.

Seitdem war ſie gar vorſichtig, und wenn ihr bei ſpätem Nachhauſekommen auch nur das mindeſte Verdächtige aufſtieß, dann ſchlug ſie ſchnell ein Kreuz, oder rief die Muttergottes oder einen von den Heiligen oder den lieben Engeln um Hülfe an, und dann ging es natürlicherweiſe ganz gut. Auf dieſe Weiſe blieb ſie eine geraume Zeit von aller Störung frei. Einmal aber kam ſie auch wieder gegen Mitternacht nach Hauſe, da ſah ſie plötzlich ein weißes Schnupftuch oder Serviette — ſie wußte nicht recht, was es war — vor ſich auf der Erde liegen. Sie nahm das Ding auf, ohne an etwas Schlimmes zu denken, und ſteckte es unter den Arm, vermeinend, einen guten Fund gethan zu haben. Aber, ach Gott! das Tuch dehnte ſich immer mehr aus, ſchlüpfte huſch ihr fort und wuchs ſo lang und ſo hoch, bis ſie ſah, daß es der lange Wapper wieder war, der nun gemächlich über die Häuſer wegſchritt und ſie dabei derb auslachte. Dergleichen könnte ich euch, Gott weiß wie viel, erzählen, denn jegliche Nacht kam ſo ein Streich von ihm vor, und das nicht an Einem Orte, ſondern an vielen zugleich, ſo daß es offenbar war, daß er ſich vervielfachen könne.

Und wenn ich nun erſt von all den verſchiedenen Geſtalten ſprechen ſollte, unter denen er erſchien! Bald war er eine Katze, bald ein Hund; bald ein Geiſtlicher, bald ein reichgekleideter Herr, der die Kinder mit Leckereien an und mit ſich lockte, wohin? das weiß der liebe Gott. Oft ſtand er in ungeheurer Größe an den hohen Kirchenfenſtern und ſtörte ſpäte Beter mit Fluchen und Läſtern; ein ander Mal klopfte er an die Fenſter des zweiten und gar des dritten Stockes der Häuſer und jagte den guten Bürgern den gewaltigſten Schrecken ein. Sah er Spitzenklöpplerinnen oder andere Frauen und Männer noch ſpät in der Nacht beſchäftigt, dann ſchrie er ihnen meiſt zu: „Die Nacht iſt für mich, der Tag für euch!“ In reichen Häuſern erſchien er unter der Geſtalt eines Bekannten und ſetzte ſich mit zur Tafel; und wenn dann alles in Frieden und Ruhe ſich freute, dann verſchwand er plötzlich und lachte ſeine Wirthe aus. Auch miſchte er ſich oft unter die Kartenſpieler, verlor viel Geld und weigerte ſich zu bezahlen. Entſpann ſich dann ein Streit, dann forderte er die Mitſpieler auf, mit ihm die Sache vor der Thüre auszumachen, und dabei blieb meiſtens einer todt.

Was meinen Vater ſeligen beſonders glauben machte, daß es dem langen Wapper um Seelen zu thun war, das war der folgende Vorfall. Ein Mann, deſſen Frau in Kindesnöthen lag, ging noch ſpät aus, um eine Hebamme zu holen. Aber er ſtieß auf dem Wege auf ſo viel Hinderniſſe, daß es nicht zu ſagen iſt. Inzwiſchen lag das arme Weib in ihren Schmerzen allein, und ſicherlich wäre das Kind ohne Taufe geſtorben, hätte der Mann — und das mein leiblicher Ohm — nicht zeitlich genug noch ſich durch Gebet geholfen.

Die beſte Hülfe aber verlieh einem von dem langen Wapper Geängſtigten ein Liebfrauenbild, denn da konnte

er nie vorbei. Man hat auch seit der Zeit begonnen, solche Bilder an allen Straßenecken aufzustellen, und das ist eine Hauptursache, warum er Antwerpen verlassen hat; denn jetzt spukt er am Ufer der See herum.

388.

Das Malagyspferdchen.

Aus einer Handschrift des sechzehnten Jahrhunderts mitgetheilt von Jaek van de Velde.

Am Montage nach dem kleinen Tuindag (Kirmeß) des Jahres 1521 gingen drei Jungfrauen, Magdalena Ghyselin, Lucia Larmeson und Maxima van den Driessche, welche in der Recolletenstraße zu Ypern neben einander wohnten, gegen Abend zusammen durch die Stadt spazieren. In der Tempelstraße angekommen, bemerkten sie plötzlich ein kleines Pferd, welches herrenlos umherzuirren schien. Dieses Pferdchen war so wunderbar schön, daß die drei Mädchen staunend stehen blieben, um es zu beschauen. Es hatte eine schneeweiße Haut ohne Haare und ganz glatt; auf jedem Hinterschenkel stand, wie darauf gestickt, ein grüner Papagei und um den Bauch hingen viele Blumenranken; seine Beine waren rund, wie gedrehte Säulchen; goldene Franzen bildeten die Mähne und der Schwanz war aus bunten Bändern zusammengesetzt. Dazu lag auf dem Rücken des schönen Thieres ein kostbarer Sattel von rothem Damast.

Während die Jungfrauen nun so da standen und vor Verwunderung schier außer sich waren, kam von ferne ein Reitknecht zugelaufen, welcher der Herr des Pferdchens zu sein schien. Als derselbe die Mädchen bemerkte, wandte er sich freundlich zu ihnen und fragte sie, ob sie wohl schon ein so schönes Pferd gesehen hätten?

und alle drei antworteten einstimmig ein langes Nein. „Das glaube ich gerne", fuhr darauf der Reitknecht fort, „denn dieß Thierchen stammt aus Japonien. Heute erst bin ich mit demselben in die Stadt gekommen, wo man über seine wunderbaren Eigenschaften wohl noch mehr staunen wird, als über seine Gestalt. Es läßt sich von keinem Manne bereiten und wird jeglichen alsbald abwerfen, der solches wagen sollte; Mädchen aber trägt es gar gerne und ihr sehet, daß auch der Sattel nur für Frauen gemacht ist. Wollen diese es besteigen, so beugt es alsbald seine Kniee, um auf dem Rücken sie zu empfangen. Gelüstet es euch, schöne Jungfrauen, einen kleinen Spaziergang mit dem Pferdchen zu machen, so setzet euch nur alle zusammen darauf und sagt, wo ihr wohnt, oder wohin ihr wollt, und es führt euch alsbald dahin, wie erfreut ob der edeln Last."

Magdalena, welche das kühnste der drei Mädchen war, fragte ihre beiden Freundinnen, ob sie deß zufrieden wären, und erbot sich zugleich, vorne zu sitzen und den Zügel zu führen. Und die andern waren deß zufrieden, und der Reitknecht rief, das Thier streichelnd: „Sa, Malagyspferdchen, beuge deine Kniee, damit die Jungfrauen aufsitzen können." Das Pferdchen that das, und der Reitknecht sprach, während die Mädchen in dem Sattel saßen: „Nun sagt nur, schöne Jungfrauen, wohin ihr wollt; ihr sollt alsbald an Ort und Stelle sein." — „Nach Hause", antworteten alle drei zugleich, „wir wohnen neben einander in der Recolletenstraße." — „Sa, Malagyspferdchen, hast gehört?" frug der Reitknecht; „nun sei folgsam und führe die Jungfrauen hübsch sachte fort."

Magdalena nahm den Zaum, der aus seidenen Schnüren geflochten war, in die Rechte, und das Pferdchen schritt fort, und so leise, daß man kaum seine Tritte

hören konnte. Nach und nach wurde sein Lauf immer schneller und endlich schoß es wie ein Pfeil fort, nicht aber auf dem Wege zur Recolletenstraße, sondern zum Thore hinaus und über das Feld weg, immer weiter und weiter. Der Abend nahte schon, es wurde dunkel und das Pferdchen lief noch stets auf Wegen, die den Jungfrauen durchaus unbekannt waren, bis es auf einmal vor einem hellerleuchteten Schlosse, aus dem schallende Musik tönte, stille hielt. Im selben Augenblicke öffnete sich das Thor und sie ritten willenlos hinein, gefolgt von dem Reitknechte, der das Thor hinter ihnen wieder schloß. Im Innern des Schlosses angelangt, sahen sie eine hohe Seitenthüre sich öffnen und viele reichgekleidete Frauen auf sich zukommen; in dem Saale, aus welchem diese traten, stand eine mit Speisen und Getränken wohlbesetzte Tafel, und am Ende derselben ein Sessel, auf dem ein großer Herr saß, wie sie alsbald erkannten, der Herr des Hauses. Die Frauen halfen den drei Mädchen von dem Pferde, welches dazu wieder die Kniee bog, und führten sie in den Saal. Anfangs baten die Jungfrauen höflich um Verzeihung für ihre unzeitige und plötzliche Ankunft auf dem Schlosse und entschuldigten sich mit vielen Worten, daß sie nicht in den Saal zu kommen wagten; aber das half alles nichts, sie mußten hinein. Noch hatten sie ihre erstaunten Blicke nicht sättigen können an den schönen Gewändern der vielen Frauen und Mädchen, als ihr Auge auf den großen Herrn fiel. Dieser trug einen weiten Talar von Damast und auf dem Haupte eine Art von Turban, der mit vielen Diamanten und andern Edelsteinen ganz bedeckt war; er empfing die Jungfrauen auf das zuvorkommendste und wußte ihnen so wohl zu schmeicheln, daß sie ein Plätzchen an dem Tische annahmen und die kostbaren Speisen mit verzehren halfen.

Als das Mahl geendet war, da gedachten sie, sich wieder auf den Rückweg zu begeben, und wollten eben den freundlichen Herrn um einen Führer bitten, der sie wieder zu ihren Eltern brächte, als derselbe sich erhob und sprach: „Meine lieben Gäste, da das Malagyspferdchen uns das Glück verschaffte, diese schönen Jungfrauen in unserer Mitte zu sehen, so wollen wir streben, ihnen den Abend auch recht angenehm zu machen. Lasset uns darum Pfänder spielen."

Kaum hatte der Herr die Worte gesprochen, als die Frauen und Mädchen aufsprangen und sich in einen Kreis stellten, in dem sie jedoch drei Stellen für die Jungfrauen offen ließen. Margaretha Ghyselin sah das wohl; sie wollte aber nicht in den Kreis treten und sprach: „Ich spiele nicht mit, denn meine Eltern würden zu unruhig, wenn ich länger hier bliebe"; und dasselbe sagten auch die beiden andern Mädchen; aber in demselben Augenblicke leuchteten die Augen des großen Herrn in so unheimlicher Gluth und überzogen sich seine Züge mit so düsterm Unmuthe, daß die drei Jungfrauen erschrocken und zitternd sich mit in die Runde setzten. Nun begann das Spiel; der Herr sprach einige Worte, welche die andern alle schnell nachsprechen mußten. Die Jungfrauen konnten aber nie die Worte behalten, und so mußten sie immer Pfänder geben, und das dauerte so lange, bis sie Ohrringe, Goldketten, Ringe, Armbänder und endlich selbst ihre Kleider gegeben hatten und in den Hemdärmeln da standen. Da erhob sich der große Herr abermals und sprach: „Ehe wir, meine lieben Gäste, zur Austheilung der Pfänder gehen, wollen wir zuvor auf die Gesundheit des Malagyspferdchens trinken, welches die Jungfrauen so wunderbar auf unser Schloß geführt hat." Zu gleicher Zeit sprühten die Augen der anwesenden Frauen, wie von kleinen Flämmchen, welche

die drei Mädchen faſt blendeten. Der Reitknecht trat in den Saal und goß aller Gläſer friſch voll und reichte dieſelben auf einem Brette rund. Dann hoben alle die Gläſer und ſetzten ſie an den Mund, aber kaum hatte der erſte Tropfen die Lippen der Jungfrauen genetzt, als ſie wie aus einem ſchweren Traume erwachten und um ſich ſchauend zu ihrem großen Erſtaunen bemerkten, daß ſie in thaunaſſem Graſe unter freiem Himmel lagen, und zwar am Boden einer tiefen Grube auf dem Kemmelberg, zwei Stunden Weges von Ypern. Das wußten ſie aber nicht, daß ſie ſo nahe an der Stadt waren, und darum waren ſie doppelt untröſtlich, denn was wollten ſie halbnackt und mitten in der Nacht an dem unbekannten Orte beginnen? Sie kletterten langſam aus der Grube und irrten lange auf dem Berge umher, bis ſie endlich an ein einſames Bauernhaus kamen, wo ſie anklopften. Der Bauer ſtand auf und fragte: „Wer iſt da?" Die Jungfrauen erzählten ihm offen alles. „Aha", ſprach da der Bauer, „ihr ſeid alſo auf dem Hexentanze da droben geweſen, wenn ich recht höre." — „Ach lieber Mann", baten die Mädchen da, „laßt uns doch ein und gebt uns Kleider." — „Thu es nicht, Mann", ſchrie das Bauernweib, „es ſind Hexen! Pack ſie nur, wir wollen ſie verbrennen." Und der Bauer ſprach: „Du haſt recht, Frau", und griff Magdalena beim Rocke, während die beiden andern Mädchen flüchteten. Magdalena rang aus allen Kräften mit dem Manne und entkam nicht anders, als mit Zurücklaſſung ihres Rockes.

Lucia und Maxima waren hoch erfreut, ſie wiederzuſehen. Nachdem die armen Mädchen etwas ausgeruht, begannen ſie ihre Wanderung von neuem. An einer kleinen Herberge hielten ſie an und klopften, und als der Wirth fragte, wer ſie ſeien, ſprachen ſie, daß Räuber ſie überfallen und ausgeplündert hätten, und baten als-

dann um Aufnahme. Der Wirth war ein Mann von gar mitleidigem Herzen, und er öffnete alsbald seine Thüre und gab den Jungfrauen Speise und Trank und Kleider. Als sie ihm aber nun ihre Namen nannten, da wußte er vor Freude nicht, was er that, denn Magdalena's Vater war ein guter Bekannter von ihm, und er hieß dem Knecht zur Stunde die Pferde an den Wagen spannen, um die Mädchen also recht bequem nach Hause zu bringen.

Die Pferde waren schon über eine Stunde lang rüstig fortgeschritten, als der Wirth bemerkte, daß er den Weg verfehlt hatte. „Das ist doch schön", sprach der brave Mann, „ich weiß den Weg von Kemmel nach Ypern so gut als mein Vaterunser, und verfehle ihn heute und kann auch die Pferde nicht zum Stehen bringen." Das verhielt sich auch wirklich also, der Wagen flog fort, wie fortgeblasen, über Hecken und Sträuche, durch Bäche und Wiesen, durch Dick und Dünn. Der Wirth konnte das nicht begreifen, den drei Jungfrauen war es aber klar, denn sie sahen vor den Pferden eine Gestalt, die sie als die des Malagyspferdchens erkannten.

Endlich stand der Wagen auf einer breiten Heerstraße still; im selben Augenblicke sahen die Mädchen und der Wirth in der Ferne die ersten Strahlen der Morgendämmerung. „Die Hexen von dem Kemmelberge haben meinen Pferden das angethan", sprach der Wirth und wandte sich alsdann schnell zu einem eben vorübergehenden Landmanne, den er fragte: „Sagt mir doch, Freund, was das hier für ein Weg ist und wohin der führt. Ich könnte den Weg von Kemmel nach Ypern blindlings machen, und dennoch weiß ich nicht, wo ich hier bin." — „Das will ich euch gerne glauben", antwortete der Bauer, „ihr seid sicherlich zehn Stunden von Ypern; der Weg hier führt von Steenvoorde nach Kassel."

Nur mit vieler Mühe konnte der brave Wirth die drei Jungfrauen noch an dem Tage nach Ypern bringen. Was die Eltern für Freude hatten, kann man sich leicht vorstellen.

Ein Jahr später heirathete Magdalena Ghyselin, und sie ließ bald nachher die wunderbare Geschichte auf die Wände ihres schönsten Zimmers malen und Jahr und Datum dazusetzen.

Die Grube, in welcher die drei Jungfrauen sich wiedergefunden hatten, bekam zum Andenken an die Begebenheit den Namen „Kinderput".

381.

Die wunderliche Orgel.

Mündlich; mitgetheit von Lehrer Leonh. Eckhoute in Segelsem.

Ein Reisender kam eines Tages in die Gegend des Dorfes Flobeck (Provinz Hennegau), welches unfern Krekelberg liegt. Auf einer übrigens einsamen Ebene fand er ein Schloß, von dem her Musik ertönte und überhaupt ein gar freudig Treiben war. Er zögerte nicht lange und ging darauf zu und durchwanderte alle Säle, welche von einer unbeschreiblichen Pracht waren; aber er sah keinen Menschen darin. So kam er endlich auch auf den Hof und traf auf demselben eine ziemlich zahlreiche Menschenmenge, welche sich weidlich ergötzte.

Bald lockten ihn die Töne einer Orgel, welche so entzückend klangen, daß er in seinem ganzen Leben nichts ähnliches gehört hatte; es war, als hätte eine ganze Regimentsmusik gespielt, und doch blieb der Ton so sanft, daß es einem ganz wohl wurde, wenn man es nur hörte. Einer von der Gesellschaft trat auf den Reisenden zu und lud ihn ein, Platz zu nehmen, und das that er

gern, und er ſetzte ſich neben den, der die Orgel drehte. Das Spiel gefiel ihm aber ſo ſehr, daß er für ſein Leben gern auch einmal die Orgel gedreht hätte. Das geſtand der Spielmann ihm mit der größten Freude zu, und er lud die Orgel auf ſeine Kniee und begann zu drehen. Kaum hatte er ein paar Mal gedreht, als die Wundertöne begannen und der Reiſende, hingeriſſen von der Milde derſelben, ausrief: „Jeſus Chriſtus, was iſt das ſchön!“ Zur Stunde war alles verſchwunden, und der Reiſende ſah eine große Katze, deren Schwanz er gedreht hatte, ſtatt der Orgel auf ſeinem Schooße, und das Thier miauzte auf eine ohrenzerreißende Weiſe. Wo das Schloß geſtanden hatte, lag ein großer Düngerhaufen.

382.

Die verſchwundene Herberge.

Mündlich; mitgetheilt von Lehrer L. Vermeiren in Verrebroek.

Eine halbe Meile von Verrebroek liegt das Dörfchen Vracene. Eines Abends wollte ein Mann von da zurückkehren, verirrte ſich jedoch und kam von dem Wege ab, und lief ſo lange herum, bis er plötzlich vor einer Herberge ſtand, in welcher eine große Geſellſchaft ſich bei Spiel und Wein erluſtigte. Der Mann trat ein und wurde freundlich empfangen; auch bot man ihm ſogleich einen Becher ſchäumenden Champagners, und den nahm er mit vielem Vergnügen an und neigte ſich höflich vor dem, welcher ihn brachte, und ſprach: „Geſegne es Gott.“ Plötzlich war alles verſchwunden, und der Mann ſaß allein mit ſeinem Becher auf einem Haſelſtrauche.

Der Becher iſt noch lange nachher in dem Dorfe Verrebroek bewahrt geblieben, und viele Leute erinnern ſich, ihn noch geſehen zu haben.

383.

Violiniſt betrogen.

Mündlich; mitgetheilt von Jack van de Velde.

Ein alter Violiniſt hatte bei der Kirmeß zu Opbrakel aufgeſpielt und kehrte mit gefüllten Taſchen und ſeelenzufrieden nach Hauſe zurück. Um aber nach Niederbrakel zu kommen, mußte er durch einen Buſch. Es war ſchon Mitternacht und Kartof, das war der Name des alten Künſtlers, ging noch immer in dem Buſche; da ſteckte er zufällig die Hand in ſeine Hoſentaſchen und fühlte ſeine Pfeife. „Ach", ſprach er zu ſich ſelbſt, „hätte ich doch nur ein bischen Feuer, wie genüglich könnte ich ein Pfeifchen rauchen." Kaum hatte er das Wort aus dem Munde, als er in der Mitte des Buſches, etwa einige hundert Schritte von ſich ab, ein Licht gewahrte. Er ging darauf zu und ſah, als er näher kam, daß es ein großes Holzfeuer war, um welches herum viele Männer und Frauen Hand in Hand ſprangen und tanzten. „Liebe Herren und Frauen, ich wünſche euch einen vergnügten Abend", ſprach Kartof; „wollet ihr mir nicht geſtatten, die Freiheit zu gebrauchen, daß ich mich eines Bischens von dem Feuer da bediene?" — „Gern, gern", ſprachen die Tänzer, und jeder ſprang zu, um dem Spielmann Feuer zu geben, und bald blies er fröhlich dicke Rauchwolken von ſich. Da ſahen die Tänzer Kartofs Geige, und ſie fragten ihn, ob er ihnen nicht eine Quadrille aufſpielen wollte. „Ah, warum nicht?" ſchmunzelte der Alte, und zugleich gingen alle weg und führten ihn in ein großes Schloß, wo ſie ihm einen mächtigen Becher Weins boten. Der Spielmann ſtimmte ſeine Geige und begann zu fiedeln, und die Männer und Frauen tanzten luſtig und, was das Beſte war, jedesmal, wenn ſein Arm ſinken wollte, ſprang einer zu ihm hin und warf

ihm ein Goldstück in die Höhlung des Instrumentes. Das gefiel dem Alten über die Maaßen und er strich immer lustig zu und trank von Zeit zu Zeit einen tüchtigen Schluck, und das dauerte so lange, bis die Augen ihm vor Schlaf zusanken.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als Kartof erwachte und einmal um sich schaute, um zu sehen, ob er denn nicht geträumt habe. Da fand er denn, daß er nicht, wie er meinte, in einem schönen und großen Schlosse lag, wohl aber in der Mitte des Waldes und neben einem großen Haufen Holzasche, in dem einzelne Kohlen noch glimmten. Erstaunt riß er sich auf und griff nach seiner Geige, aber die war nicht gar schwer, auch rasselte kein Gold darin; und als er die Höhlung leerte, da fielen nur gelbe Buchenblätter auf den grünen Rasen nieder.

Da sah er nun wohl, daß ein Spuk ihn betrogen hatte, und dieß wurde ihm um so klarer, als er sich nicht erinnern konnte, je ein solches Schloß, wie das war, worin er gewesen, in dem Walde gefunden zu haben. Er zündete seine Pfeife an den glimmenden Kohlen stille an und ging mit dem festen Entschlusse nach Hause, nie mehr um so späte Stunde noch den Wald zu durchschreiten.

384.

Der Fiedler auf dem Galgenfelde bei Antwerpen.

Mündlich von L. Bleeschouwer.

Bei Antwerpen liegt ein großes Feld, wo ehemals der Galgen gestanden; davon heißt das Feld Galgenfeld. Jenseits desselben wohnte vor langer Zeit in einem kleinen Häuschen ein Fiedler, und das war ein lustiger, mun-

terer Mann, und er mußte auch zu allen Hochzeiten und Kindtaufen in der Stadt aufspielen, denn ein jeder sah ihn gern.

Eines Abends kam er spät aus der Stadt, wo er auf einer Hochzeit eben seine besten Weisen hatte hören lassen, und wollte quer über das Galgenfeld nach Hause gehen. Da stieß er aber unterwegs plötzlich auf eine große Menge Frauen, die tanzten und guter Dinge waren; und ein wenig weiter traf er wieder viele hundert an, die an köstlich besetzten Tafeln saßen und schmausten. Er rieb sich die Augen, denn er wußte nicht, ob er wach war oder träumte, und blieb verwundert eine Weile stehen. Da trat eine von den Frauen zu ihm und sprach: „Ei, Spielmann, so spielt uns doch ein Stückchen", und er ließ sich nicht lange erbitten, nahm Platz, setzte die Fiedel an und strich wacker auf und ab, und die Tafelnden erhoben sich und faßten einander mit den Händen und tanzten. Als der Tanz nun zu Ende war, kam eine von den Frauen auf ihn zu und reichte ihm einen silbernen Becher mit Wein, daß er daraus tränke; und er nahm den dankend an und sprach: „Nun, meine höchst verehrten Herrschaften, auf eure Gesundheit! Gott gesegne es euch!" — Aber kaum hatte er das letzte Wort aus dem Munde, da husch war alles verschwunden und er fand sich allein mit seinem Becher und seiner Fiedel und saß — auf dem Galgen. Nur mit vieler Mühe und Gefahr kam er mit Anbruch des folgenden Tages da herunter. Den Becher behielt er natürlich für sich und hat ihn lange verwahrt und vielen Menschen gezeigt, denen er von der Sache gesprochen.

385.

Ein Ritt auf Kälbern.

Mündlich von M. van der Voort.

In dem Dorfe Capelle, drei Stunden von Antwerpen, lebte ein ehrbarer Bauer, und deſſen Frau war eine Hexe und beſuchte jeglichen Sabbat. Einmal fragte ſie Abends ihren Mann, ob er nicht mitgehen wolle, und da der Bauer von Natur ſehr neugierig war, ſtimmte er gern ein. Die Frau holte zwei Kälber aus dem Stalle, beide ſetzten ſich auf, die Frau befahl ihm noch, kein Wort zu ſprechen, und rief alsdann:

Over haeg en over heg!
tot Keulen in den wynkelder,

(Ueber Hag und Hecke bis nach Köln in den Weinkeller) und huſch ging es durch die Luft fort und immer weiter bis an ein großes Waſſer. Da machten die Kälber einen Sprung, und ſie waren an dem andern Ufer. Der Bauer war darüber ſo verwundert, daß er laut ſchrie: „God zegen ons alle, wat ſprong voor een kalf!“ (Gott ſegne uns alle, welcher Sprung für ein Kalb!) Aber in demſelben Augenblicke war das Kalb verſchwunden und der Bauer ſtand allein auf dem Felde und in einem fremden Lande. Am andern Morgen fragte er einen Vorüberkommenden, wo denn doch das Dörflein Capelle läge. Das wußte der Mann ihm aber nicht zu ſagen. Da fragte er weiter, wo denn die weitberühmte Stadt Antwerpen gelegen ſei. — „Ah“, ſagte der Mann darauf, „da könnt ihr noch manchen Tag wandern, um dahin zu kommen, denn die liegt bei ſechzig Stunden von hier.“

386.

Fahrt nach Spanien.

Mündlich von J. Moraels.

Ein Bootsmann zu Dünkirchen hatte ein kleines Schiff, wovon er jedoch wenig Gebrauch machte, und es lag meistens ruhig landfest in dem Hafen. Jeden Morgen aber, wenn er es nach alter Gewohnheit besuchen ging, fand er, daß jemand Unreinlichkeit auf das Verdeck gemacht hatte. Das ärgerte ihn und er hätte gern gewußt, wer eigentlich der Thäter war, denn an diesem möchte er einmal recht sein Müthchen gekühlt haben. Er versteckte sich darum in einer Nacht in die Kajüte, um die Ankunft des Buben abzuwarten, und nahm eine gute Sackpistole mit, welche er vorher mit einer bedeutenden Ladung Schrot versehen hatte.

Bis Mitternacht regte sich nichts. Kaum hatte es aber zwölfe geschlagen, als er ein wunderlich Getöse auf dem Verdecke gewahrte. Er sprang schnell hervor, um seine Pistole auf den Missethäter abzufeuern; aber wie erstaunte er, als er das ganze Schiff voll Leute sah. Seine Angst wuchs noch, als er hörte, wie sie zu einander sprachen: „Haltet's landfest ein! So, nun noch ein wenig; jetzt spannt die Segel!" Alles geschah auf der Stelle; dann sprach eine andere Stimme: „He, Capitain, wohin sollen wir die Nacht segeln?" Eine leisere Stimme antwortete; „Nach Spanien." Kaum waren die Worte gesprochen, als der Bootsmann merkte, daß das Schiff mit reißender Schnelligkeit durch die Wellen der See flog. Es dauerte jedoch nicht lange und eine starke Männerstimme rief: „Ans Land! Ans Land!" Zugleich war die ganze Schiffsgesellschaft verschwunden und der Bootsmann hörte nichts mehr. Er wagte sich nun aus der Kajüte und sah eine durchaus

fremde Küſte ſich weit vor ſeinen Augen ausdehnen. Verwundert und doch auch bebend ſtieg er ans Land und ging ein wenig einwärts, wo er beim hellen Mondſchein alsbald ein prächtiges Schloß gewahrte, an deſſen Thor eine Schildwache ſtand. „Wer da?“ rief der Soldat dem Bootsmanne auf gut Spaniſch zu, und dieſer, der mit den Spaniern tagtäglich Umgang hatte und ſich ein bischen in der Sprache helfen konnte, erklärte offen, wer er ſei, und fragte, ob es denn wirklich Spanien ſei, wo er nun ſich befände. Der Soldat antwortete: „Ja, gewiß; ſieh doch nur um dich, denn in deinem Lande wachſen die Citronen und Apfelſinen und Feigen doch nicht an den Landſtraßen.“

Mit Kopfſchütteln entfernte ſich der arme Bootsmann, pflückte von den nächſten Bäumen ſich die Taſchen voll Apfelſinen und andern Südfrüchten und ging langſam wieder dem Schiffe zu, wo er ſich in die Kajüte ſetzte. Kaum hatte er Platz genommen, als er die Stimmen wieder vernahm und gewahrte, daß alle wieder auf dem Verdecke waren. Die Matroſen eilten an ihre Plätze, der Capitain rief: „Segel auf! Nach Dünkirchen!“ und das Schiff flog wieder auf die hohe See.

Nach einer Viertelſtunde hörte er ein kräftiges: „Halt! Segel ein! Landfeſt das Schiff!“ Alles geſchah. Dann ſprach eine andere Stimme: „Wer muß heute den Schiffsmann bezahlen?“ Eine Frauenſtimme entgegnete lachend: „Heute iſt es an mir, wenn ihr erlaubt.“ Die andern lachten laut dazu, und die Frau ging hinter ein Kajütenfenſter und machte dort Unreinlichkeit, welche der Bootsmann ſpäter fand. Nachdem das geſchehen war, verſchwand alles.

Obgleich der Bootsmann übel gelaunt war über die ſchlechte Bezahlung, war er doch zufrieden, auf dieſe Weiſe einmal in Spanien geweſen zu ſein. Er ging

nach seiner Wohnung zurück und erzählte seiner Frau, was ihm widerfahren war; aber die hielt den Spott mit ihm und sprach, er habe geträumt. Da zeigte er ihr die frischen Apfelsinen, welche er vor einer halben Stunde erst gepflückt hatte, und da konnte sie wohl nicht mehr zweifeln. Die Geschichte war bald in der Stadt herum, und man kann sie noch heute daselbst von Jung und Alt hören.

387.

Hase spricht.

Mündlich von Lehrer Heinr. Coppens.

Zu Ottergem bei Aelst zog einmal ein Jäger mit seinem Gewehre auf die Jagd. Eben war er im Felde, als er von ferne einen Hasen erblickte, welcher auf ihn zusprang und beinahe im Schußbereich wieder umkehrte. Dieses gebührte zu mehren Malen, und der Jäger war nicht wenig verwundert darob. Noch mehr erstaunte er aber, und er erschrak dabei, als ein außergewöhnlich großer Hase plötzlich auf ihn zuschoß und ihn mit rauher Stimme fragte: „Sind die andern schon lange weg?"

Der arme Jäger nahm sich keine Zeit zur Antwort, sondern drehte dem Thiere den Rücken und lief, so schnell er konnte, nach Hause.

388.

Die kahle Wiese zu Doel.

Mündlich; mitgetheilt von Frau Courtmans.

Bei dem Dorfe Doel liegt eine Wiese und auf derselben ist ein großer Platz, wo seit Menschengedenken kein

Gras gewachsen ist. Das kommt daher, weil die Hexen ehedem — und zuweilen noch jetzt — dort sich versammelten und ihre teuflischen Tänze hielten. Darum ist der Platz verflucht.

389.

Das verwandelte Pferd.

Mündlich aus Bollebeck.

Auf einem großen Pachthofe zu Bollebeck wohnte ein Knecht, der bekam immer gar köstlich Essen von der Pachterin und wurde trotzdem doch täglich magerer. Die andern Knechte fragten ihn häufig, woher das käme, aber er sprach immer, er wisse es nicht, bis endlich der Schäfer, der sein bester Freund war, auch ihn ausforschte. Diesem gestand er denn, daß die Pachterin jeden Abend an sein Bett käme und ihm einen Zaum überwürfe, wodurch er alsbald in ein Pferd verwandelt würde; dann setze sich die Pachterin auf ihn und ritte mit ihm in die Nacht hinein. „Das ist mir doch unglaublich", sprach der Schäfer darauf; „laß mich doch diesen Abend in deinem Bette liegen, ich möchte das Ding einmal probiren." Der Knecht war deß zufrieden und der Schäfer legte sich in das Bett.

Gegen zehn Uhr kam die Pachterin leise geschlichen und wollte ihm den Zaum überwerfen; er war aber behender, riß dem Weibe schnell den Zaum aus der Hand und warf ihn ihr selbst über den Kopf, und zur selben Sekunde stand sie als Pferd vor ihm. Er ritt die ganze Nacht mit ihr im Felde umher; als der Morgen dämmerte, eilte er jedoch mit ihr zurück, führte sie zum Pachter und sprach: „Meister, da ist ein Roßhändler im Dorfe, der wollte gern die Mähre quitt sein, er

fordert fünfhundert Franken dafür." — „Sie ist verkauft", sprach der Pachter, „komm in die Stube und ich will dir das Geld geben." — „Ja", bemerkte der Schäfer darauf, „aber ohne den Zaum, den will er wieder haben"; und der Pachter lachte und sprach, wenn das alles wäre, dann bliebe der Kauf Kauf, und er zahlte das Geld aus. Der Schäfer steckte es schnell in die Tasche und nahm der Mähre den Zaum ab — und die Pachterin stand leiblich vor ihnen und fiel ihrem Manne mit bittern Thränen zu Füßen, versprechend, sie wolle es nicht mehr thun. Der Schäfer behielt das Geld, nur mußte er geloben, nichts von der Sache zu sagen; das hat er auch gehalten bis auf sein Todesbette.

390.

Die Katzen von Ravels.

Mündlich von C. C. Stroobant.

Auf einer Weide, die der lange Reifen (den langen reep) heißt und bei Ravels, einem kleinen Dorfe, eine Stunde von Turnhout, liegt, sieht man einen weiten Sumpf. Dort halten die Hexen in Gestalt von Katzen jede Nacht ihre Versammlungen.

Einmal hatte ein Bauer gewettet, er wolle um zwölf Uhr Nachts, wenn alle Hexen am Tanzen wären, nach dem Sumpfe gehen und einen Stock hineinstecken. Das that er auch wirklich; als er aber zurückkam, folgte ihm eine von den Katzen, und verließ ihn auch seit der Zeit nicht mehr, und der gute Mann nahm sich das also zu Herzen, daß er nicht lange nachher den Geist aufgab.

391.

Die Katzen von Stockhem.

Mündlich von M. van der Voort.

Es war einmal ein Mann in Stockhem (welches bei zwanzig Stunden von Antwerpen liegt), und der hatte eine Frau, und die kam ins Kindbett. Und als das Kind glücklich zur Welt gekommen war, da zog er seinen Sonntagstaat an und lief zur Schwiegermutter, um dieser die freudige Nachricht zu bringen. „Hei", sprach die Schwiegermutter, „das weiß ich schon, man hat mir's eben schon gesagt." Darob war der Mann höchlich erstaunt, denn es wußte keine Seele in ganz Stockhem etwas davon, und die Mutter der Frau wohnte noch gar eine gute halbe Stunde vom Dorfe ab.

Als der Mann nun wieder auf dem Rückwege war und so still an dem Bache hinging, der neben der Straße lief, da kam plötzlich eine Katze ihm nachgeschossen und sprang ihm zwischen den Beinen durch. Eine zweite folgte, und eine dritte und vierte bis gewiß zu dreißigen, und die umringten alle den Mann und trieben es so arg, daß er den Stock nahm und mitten in den Haufen hineinschlug. Aber er hatte gut schlagen, der Stock fuhr durch, und die Katzen warfen ihn zum Lohn dafür in den Bach, wo sie ihm noch seine silbernen Hosen- und Schuhschnallen abrissen.

Naß und müde kam der arme Mann zu Haus an; dort ließ er alsbald den Pfarrer rufen und erzählte dem die ganze Geschichte. „Ah", sprach der Pastor, „ich merke schon, was da im Spiele ist. Das Einzige, was ich euch sagen und rathen kann, ist: gebt keinem Menschen etwas, der euch an der Thüre anbettelt, wenn ihr wollt, daß Frau und Kind gesund bleiben sollen." Der Mann versprach solches und hielt es auch getreulich.

Am folgenden Morgen kam ein arm alt Weib an die Thüre und bat um einen Biſſen Brot; aber der Mann ſprach: „Geht eurer Wege, ich gebe nichts.“ Nachmittags kamen zwei ſteinalte Frauen, die einander führten; ſie wurden auf dieſelbe Weiſe abgewieſen. Greiſe, Krüppel, Kinder bettelten; keiner erhielt etwas, und das dauerte alſo mehr denn drei Wochen.

Die Frau war inzwiſchen wieder ganz geneſen und das Kind wurde von Tag zu Tage ſtärker und blühender. Eines Mittags ſaß die Frau mit dem Kinde auf dem Schooße im Hauſe, als wieder ein altes Weib kam und jämmerlich bettelte und anhielt und flehte, man ſolle ihr doch ein Stückchen Brot geben; ſie habe in zwei Tagen nichts über ihre Lippen gebracht. Der Mann war vernünftig und ſprach: „Nein, geht nur, ich gebe euch nichts.“ Der Frau wurde aber das Herz weich und ſie lag dem Manne ſo lange an, bis er der Alten ein Stück Brot gab.

Kaum war die Frau mit dem Kinde wieder in die Stube getreten, als ihr das Kind von unſichtbarer Hand weggeriſſen und gegen die Decke geſchleudert wurde, worauf es dann zu Boden fiel, daß man hätte meinen ſollen, es wäre nicht mit dem Leben davon gekommen. Die Frau bekam zu gleicher Zeit einen Ruck, daß ſie in die Ecke ſtürzte. Alles ſchrie und heulte. Der Mann lief zum Pfarrer und bat ihn um ſchnelle Hülfe. Der gute Geiſtliche kam auch alsbald, aber er gab Frau und Kind ſogleich verloren. Und ſo geſchah es auch. Beide ſtarben innerhalb acht Tagen.

47.

Schreiben des Herrn von Bismarck.

Berlin, den 30. Juni 1866.

Ew. Majestät haben mich durch Allerhöchstes Handschreiben vom 28. d. M. zu Allergnädigst Dero Bevollmächtigten für die Unterhandlungen ernannt, welche zu dem Zwecke eingeleitet sind, um den Frieden mit Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich und Sr. Majestät dem König von Italien herzustellen. Ich habe mich beeilt, diesem Allerhöchsten Befehle Folge zu leisten, und bin in Nikolsburg eingetroffen, wo ich Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich meine Aufwartung gemacht habe. Ich habe Sr. Majestät Allerhöchstdero Vollmacht vorgelegt und Sr. Majestät Allerhöchstdero Wünsche ausgesprochen. Sr. Majestät der Kaiser von Österreich hat mir Allerhöchstdero Vollmacht vorgelegt und mir Allerhöchstdero Wünsche ausgesprochen. Ich habe mich mit Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich über die Präliminarien des Friedens geeinigt, und ich habe die Ehre, Ew. Majestät anbei die Präliminarien des Friedens, wie sie zwischen Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich und mir vereinbart worden sind, zu Allergnädigster Genehmigung zu unterbreiten.

Ich habe mich beeilt, diesem Allerhöchsten Befehle Folge zu leisten, und bin in Nikolsburg eingetroffen, wo ich Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich meine Aufwartung gemacht habe. Ich habe Sr. Majestät Allerhöchstdero Vollmacht vorgelegt und Sr. Majestät Allerhöchstdero Wünsche ausgesprochen. Sr. Majestät der Kaiser von Österreich hat mir Allerhöchstdero Vollmacht vorgelegt und mir Allerhöchstdero Wünsche ausgesprochen. Ich habe mich mit Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich über die Präliminarien des Friedens geeinigt, und ich habe die Ehre, Ew. Majestät anbei die Präliminarien des Friedens, wie sie zwischen Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich und mir vereinbart worden sind, zu Allergnädigster Genehmigung zu unterbreiten.

48.

Schreiben des Herrn von Bismarck.

Berlin, den 30. Juni 1866.

Ew. Majestät haben mich durch Allerhöchstes Handschreiben vom 28. d. M. zu Allergnädigst Dero Bevollmächtigten für die Unterhandlungen ernannt, welche zu dem Zwecke eingeleitet sind, um den Frieden mit Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich und Sr. Majestät dem König von Italien herzustellen. Ich habe mich beeilt, diesem Allerhöchsten Befehle Folge zu leisten, und bin in Nikolsburg eingetroffen, wo ich Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich meine Aufwartung gemacht habe. Ich habe Sr. Majestät Allerhöchstdero Vollmacht vorgelegt und Sr. Majestät Allerhöchstdero Wünsche ausgesprochen. Sr. Majestät der Kaiser von Österreich hat mir Allerhöchstdero Vollmacht vorgelegt und mir Allerhöchstdero Wünsche ausgesprochen. Ich habe mich mit Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich über die Präliminarien des Friedens geeinigt, und ich habe die Ehre, Ew. Majestät anbei die Präliminarien des Friedens, wie sie zwischen Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich und mir vereinbart worden sind, zu Allergnädigster Genehmigung zu unterbreiten.

Jan, und der erbot sich, auf die Burg zu gehen und da zu bleiben, so lang man wollte, nur müsse man ihm alles Nöthige geben, um Kuchen backen zu können. Das wurde ihm zugesagt, und Jan zog am Abende nach der Burg.

In einem der schönsten Zimmer machte er alsbald Feuer und begann lustig zu backen. Als er damit eben im Gange war, ging die Thür auf und eine schwarze Katze kam hinein und setzte sich neben das Feuer, als wenn sie sich hätte wärmen wollen. Dann frug sie den kühnen Jan, was er mache. „Ich backe Kuchen, Freundchen", sprach Jan, und als er kaum das Wort aus dem Munde hatte, kamen noch sieben Katzen auf einmal durch die Thüre; eine von denselben schien die Oberin zu sein. Sie fragten Jan gleichfalls, was er da mache, und Jan antwortete wieder: „Ich backe Kuchen." Da faßten sich die Katzen mit den Pfoten und begannen zu tanzen, immer rund herum. Jan aber füllte die Pfanne mit Butter und ließ die schmelzen und recht heiß werden, und alsdann warf er sie den Katzen aufs Fell, und zur Stunde verschwanden sie allesammt.

Am andern Tage hieß es im Dorfe, des Schuhmachers Frau sei am ganzen Leibe schwarz verbrannt, und der Soldat wußte genug und versicherte die Bauern, daß es fortan auf der Burg nicht mehr spuken werde. Und so war es auch, denn die Katzen wagten nun nicht mehr wiederzukommen.

394.

Die Katzen auf dem Thurme.

J. Bodini de magorum daemonomania l. IV. Basil. 1581. libr. III. Hauber, Bibliotheca, acta et scripta magica. II, Stück 17, S. 302.

Zu Amsterdam lebte um 1556 eine arge Hexe, die hieß Bametje. Diese hatte unter andern auch mehre arme Waisenkinder bezaubert. Die pflegten oft als Katzen an dem Thurme der alten Kirche heraufzuklettern, mit den Klauen auf den Glocken zu spielen und dabei mit heller Stimme zu singen:

Wir wollen von hinnen nimmer weggehn,
Bis wir Bametje im Feuer sitzen sehn.

Zuweilen wiesen sie auch mit den Klauen von sich, als wollten sie den Umstehenden, welche jedoch nichts sahen, Bametje zeigen.

395.

Die schlummernde Katze.

Mündlich von Adalse van Swygenhoven.

Zu Etterbrügge saßen die Leute in einem Hause Abends um den Heerd herum und erzählten sich. Da kam plötzlich eine Katze und setzte sich auf einen Stuhl neben das Feuer. Es dauerte nicht lange, da nickte die Katze schläfrig mit dem Kopfe, und nickte so lange, bis sie von dem Stuhle herunter und in die Flamme stürzte, aus der sie jedoch schnell wieder herausſprang und flüchtete; und zu gleicher Zeit hörten die Leute die Worte: „Sapperlot, da hätte ich mich garstig verbrennen können.“

Am andern Tage erfuhr man, daß der Nachbarin Haare wie vom Kopfe abgebrannt waren.

396.

Der verſchwundene Schuh.

Mündlich von Adalſe van Swygenhoven.

Bei Etterbrügge in einem Pfarrdorfe lag der Paſtor noch Abends ſpät im Fenſter und ſchaute in die ſtille Nacht hinaus. Da ſah er plötzlich eine Menge ſchwarzer Katzen, die vor ſeinem Hauſe tanzten und ſprangen und ein freudiges Gemauze anſtimmten. Das wunderte den Pfarrer und er nahm einen ſeiner Schuhe, auf dem noch eine ſilberne Schnalle war, und warf den mitten in das Katzenvolk hinein. Zur Stunde verſchwanden alle; als er aber hinunterkam und die Thüre öffnete, um ſeinen Schuh wiederzuholen, da war der auch verſchwunden.

397.

Geſpenſter zu Amſterdam.

Philipp von Zeſen, Beſchreibung der Stadt Amſterdam. Amſterdam 1664. S. 173—179.

E. D. Hauber, Bibliotheca, acta et scripta magica. Gründliche Nachrichten und Urtheile von ſolchen Büchern und Handlungen, welche die Macht des Teufels in leiblichen Dingen betreffen. Lemgo 1738—1740. II, Stück 17, S. 293.

In dem Jahre 1555, demſelben, wo König Philipp von ſeinem Vater die Herrſchaft über die Niederlande empfangen, ward ein Frauenmenſch, Namens Meins Kornelis von Purmerend nach dem zwanzigſten Tage ihrer Gefängniß als eine Zauberin und Hexe auf den ſieben und zwanzigſten Hornung in Amſterdam zum Feuer verurtheilt und vom Scharfrichter öffentlich verbrannt.

Im Jahre 1535 hatte dieſe einmal bei Abweſenheit ihrer Herrſchaft Morgens am Feuer geſeſſen, als ſie auf einmal zehn bis zwölf Katzen zu ſich kommen ſah, welche wohl eine halbe Stunde Pfote an Pfote um ſie herum

getanzet und darnach wieder davon gelaufen waren. Des Abends darnach, als sie schlafen gehen wollte, fand sie eine von den Katzen in ihrem Bette, nahm sie bei dem Halse und warf sie durch die Oberthür ins Wasser. Aber stracks darnach lag dieselbige Katze ganz naß wieder in ihrem Bette, worob sie so erschrak, daß sie ihren Herrn und ihre Frau zu Hülfe rief, welche ihr auch zugelassen, an einem andern Orte zu schlafen. Weil ihr nun in fünf oder sechs Tagen nichts weiter begegnete, legte sie sich wieder in die frühere Kammer und vernahm auch in zehn oder elf Wochen nichts weiter. Aber ungefähr fünf Jahre hernach vermiethete sie sich bei einem Bürger, Namens Jacob Ruhl, dessen Frau sehr viel auf sie hielt, weil sie ihr von Verkaufen der Waaren und Empfangen der Gelder allezeit gute Rechnung ablegte. Allda hörte sie einstmals eine Frauenstimme, welche zu ihr sprach: „Spiele und gieb ihr was: du möchtest heute oder morgen dich verheirathen, alsdann kannst du etwas haben, wovon zu leben." Weil aber ihr Herr, dem sie solches erzählet, ihrem vielen Wachen die Schuld davon gab, schlug sie solches in den Wind.

Eine Zeit darnach ist sie wiederum, als sie des Abends vor dem Bette auf ihren Knieen gelegen und gebetet, einer Frauen Stimme gewahr worden, welche zu ihr gesagt: „Noch willst du nicht zulassen, deinem Herrn und deiner Frau etwas zu geben; darum auch dein Maul Fliegen soll fangen." Als sie sich auf dieses Gelaute umgewendet, wurde sie hinter sich vier Frauen in besonderer Tracht ansichtig, davon hatte die eine ein Schurztuch voll Steine, und jede warf ihr zwei oder drei derselben auf den Leib mit den Worten: „Deine Gosche soll Fliegen fangen." Darauf schmissen sie das Licht aus, ließen die Steine liegen und verschwanden. Des andern Tages war ihr ganzer Leib nicht anders,

als eine einzige Beule und so blau, wie eine Lunge. Die Nachbarn, welche davon hörten, setzten sie in einen Stuhl bei dem Heerd und kochten ihren Harn mit neuen Nadeln in einem neuen Topfe, damit diejenigen, welche ihr solches angethan, gezwungen würden, vor den Tag zu kommen. Darauf erschienen acht Frauen, auf unterschiedliche Weise gekleidet; die nahmen sie aus dem Stuhle heraus und warfen sie auf den Boden.

Später kam sie bei einem sichern Adrian Klasen zu wohnen und verlor daselbst fünfzehn oder sechzehn Kronen aus ihrem Kistlein. Sie sprach die Frau darüber an, die wußte aber nichts davon. Des Abends wollte sie zu ihrer Kammer gehen, wurde aber die Treppe hinabgeworfen, jedoch ohne einige Verletzung. Am andern Tage, als sie die Fässer scheuerte, trat ein junger Geselle, mit einer spanischen Kappe mit Sammt gefüttert auf dem Haupte und einem Degen mit silbernem Gefäß an der Seite, bei hellem Mittage zu ihr und fragte: „Wollt ihr keinen Freier haben? Hier steh' ich als ein junger Kerl." Zeigte ihr auch stracks das Säcklein mit den Kronen und sprach: „Da ist euer Geld in dem Säcklein; es ist vermehret und nicht vermindert." Sie sprach, sie wolle das vermehrte Geld nicht, sondern nur ihr eigenes; auch keinen Freier; worauf er mit dem Säcklein weggegangen und gesagt: „Ich will wiederkommen und anhalten: ihr müßt einen reichen Freier haben." Ist auch nach acht Tagen wiedergekommen, als sie des Morgens früh vor der Thüre gestanden, und hat sie also angeredet: „Neulich habt ihr euch geweigert, das Geld anzunehmen, darum will ich euch itzund was abschmieren." Hierauf hat er ihr Tuch vom Halse, den Rock in Stücke und einige Kräuter, welche ein Wundermeister ihr hineingenähet, herausgerissen, auch noch beigefüget: „Nehmt noch das Geld." Als sie aber um Hülfe gerufen und

ihr Herr hinzugekommen, ist er von Stund an weggelaufen.

Nach der Zeit hat sie sich verehlicht, auch keine Anfälle mehr von dem Gesellen gehabt, wohl aber von den Weibern, die sie immerdar knippen. Einstmals ist ihr Mann trunken nach Haus kommen und hat auf sie geflucht und gesagt: „Das Wild muß dir noch abgejagt werden." Damit risse er auch einen Degen von der Wand, mit dem er ihr den Kopf zu spalten vermeinet. Stracks hierauf kamen zehn oder zwölf Frauen, die zu ihr sagten: „Brecht das Messer, so kann es euch keinen Schaden thun", welches sie auch mit ihrer Hülfe verrichtet. Die Weiber warfen sie aber alsdann über die Thür auf die Gasse, richteten sie auch später noch zu verschiedenen Malen mit Schlägen und Stößen übel zu; vier Wochen darnach lief ihr Mann in den Krieg. Als der sie nun verlassen, sind gemeldete Weiber in einer Nacht gekommen und haben sie, da sie noch schwanger gewesen, oben auf das Haus gebracht und mit den Händen an das Dachfenster festgebunden, also daß sie mit der einen Hälfte des Leibes aus dem Fenster, mit der anderen Hälfte aber innerhalb gehangen.

Später hat sie noch viele Remedia gebraucht, hat aber alles nichts helfen wollen und sie nur ganz matt gemacht. Da ist auf einen Mittag eine ältliche Frau mit einem Oberyssselschen Mantel an ihr Bette gekommen, hat sie gegrüßet und gesagt: „Meins, ich bitte euch um Gotteswillen, daß ihr mir das, was ich euch zu Leide gethan, vergeben wollet." Und als sie geantwortet, daß sie es ihr gerne vergeben wollte, ist die Frau weggegangen mit Vorgeben, daß sie über anderthalb Stunden wiederkehren werde. Eben um diese Zeit aber ist ihrer Hausfrauen Tochter zu ihrer Mutter gelaufen kommen mit Bericht, daß sie nach Meinsen Kammer eine große

rothe Katze hätte laufen sehen, wovon Meins aber nichts gewußt. Als die Frau wiedergekommen, ist Meins mit ihr zuerst in die neue Kirche gegangen, da sie beide auf den Knieen gebetet, und alsdann auf den Damm. Daselbst hat sich die Frau auf der Treppe vor dem Rathhaus niedergesetzet und gesagt: „Wenn allhier ein Pfahl stünde, daran ich mit eisernen Ketten festgeschlossen wäre, und ein grimmiges Thier risse mir das Fleisch stückweise aus dem Leibe, so litte ich nicht nach meinem Verdienste.“ Von hier haben sie sich ferner nach dem Heiligthum zu begeben, und nachdem sie dreimal darum gekrochen, sind sie auf die Lambertsbrücke gegangen, wo die Frau etwas aus dem Aufschürzel gezogen, und, indem sie solches ins Wasser geschmissen, gesagt: „Da liegt all meine Bosheit und Schelmerei. Herr, ist es dein Wille und dieser Meins selig, so gieb ihr wieder, was ich ihr genommen.“ Hierauf ist die Frau von ihr geschieden und Meins nach Hause gegangen.

398.

Spinnräder tanzen.

Mündlich.

Eines Winterabendes saßen in Elsen drei Mägde an ihren Spinnrädern und spannen, und ein alter frommer Mann saß bei ihnen und erzählte Geschichten aus alter Zeit. Wie sie nun so still zusammen waren, da begannen plötzlich die drei Spinnräder zu tanzen und zu springen, so daß die Mägde nicht mehr spinnen konnten und der alte Mann nicht mehr erzählen mochte. Der Letzte sprach alsobald: „Seid getrost, Kinder, da ist Zauberwerk im Spiele“; und er legte seine Hand auf die Spinnräder und sprach: „In Gottes Namen

lege ich meine Hand auf euch, daß ihr nicht mehr tanzet.“ Die Räder aber tanzten ungestört weiter. Da legte der alte Mann seine beiden Hände darauf und sprach abermals: „In Gottes Namen lege ich meine zwei Hände auf euch, daß ihr nicht tanzet.“ Die Räder aber tanzten nichts desto weniger und der Mann sagte: „In Gottes Namen kann ich nichts mehr thun, und darum lasse ich davon ab.“

Am andern Abende kamen die Mägde mit dem alten Manne wieder zusammen, und sie saßen kaum da, als die Spinnräder aufs neue anfingen zu tanzen. Da stand der Mann von seinem Stuhle auf, zündete einen Span am Heerde an und leuchtete damit herum auf der Erde. Und als er auch an die Spinnräder kam, da siehe, lagen darunter drei große Kröten, die nun schnell fortspringen wollten. Zwei entkamen auch, die dritte fing der Mann aber und warf sie ins Feuer, und alsbald standen die Spinnräder still.

399.

Zauberin steckt Sankt Jans Thurm in Braud.

Msc. von d'Obercourt: Dorsprong van Nederlandt. S. 227.

Montag den zweiten September des Jahres 1595 war ein groß Unwetter, und es begann zu blitzen und zu donnern, und man sah rund um Sankt Jans Thurm in Gent ein Licht gehen, einer Fackel gleich, und alsdann geschah ein großer Schlag und der Thurm brannte, wie lichtes Stroh, so daß man an kein Löschen denken konnte. Die Leute erklärten nach der Hand, der Teufel habe ihnen das Stroh aus den Scheunen geholt und damit den Thurm angezündet. Auch gestand eines Wagenmachers Weib, welche im folgenden Jahre zu Haerlebeke

als Hexe gegriffen wurde, daß sie rund um den Thurm getragen worden sei, nachdem sie Feuer hineingelegt habe, und sie sei von der Hitze halb verbrannt gewesen.

400.

Kinder bezaubert.

Mündlich von Frau Courtmans.

Zu Beveren in Hennegau geschah es häufig, daß die Kinder, während sie gewickelt wurden, immer nießten, als wenn es kein Ende hätte nehmen wollen. Man konnte darauf rechnen, daß alsdann eine Hexe vor der Thüre stand und aufpaßte. Wenn die Mutter dem Kinde kein „Gott segne dich" zurief, dann war es bezaubert.

401.

Mäuse machen.

Mündlich von M. van der Voort.

Ein ehrbarer Bauer aus Stockhem ging eines Sonntages mit seinem Töchterchen spazieren. Es war gerade im August und das Korn stand sehr schön auf dem Felde. Als sie nun an einen großen Acker kamen, nahm das Töchterchen ein Kügelchen Erde und warf das hin und ein anderes nach, und alsbald sah der Vater, wie das ganze Feld von Mäusen wimmelte. „Sieh mal, Vater, was ich kann!" rief da das Kind erfreut, aber der Mann rang die Hände über dem Kopfe und sprach: „Um Gotteswillen, liebes Kind, wer hat dich das gelernt?" — „Ei, die Lehrerin", lachte das Töchterchen, „die sagt uns viel von solchen Stückchen."

Der Mann bekreuzte sich und ging mit dem Kinde in das Dorf zurück, wo er alles dem Bürgermeister anzeigte. Da wurde die Lehrerin gepackt und aufgehängt.

402.

Mädchen macht Thiere.

Mündlich von Frau Gourtmans.

Zu Lede wohnte ein Mädchen, das war wunderbar, um zu sehen, was die nicht alles verstand. Da gab es keine Sprache in der Welt, oder sie wußte sie; sie tanzte wie die beste Tänzerin, sang wie ein Engel, und, was das meiste war, sie konnte Thiere aller Art machen, und zwar lebendige. Die Leute kamen oft zu ihrer Mutter und sprachen: „Frau, euer Mädchen ist eine Hexe", aber die Mutter lachte und sprach, das könne nicht sein.

Als es einmal Kirmeß war, da legte sie sich Mittags schlafen, während die andern zum Tanze gingen. Das wunderte die übrigen Mädchen, aber sie kamen davon zurück, als sie die Schläferin in der Herberge in vollem Springen fanden. Und sie tanzte nicht nur in Einer Schenke, sondern in allen zugleich, wo nur Musik war.

Die Sache kam endlich dem Pfarrer zu Ohren, und er ließ das Mädchen rufen und sprach: „Ich habe gehört, Kind, du könntest Mäuse machen; ist das wahr?" — „Ja gewiß", antwortete sie, „gebt mir nur ein paar Blätter." Man brachte einen Korb voll Blätter herein und sie drehte eins nach dem andern zusammen und legte sie auf die Erde, und husch liefen sie als Mäuse von dannen, und das dauerte so lange, bis der Pfarrer rief: „Ums Himmelswillen, Kind, hör' auf, du machst mir das ganze Haus voll. Ich sehe aber, daß du mit dem argen Satan zu thun hast, darum mußt du beschworen

werden." Und damit entließ er sie und befahl ihr, am künftigen Sonntage Nachmittags mit ihrer Mutter in die Kirche zu kommen, was sie auch that.

Da legte man sie platt auf die Erde auf den Chor hin, und es waren viele Geistliche und viel Volk zugegen, und der Pfarrer begann seine Beschwörung, und als diese geendet war, frug er: „Warum hast du denn am Aepfelkirmeßsonntag geschlafen?" Das Mädchen antwortete: „Ich habe nicht geschlafen, ich saß mit meinem Gesellen in dem Fenster des Mäusethurms (eine Herberge), und er hetzte die Bursche an einander, bis sie sich schlugen und ein paar davon todt blieben." Da fragte der Pfarrer weiter: „Kannst du mir nicht sagen, welche die hoffärtigste in der Gemeinde ist?" — „Warum nicht?" entgegnete sie, „die sitzt rechter Hand in der sechsten Bank, die dritte von der Mauer an gezählt, und hat ein blaues Kleid an mit einem weißen Streifchen und rothen Blümchen darin."

Nun erkannte der Pfarrer, daß sie wahr spreche, denn die Bezeichnete war das hoffärtigste Mädchen im Dorfe. Er setzte darum die Beschwörung fort und zwang den Teufel, daß er aus dem Mädchen ausfahren mußte. Ehe der arge Satan das aber that, warf er sie zu vielen Malen auf bis ans Gewölbe und wieder nieder auf den Boden, aber das that ihr keinen Schaden und sie wurde von ihm befreit.

Die Frau, welche mir das erzählte, versicherte mir, daß ihres Mannes Großtante in der Kirche der Beschwörung beigewohnt habe.

403.

Das rothe Tuch.

Mündlich.

Vor alten Zeiten sah man oft Bäuerinnen zu Turnhout auf den Markt kommen, die Butter in solcher Menge hatten, daß es jedermann wunderte, wiewohl sie keine oder höchstens nur Eine Kuh besaßen. Die gemeine Sage ging, daß sie diese Butter von den Kaboutermannekens bekämen, und zwar mit Hülfe eines rothen Tuches.

Eine dieser Bäuerinnen, die auch im Rufe stand, ein rothes Tuch zu haben, brachte öfters Butter in ein gewisses Haus, und die Butter war immer so süß, wie eine Nuß, und so gelb, wie Gold. Gewöhnlich gab man der Bäuerin eine Tasse Kaffee, wenn sie kam, und unterweilen auch ein Butterbrot dazu, denn es war eine gar muntere und zutrauliche Frau. Dem Manne aus dem Hause gefiel das Ding inzwischen nicht ganz, und er ging zu einem Geistlichen und sprach dem von der Sache, und der Geistliche gab ihm ein kleines Döschen und befahl ihm, das unter den Stuhl zu hängen, auf den sich die Bäuerin setzen würde.

Am folgenden Markttage brachte die Frau, wie gewohnt, ihre Butter, und als sie das Geld empfangen, nöthigte man sie, eine Tasse Kaffee zu nehmen. Als sie nun da saß, kam der Mann und hing still das Döschen an den Stuhl und setzte sich alsdann ihr gegenüber, um zu sehen, was sie machen würde. Sie verhielt sich ganz still, blieb aber ungewöhnlich lange sitzen und plauderte fort und fort, bis es Mittag schlug. Da sprach der Mann: „Frau, wir wollen jetzt essen, das wollet ihr auch wahrscheinlich jetzt thun, und darum wird es Zeit sein, daß ihr nach Hause geht.“ Die Bäuerin sprach: „Ja, ihr habt Recht“, und wollte aufstehen, aber sie

konnte nicht, denn der Stuhl blieb an ihr hängen. Als der Mann das sah, schrie er wüthend: „Steht auf und packt euch aus meinem Hause!" Die Frau erschrak und sagte zitternd: „Ach, ich wollte das ja gerne thun, aber ihr müsset das Ding wegnehmen, was ihr mir unter den Stuhl gethan habt, denn er klebt an mir fest." Da nahm der Mann das Döschen weg und schlug die Frau und warf sie zur Thüre hinaus. Sie ist auch nicht mehr in das Haus gekommen.

404.

Die gepeinigte Hexe.

Phil. von Zesen, Beschreibung der Stadt Amsterdam. Amsterdam 1664. S. 182.

Hauber, Bibliotheca, acta et scripta magica. II, Stück 17, S. 304.

Die Kinder zweier frommen Eheleute in der Sinter-Klas-Gasse zu Amsterdam waren bezaubert worden. Ein Nachbar gab den Eltern den Rath, sie sollten Eichenspäne mit Wasser, welches von einer Kreuzbrücke herab geschöpfet worden, sieden, dann würde die Teufelskünstlerin sich schon offenbaren und die Kinder gesund machen. Die Eltern glaubten anfangs nicht daran, thaten es jedoch später aus Mitleid gegen ihre Kinder, und zwar bei verschlossenen Thüren und ohne jemandes Wissen. Bei dem ersten Aufsieden des Wassers kam eine von ihren Nachbarinnen auf den Hinterplatz gelaufen und begann zu schreien: „Ihr Teufelsbanner! Ihr Teufelsbanner!" trieb auch dieses Geschrei mit Hin- und Widerlaufen im Hause so lange fort, als der Topf über dem Feuer stand, woraus klärlich hervorging, wem die armen Würmlein ihr Uebel zu danken hatten.

Der Wiederkehrende.

Es ist Mitte des Februarmonds, Luna und Mondkind sind allein. Sie sitzt auf dem Schoß ihrer Mutter und spielt mit ihren Händchen. Sie hat ihre Augen auf das Gesicht der Mutter gerichtet, und ihr Blick ist so ernst, als ob sie sagen wollte, sie sei in diesem Augenblicke Mutter, und das Kind, das sie auf dem Schoße halte, sei sie selbst. Sie ist so ernst, daß sie nicht einmal lacht, als die Mutter ihr Gesicht verzieht, um sie zum Lachen zu bringen. Sie ist so ernst, daß sie nicht einmal zu sprechen scheint, als die Mutter sie fragt, wie sie heiße, und ob sie ihr Kind lieb habe. Sie ist so ernst, daß sie nicht einmal ihre Augen von dem Gesicht der Mutter wendet, als diese sie fragt, ob sie ihr Kind auch recht warten und pflegen werde, wenn es krank sei. Sie ist so ernst, daß sie nicht einmal ihre Augen von dem Gesicht der Mutter wendet, als diese sie fragt, ob sie ihr Kind auch recht warten und pflegen werde, wenn es krank sei.

hatten große Luſt, einmal friſche Maibutter zu prüfen. Als ſie nun zufällig an einen Fluß kamen, da ſprach einer von ihnen: „Wartet ein wenig, und ich will euch friſche Maibutter beſorgen.“ Und zur Stunde zog er ſeine Kleider aus und ging ins Waſſer und ſetzte ſich daſelbſt nieder, den Rücken gegen den Strom gewendet. Die Uebrigen ſchauten erſtaunt zu; er aber ſprach einige Worte, rührte mit den Händen im Waſſer hinter ſeinem Rücken, und es dauerte nicht lange, da brachte er einen Klumpen Butter in der Form, wie ſie die Bauern im Mai zu machen pflegen, zum Vorſchein, und nach weniger Zeit noch andere, und als ſeine Geſellen die prüften, da fanden ſie, daß dieſelbe ganz koſtbar war.

407.

Das erloſchene Feuer zu Audenaerde.

Mündlich.
J. Ketel im Feuilleton der Gazette von Audenaerde.

An dem Giebel des prächtigen Hauſes, in welchem die edeln Geſchlechter Latour und Taſſis, Vandenbroucke und Vandermeere ehedem blüheten, ſtand noch vor wenigen Jahren eine alte Zauberſage in Stein gehauen; nun hat man die Geſchichte heruntergeriſſen, aber im Munde alter Leute lebt ſie noch. Wann ſie ſich zugetragen hat, darüber kann keiner etwas ſicheres melden; man ſagt nur: zur Zeit, als noch die Zauberer und Zauberweiber die Macht beſaßen, gute Chriſten zu quälen.

In der Zeit nämlich lebte in Audenaerde ein braver Jüngling, und der liebte ſchon ſeit lange ein Mädchen aus ſeiner Nachbarſchaft, und zwar ſo ſehr, daß er Tag und Nacht um ſie ſeufzte und ihr auf jedem Schritte folgte. Trotz all dem konnte er keine Gegenliebe erlangen,

und je mehr er darum bat, desto weniger wurde sie ihm und desto mehr lachte das Mädchen seiner. Endlich schien sie doch erweicht und sprach zu ihm, sie wolle ihn in der folgenden Nacht in ihr Haus lassen; aber das ginge nicht anders, als mit Hülfe eines Korbes, in welchem sie ihn heraufziehen wolle an ihr Fenster; er müsse also sorgen, daß er um Mitternacht mit dem Korbe vor ihrer Thüre stehe. Der gute Jüngling eilte seelenvergnügt nach Hause und fand sich punkt zwölf Uhr Nachts mit seinem Korbe ein; ein dickes Tau sank nieder, er schlang es schnell um den Korb, setzte sich hinein und wurde hinaufgezogen. Kaum zur Hälfte des Giebels gekommen, hielt der Korb still und drehte sich rund und wieder rund und abermals rund, so daß dem Armen, der drinnen saß, ganz schwindlich wurde. Er rief leise den Namen der Geliebten, hustete und gab Zeichen aller Art, aber alle Fenster blieben geschlossen und er in der schwindelnden Höhe.

So hing er noch da, als Morgens die Arbeiter zu ihren Werkstätten gingen. Bald war er bemerkt, eine unzählige Menge Volkes sammelte sich vor dem Hause und lachte ihn aus, bis der Korb sich spät am Tage erst senkte und der unglücklich Liebende verhöhnt und verspottet von dannen laufen konnte. Glühender Haß hatte die vorhin so glühende Liebe zu dem Mädchen in seinem Herzen ersetzt; in der Stadt meinte er's nicht mehr aushalten zu können, und so entfloh er ihr und rannte wie von Peitschenhieben getrieben nach dem Edelaerwalde hin. Dort angelangt, sah er plötzlich einen alten greisen Herrn vor sich, der ihn fragte, warum er also eile und was ihm fehle. Der Jüngling erzählte ihm alles, und der Alte schien tief gerührt und sprach: „Tröste dich darob, wir wollen sehen, dich zu rächen ob solchen Schimpfes; zehn Generationen und mehr noch sollen daran gedenken."

Der Greis war aber einer der mächtigsten Zauberer, welche es in und um Audenaerde gab, und er hatte viele tausend Teufel in seinen Diensten. Mit dieser Hülfe löschte er alsbald alles Feuer in der Stadt aus; kein Heerd, kein Lämpchen brannte mehr und allgemeiner Schrecken verbreitete sich. Als die Noth auf das Höchste gestiegen war, versammelten sich die Ersten der Stadt auf dem Markte, um dort zu berathen, was zu machen sei; aber keiner kannte ein Mittel, um dem Uebel abzuhelfen.

Da trat mit einem Male der Greis in Gestalt eines ehrbaren Bürgers in die Mitte der Versammelten und sprach: „Mir ist eben ein Mittel kund geworden, um wieder Feuer zu bekommen, aber das Mittel ist in etwa beschwerlich und die Herren des Rathes werden all ihre Macht aufbieten müssen, um es ausführbar zu machen." Als die Bürger das hörten, riefen sie alle erfreut, er solle nur das Mittel nennen, sie würden schon dazu zu kommen wissen. Da fuhr der Greis fort: „Dann müsset ihr das Mädchen herbringen, welches den Jüngling in dem Korbe verspottet hat, denn sie ist die Ursache des ganzen Mißgeschickes und sie allein kann demselben abhelfen." Zur Stunde sandte der Rath zu dem Hause der Jungfrau, und sie mußte trotz allem Gegenstreben auf dem Markte erscheinen. Nun gebot der Greis, einen Tisch zu bringen und eine solche Anzahl Kerzen, daß jeder Bürger eine bekomme. Als auch das geschehen war, hieß er das Mädchen sich ausziehen, und kaum hatte sie das, wiewohl ungern, gethan, als ihrem Rücken eine Flamme entschoß, an der die Bürger einer nach dem andern ihre Kerzen anzündeten. Es dauerte viele Stunden lang, ehe die Einwohner alle Feuer hatten, aber das ging nicht anders, denn eine Kerze zündete nicht an der andern, sondern alle nur an dem Rücken des Mädchens, welches nicht ohne großes Gelächter zuging.

Diese letzte Scene war auf dem letzten Basrelief, welches sich auf der Seite nach der Katzenstraße hin befand, abgebildet.

408.

Zippeneſſeſtraetje zu Audegem.

Mündlich von J. van de Velde.

Das Zippeneſſeſtraetje zu Audegem bei Dendermonde trägt ſeinen Namen von den Zippeneſſen oder Zigeunern, welche ehedem in demſelben wohnten. Früher lief dieß Sträßchen über mehre Hügel hin, und dieſe waren alle durchgraben und gehöhlt, und in den Höhlen hauste das wilde Volk Jahr aus Jahr ein.

Das wunderlichſte, was ſich noch die alten Leute von den Zippeneſſen erzählen, iſt, daß ſie ihre Feuer zum Kochen immer an Scheunen oder großen Kornhaufen machten, ohne daß je doch ein Brand daraus entſtanden wäre. Auf dieſen Feuern brieten ſie die Katzen, welche ſie aus der ganzen Gegend ſich zuſammenſtahlen.

409.

Die verlorene Kette.

Mündlich von M. van der Voort.

Ein Bürgermädchen in Antwerpen hatte von ſeiner Mutter eine goldene Kette geſchenkt bekommen. Es war juſt Sonntag, als ſie dieſelbe erhielt, und ſie trug den neuen Schmuck den ganzen Tag und Abends legte ſie ihn ſorglich in Baumwolle gewickelt in ihre Kommode. Am andern Morgen hätte ſie gerne noch ein bischen ihre Augen daran geweidet; als ſie jedoch die Kommode

öffnete, war die Kette verschwunden. Da ging das Mädchen zu der Wahrsagerin, um zu erfahren, wer die Kette habe, und die Wahrsagerin sprach: „Die Kette ist schon in der dritten Hand, aber ihr bekommt sie wieder, wenn ihr euch klug anlegt." Und mit den Worten holte sie ein Kreuz und eine Kerze und einen Leuchter und ein Briefchen Nadeln. Das Kreuz stellte sie vor sich, aber so, daß der Heiland ihr den Rücken kehrte; die Kerze setzte sie auf den Leuchter, und diesen vor den Rücken des Kreuzes, und dann steckte sie alle Nadeln in die Kerze. „Es ist ein gräulich Stück, das hier", sprach sie dann zu dem Mädchen, „denn jede dieser Nadeln verwundet den Dieb." — „Das thut nichts", sprach das Mädchen, „wenn ich nur meine Kette wieder habe." — „Die bekommt ihr", versicherte die Wahrsagerin, „geht nur ruhig nach Hause."

Am Abende des Tages saß das Mädchen mit seiner Mutter am Heerde und sie sprachen eben über die Kette, als der älteste Sohn des Hauses plötzlich athemlos und bleich in die Stube stürzte. Auf die an ihn gerichteten Fragen antwortete er nur: „Der Hund, der Hund mit den glühenden Augen, er ist oben, o der Hund!" — „Was soll denn das sein", sprach die Frau und öffnete die Thüre, und im selben Augenblicke schoß ein gewaltiger Hund die Treppe hinunter, an ihr vorbei und zur Thüre hinaus. „Gott behüt' uns, der Teufel!" schrie die Frau; aber das Mädchen jauchzte: „Hei, er hat mir die Kette wiedergebracht! Kommt und laßt uns schnell suchen!" Alle bekreuzten sich und gingen hinauf und suchten, und sie fanden nichts; alle Koffer, alle Schränke, die Betten selbst wurden durchgewühlt, die Kette war und blieb weg. „Halt", sprach endlich die Mutter, „auf dem Boden stehen die Aepfelsäcke, die wir gestern aus dem Garten heraufgetragen haben. Da

könnte sie drin sein." — „Ihr seid sicher närrisch", lachte das Mädchen, aber die Mutter antwortete: „Man kann nicht wissen. Durch das Suchen ist nichts verloren." Und die Frau hatte Recht, am Boden eines der Aepfelsäcke lag die Kette in einem Papierchen zusammengedreht.

410.

Herz-As durchstochen.

Mündlich von M. van der Voort.

Ein Offizier in Antwerpen hatte ein ehrbares Bürgermädchen betrogen und sie war von ihm schwanger; und als er das merkte, da kam er nicht mehr und ließ sie sitzen. Das Mädchen erzürnte darob und ging zu einer Kartenschlägerin, und die gab ihr ein Herz-As mit folgender Weisung. In der folgenden Nacht solle sie ein Glas mit weißem Weine gefüllt nehmen, und wenn die Glocke zwölf schlüge, die Karte darauf legen und das Herz just in der Mitte mit einer Nadel durchstechen; dann würde sie gerächt sein. Das Mädchen that also; als sie aber die Karte durchstach, da fielen drei Tropfen Blutes in den Wein, worob sie also erschrak, daß sie alles stehen ließ und davon lief.

Am selben Abende saß der Offizier mit seinen Kameraden in der Schenke. Um zwölf Uhr, gerade als die Glocke schlug, wollte er eben ein Glas aufheben und den andern zubringen, aber in demselben Augenblicke erbleichte er und sank todt hin. Die andern wußten nicht, was das zu bedeuten hatte; sie zogen ihn darum aus, um ihn zu Bette zu tragen, und da fanden sie, daß er eine tiefe Wunde gerade im Herzen hatte.

411.

Korn im Butterbrot.

Mündlich von L. Bleeſchouwer.

Findet eine Magd ein ganzes Korn im Butterbrote, dann kann ſie ihren Zukünftigen ſchauen. Sie muß dieſes Korn nämlich in eine Ritze der Thüre ſtecken und dann gut zuſehen. Die dritte Perſon, welche vorbeikommt, iſt ihr Zukünftiger.

Andere wollen behaupten, daß der Zukünftige daſſelbe Gewerbe treiben ſoll, welches die dritte Perſon treibt, die am Hauſe vorbeikommt.

412.

Den Geliebten ſchauen.

Mündlich von L. Bleeſchouwer.

Will eine Magd ſicher ſein, daß ihr Freier ſie noch liebt, dann muß ſie ihr Strumpfband in drei Falten legen, über jede gewiſſe Worte ſprechen, es alsdann unter ihr Kiſſen ſtecken und, ohne ſich eine Sylbe verlauten zu laſſen, zu Bette gehen. Sieht ſie um Mitternacht den Geliebten geſunden und friſchen Leibes, dann ſtehet es wohl mit ihr und ſie heirathet bald. Erſcheint ſtatt ſeiner aber eine Leiche, dann mag ſie nur alle Hoffnung aufgeben, denn es iſt mit ihrer Liebe am Ende und ſie wird ihren Freier nie bekommen. In jedem Falle hat der Freier in der Nacht viel zu leiden.

Schon manche Magd hat dieß probirt und iſt vor Schrecken geſtorben.

47.

Wer ist Herr, ist Knecht, wer ist Knecht, ist Herr.

Lange wandelt sie dann hin und her, ob sie es soll, ob sie es nicht soll, ob sie es kann, ob sie es nicht kann, ob sie es darf, ob sie es nicht darf, ob sie es muß, ob sie es nicht muß, ob sie es will, ob sie es nicht will, ob sie es soll und will, ob sie es nicht soll und will, ob sie es kann und darf, ob sie es nicht kann und darf, ob sie es kann und muß, ob sie es nicht kann und muß, ob sie es darf und muß, ob sie es nicht darf und muß, ob sie es kann und will, ob sie es nicht kann und will, ob sie es darf und will, ob sie es nicht darf und will, ob sie es muß und will, ob sie es nicht muß und will, ob sie es soll und kann, ob sie es nicht soll und kann, ob sie es soll und darf, ob sie es nicht soll und darf, ob sie es soll und muß, ob sie es nicht soll und muß, ob sie es kann und darf und muß, ob sie es nicht kann und darf und muß, ob sie es kann und darf und will, ob sie es nicht kann und darf und will, ob sie es kann und muß und will, ob sie es nicht kann und muß und will, ob sie es darf und muß und will, ob sie es nicht darf und muß und will, ob sie es soll und kann und darf, ob sie es nicht soll und kann und darf, ob sie es soll und kann und muß, ob sie es nicht soll und kann und muß, ob sie es soll und darf und muß, ob sie es nicht soll und darf und muß, ob sie es soll und darf und will, ob sie es nicht soll und darf und will, ob sie es soll und muß und will, ob sie es nicht soll und muß und will, ob sie es kann und darf und muß und will, ob sie es nicht kann und darf und muß und will, ob sie es soll und kann und muß und will, ob sie es nicht soll und kann und muß und will, ob sie es soll und kann und darf und will, ob sie es nicht soll und kann und darf und will, ob sie es soll und kann und darf und muß, ob sie es nicht soll und kann und darf und muß, ob sie es soll und kann und darf und muß und will, ob sie es nicht soll und kann und darf und muß und will

ſtrafte ſie darüber mit harten Worten, und die Frau wurde gichtiſch und blieb es ein ganzes Jahr lang.

414.

Die entzweigeſchlagene Kuh.

Mündlich.

Es geſchah einmal, daß ein Hirte Abends ſeine Kühe nach Hauſe trieb. Als die Thiere ganz ruhig auf dem Wege fortgingen, kam ihnen plötzlich eine weiße Kuh entgegengerannt; wovon die andern Kühe ſo ſehr erſchraken, daß ſie auseinanderſtoben und hin und wieder liefen. Der Hirte ſprang aber von der Seite auf die weiße Kuh zu und meinte ſie mit ſeinem Stocke quer auf den Rücken zu ſchlagen; aber der Stock fuhr durch den Rücken und den Bauch, und der Vordertheil der Kuh lief gerade aus fort, während der Hintertheil von hintenweg rannte. Als der Mann aber mit den Kühen nach Hauſe kam, da waren ſie alle in Schweiß gebadet, und das hatte die weiße Kuh ihnen angethan.

415.

Das weiße Kanin.

Mündlich.

Vor langer Zeit ſah man auf der Oſſemerſtraße jenſeits Meulenbeek, an der Stelle, wo die zwei Häuſer gegen einander über liegen, jegliche Nacht ein weißes Kanin die Straße quer laufen, von einem Hauſe zum andern, und das geſchah jede Nacht punkt zwölf Uhr, und um ein Uhr kam es wieder. Das haben viele hundert Leute tauſendmal geſehen.

416.

Der Hase zu Etterbrügge.

Mündlich von Adalse van Swygenhoven.

Auf der großen Brücke zu Etterbrügge steht ein großes Kreuz. Jeden Abend, wenn das Angelus Dei geläutet hat, kommt ein Hase auf die Brücke und der läuft bis einige Schritte vor dem Kreuze; da springt er ins Wasser, schwimmt an dem Kreuze vorbei und springt jenseits desselben wieder auf die Brücke, an deren Ende er verschwindet.

417.

Amme entführt.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 163.

Eine alte Frau aus dem Kempnerlande erzählte Folgendes von ihrer Mutter.

In ihrer Jugend ernährte diese sich mit Spinnen und verkaufte ihre fertige Arbeit in der Stadt, wo sie viele Kunden hatte. Eines Wintermorgens ging sie vor Tagesanbruch von Hause weg; halbwegs ungefähr, an der Eierecke, traf sie einen Reiter, der dieselbe Straße ritt. Es lag hoher Schnee und sie fror sehr und ihr Garnbündel däuchte ihr immer schwerer. Der Reiter bemerkte das und bot ihr seine Branntweinflasche zum Trinken an und lud sie endlich gar ein, hinter ihm aufzusitzen; sie war deß zufrieden, und beide ritten ruhig weiter. Nach einigen Minuten hörte sie ein durchdringendes Pfeifen und fragte erschrocken den Reiter, was das sei; er antwortete aber kurz, das thue der Wind und es sei nichts; sie ritten nur ein bischen schnell, und

da sei das leicht zu erklären. Das Letzte war in der That wahr, denn das schwarze Pferd schien ihr zu fliegen. An einem Kreuzwege angekommen, drang ihr ein so fürchterlicher Schrei in die Ohren, daß sie die Augen fest zudrückte, um nur nichts zu sehen; sie war vor Schrecken ganz außer sich. Als sie aber wieder zur Besinnung kam, war es hell Tag und sie fand sich auf der Mitte einer grünen Wiese und vor einem prachtvollen Hause, aber nicht auf dem Pferde, sondern unter einer hohen Linde. Es dauerte nicht lange, und eine schöne Frau trat aus dem Hause und gab ihr ein mageres und bleiches Kind, damit sie dasselbe säuge. Das that sie mit vieler Freude und blieb wohl acht Tage dort, und das Kind wuchs mit jeder Stunde mehr und mehr, und am achten Tage war es dick und frisch.

Am Abende desselben hatte sie es in seine Wiege schlafen gelegt und war unter dem Schaukeln selbst langsam eingeschlummert. Beim Erwachen fand sie aber nichts mehr von dem schönen Hause, sondern sie lag in ihrer Hütte und neben ihrem Manne im Bette und hatte ihre Taschen voll kleiner Silbermünzen. Ihr Mann fragte sie, wo sie gewesen sei, und sie erzählte ihm alles und zeigte ihm auch die Münze, worüber er sehr zufrieden war. Er hat es später dem Pfarrer und auch andern Leuten noch erzählt, und so ist die Geschichte langsam rundgekommen.

418.

Der Greis im Walde.

Mündlich.

In der Gegend von Tourhout, welches nach der Meinung der gutgläubigen Belgier dem nordischen Gotte

Thor (!?) seinen Namen verdankt, liegt ein Wald von ziemlich bedeutender Größe. Die umwohnenden Landleute hüten sich wohl, hineinzugehen, denn in demselben wohnt ein Geist, welcher sich mitunter in Gestalt eines ehrwürdigen Greises gezeigt hat. Die ältesten Leute haben ihn in ihrer Jugend so alt gesehen, wie in ihrem höchsten Alter, und seine Züge weder, noch sein Gang oder etwas anderes an ihm wären je auch nur im mindesten verändert.

419.

Sankt Annen-Baum.

Mündlich.
André van Hasselt in der Emancipation. 1836. Nr. 263.

Gegen dem Schlosse Sanson über, auf dem rechten Ufer der Maaß und auf der Spitze des Hügels, an dessen Fuße das Dorf Nameche liegt, steht ein alter Baum, der heißt Sankt Annen-Baum. In der Nacht von Sankt Jan, der des Charfreitags und in den heiligen Nächten kommen die Heren dort zusammen und singen und tanzen um ihn herum.

420.

Der weiße Mann.

Mündlich.

An dem ersten Weiher rechts von der Heerstraße in ten Nouille bei Brüssel stehet ein einzelner Baum. An dem hat man oft einen weißen Mann gesehen, der unbeweglich da stand. Gewöhnlich kreuzten sich die Leute, und dann hat er ihnen auch nichts gethan, sondern sie ruhig gehen lassen.

421.

Der Geist im Eichbaume.

Mündlich.

Ein Mann kam Abends spät noch über Feld und wollte von Koeklenberg nach Molenbeek gehen. Unterwegs mußte er an einem uralten Eichbaume vorbei, dessen Stamm schon halb hohl war, denn er zählte gewiß viele hundert Jahre. Als er an den Eichbaum kam, sah er eine Flamme um denselben herumspielen und wollte eben näher gehen, um zu sehen, was das wäre, als eine hohle und grausige Stimme aus dem Baume rief: „Geht an! (geht weg) geht an! Für euch ist der Tag, die Nacht ist für mich!" und bei jedem dieser Worte fuhr eine große Feuerflamme aus dem Baume heraus. Darob erschrak der Mann dermaßen, daß er, so schnell wie er konnte, weglief und halb ohnmächtig zu Hause ankam.

422.

Hooidonck.

Mündlich.
C. P. Serrure im Kunst- en Letter-Blad. 1842. S. 11.

Die vormalige Abtei Sankt Bernhard an der Schelde besaß viele Güter und Ländereien in der alten Markgrafschaft Antwerpen. Zu diesen gehörte ein Busch, den man Hooidonck nennt und der zwischen Zoersel und Westmalle liegt; dieser wurde der Abtei im Jahre 1233 von Herzog Heinrich II. von Brabant geschenkt. In demselben war ein Häuslein gebaut, welches der Provisor, oder Aufseher der Klostergüter, bewohnte. Während mehr denn fünf Jahrhunderten blieb die Abtei in ungestörtem Besitze von Hooidonck; bei der französischen Revolution aber wurde der Busch in Beschlag genommen und verkauft.

Seit der Zeit fliegt öfters in der Nacht ein großer schwarzer Vogel durch den Busch, und der ruft mit einer gräßlichen Stimme: „Hu! hu! hu! wu! wu! wu!" Dieser Vogel ist der Geist des Provisors, der noch von Zeit zu Zeit kommt, um nach den ehemaligen Gütern der Abtei zu sehen.

423.

Das Milchmädchen in Brüssel.

Mündlich.

Im brüsseler Park sind zwei tiefe Gruben, die sind dicht mit Bäumen und Gesträuch bewachsen. In der einen, die, wenn man durch das Thor gegen dem Pallaste des Königs über hereinkommt, zur rechten Hand liegt, sieht man ein steinernes Bild, welches ein Mädchen vorstellt, dem das Fleisch von den Knochen weggefressen ist. Mit dieser Figur hat es folgende Bewandtniß.

Vor vielen hundert Jahren lebte in Brüssel ein Milchmädchen, welches aber gar nicht redlich war und die Leute immer mit schlechter Milch betrog, denn sie göß stets mehr als die Hälfte Wasser darunter und gab dazu noch ein so schlechtes Maaß, daß es nicht zu sagen ist. Als das Mädchen nun starb, da hatte sie keine Ruhe im Grabe; sie mußte jede Nacht in der Stadt umwandeln und rufen:

Half water, half melk!
Se scherp gemeten,
De ziel vergeten!

(Halb Wasser, halb Milch, zu scharf gemessen, die Seele vergessen!) Das machte natürlicherweise ein großes Aufsehen, und wohin man kam, da sprachen alle Leute von dem Milchmädchen. Die Geistlichkeit hörte auch davon

und befahl, den Körper auszugraben, und als man das that, da fand man, daß er am Halse und in der Gegend der Brust ganz von Thieren zerfressen war. Zum Angedenken an den wunderbaren Vorfall wurde nun das Bild gemacht, und das hat lange in der Stadt gestanden, bis man es endlich wegriß und in die Grube im Park schmiß, wo es nun, leider Gottes, ganz verwürflich liegt.

424.

Der umwandelnde Nachtwächter zu Gent.

Mündlich von Frau Courtmans.

An der Predigerherrenkirche in Gent geht ein Nachtwächter jede Nacht um, und der ruft punkt zwölf Uhr also:

Bewahret Feuer und Kerzenlicht!
Die Glock' ist — —

„Zwölfe" aber fügt er nicht zu. Er war nämlich in seinem Leben an derselben Stelle eben mit Rufen beschäftigt, als ihn, ehe er noch das Wort Zwölfe aussprechen konnte, einige Maurer todtschlugen.

Nun muß er so lange wandeln, bis es einem kühnen Menschenkinde gelingt, das „Zwölfe" schnell hinter dem „ist" zu rufen.

425.

Der umwandelnde Abt.

Mündlich.

Oberhalb Schaarbeck, der schönsten unter den Vorstädten von Brüssel, liegt ein Kloster, und darin ist es nicht geheuer. Mit dem Schlage zwölf öffnen und schließen

ſich alle Fenſter daſelbſt mit einem gräulichen Gepolter. Wenn das eine Zeit lang gedauert hat, dann gehen alle Thüren auf, eine nach der andern, und am Thore erſcheint der umwandelnde Abt mit der Biſchofsmütze auf dem Haupte und einem aufgeſchlagenen Buche in den Händen. In dem Buche lieſt er: „Wou, wou, wou", und bei jeder Sylbe fahren Feuer und Flammen aus ſeinem Munde. Neben ihm geht ein junger Mönch, der hält in einer Hand den Stab des Abtes und in der andern eine Laterne, mit der er dem Abte auf das Buch leuchtet. Alſo gehen die beiden durch alle Säle und alle Kammern und rund um das Gebäude, bis es eins ſchlägt. Dann glühen ſie plötzlich auf und verſchwinden.

426.

Das weiße Kanin in Luxemburg.

Mündlich von Adalſe van Swygenhoven.

In der Stadt Luxemburg lebten zwei Eheleute, und die hatten nur ein einzig Kind, und das war ein Töchterlein. Dieſe liebte einen jungen, ſchönen Offizier, aber die Eltern wollten ihre Einwilligung zu der Ehe nicht geben. Sie führten vielmehr eines Tages das Mädchen mit Schmeicheln und ſüßen Worten in das Kloſter, welches bei der Citadelle liegt, und ließen es dort und trugen der Aebtiſſin auf, gute Sorge für ſie zu haben.

Dennoch fand das Mädchen bald Mittel, ihren Geliebten von ihrem Aufenthalte in Kenntniß zu ſetzen, und die beiden verabredeten ſich, daß ſie ſich in der folgenden Nacht um zwölfe am Fenſter herablaſſen ſolle. Der Offizier redete ſich mit dem Soldaten ab, der alsdann die Wache juſt unter dem Fenſter hatte, und alles verſprach ein glücklich Ende.

Als der Abend kam, da überzogen dichte Wolken den Himmel und bald stürzte der grimmigste Regen nieder; es war ein so schlimmes Wetter, daß der Commandant Befehl gab, die Wachen statt der gewohnten zwei Stunden nur eine Stunde stehen zu lassen. Davon wußte der Offizier aber nichts, und er glaubte, der Soldat, mit dem er sich abgeredet hatte, stehe auf der Wache.

Um zwölf Uhr ließ sich das Mädchen in ihren weißen Nonnenkleidern am Fenster nieder. Der Soldat, der unten stand und das Geräusch hörte, schrie „Werda!" Ein leises Pst war die Antwort. Ein abermaliges und ein drittes „Werda!" folgte; dieselbe Antwort. Da schoß der Soldat und die Jungfrau stürzte todt zur Erde.

Seit dieser Zeit läuft jede Nacht ein weißes Kanin um zwölf Uhr über die Wälle der Festung und jedem Soldaten, der auf Wache steht, zwischen den Beinen durch.

427.

Der brennende Wagen.

Mündlich; mitgetheilt von J. F. van Kerckhoven.

In dem Dorfe Luitagen unweit Antwerpen lebte vor langen Jahren ein Bauer, der, wie man zu sagen pflegte, weder Gott noch Gebot kannte; keiner im ganzen Orte konnte sich erinnern, ihn je in der Kirche gesehen zu haben. Sein größtes Vergnügen war, nicht nur durch Worte, sondern auch durch Werke Spott mit der Religion zu treiben. Er arbeitete dreihundert fünf und sechzig Tage im Jahr, den Sonntag kannte er gar nicht. Ja einmal trieb er die Gottlosigkeit so weit, am heiligen Christtage mit einem zweiräderigen Wagen nach dem Walde zu fahren und mehre Bäume, welche er am Tage vorher abgehauen, nach Hause zu schaffen.

Bald nachher ſtarb der Bauer eines plötzlichen Todes. Seitdem ſieht man ihn jahrjährlich in der Chriſtnacht über das Feld fahren. Er und der Wagen und die Pferde glühen und ſprühen in hölliſchen Flammen, und das währt ſo lange, bis der Tag anbricht.

428.

Gränzpfahl verrückt.

Mündlich; mitgetheilt von J. F. van Kerckhoven.

Nahe bei dem Dorfe Vierzel wohnte zu Zeiten ein Bauer, der von ſolcher Gier nach Erweiterung ſeines Landes erfüllt war, daß er die Gränzpfähle, welche ſeine Aecker von denen ſeines Nachbars ſchieden, verrückte und demſelben auf dieſe Weiſe ein großes Stück Land ſtahl. Der Nachbar war ein herzensguter Mann, der keinem Menſchen in der Welt etwas Böſes zutraute, und darum auch nie ahnte, wie arg er von dem Bauer betrogen wurde. So genoß der Bauer die Früchte ſeines Diebſtahles in Ruhe ſein ganzes Leben hindurch. Aber nun kam er zu ſterben, und das geſchah ſo ſchnell, daß er nicht einmal daran denken konnte, ſeine Sünden zu beichten. Als er aber todt war, da ſahen ihn die Bauern der Umgegend alle Nacht zwiſchen zwölf und ein Uhr durch das Feld laufen. Er trug einen ſchweren Pfahl auf dem Rücken und ſchrie unaufhörlich: „Wohin ſoll ich ihn ſetzen? Wo ſoll ich ihn laſſen?“

Schon war er viele Jahre lang alſo umhergerannt, als es ſich einmal zutrug, daß ein trunkener Bauer an dem Felde vorbeikam und nicht weiter fortkommen konnte, ſondern ſich hinlegte und in Schlaf fiel. Mit dem Schlage von zwölf erſchien der Geiſt mit dem Gränzpfahle und ſchrie, wie gewohnt: „Wohin ſoll ich ihn ſetzen? Wo

soll ich ihn lassen?" Der Trunkenbold erwachte von dem Geschrei und erhob den Kopf und sah den Geist an und sprach: „Ei, Lumpenhund, setz' ihn wieder hin, wo du ihn genommen hast, du Dummbart du!" — „Gott sei gedankt! Nun bin ich erlöst!" rief da der Geist freudig, und ging und setzte den Pfahl wieder auf die alte Stelle. Seitdem kam er auch nicht mehr wieder. Der Trunkenbold war aber vor Schrecken über die Antwort des Geistes nüchtern geworden und hat sich seitdem nicht wieder betrunken.

429.

Die wiederkehrende Geliebte.

Mündlich von C. van Swygenhoven.

Zu Brüssel lebte vor vielen Jahren eine reiche Jungfrau, welche dabei aber ein loses Leben führte und mit zwei jungen Laffen sich immer aufhielt, dieselben in ihrem Hause allein empfing und sich ihnen zu Willen gab. Es geschah aber, daß sie krank wurde, und da blieben die zwei Freier weg, und darob grämte sie sich und starb und wurde begraben.

Es dauerte nicht lange, da sah man sie wieder in ihrem Hause wandeln und handthieren, und sie legte sich ans Fenster und schaute auf die Straße, ganz wie in ihrem Leben. Das hörten die Freier und kamen und wollten ihre Gunst wiederhaben. Da sprach sie: „Das kann ich euch nur unter einer Bedingung zugeben. Kommet diesen Abend wieder und ich will euch sagen, was ihr zu thun habt." Die Freier thaten also, und als es kaum dunkel war, da trat der erste in ihr Zimmer. Sie fragte ihn: „Hast du mich denn auch gewiß und wahrhaft lieb?" — „Wie kannst du das noch fragen",

entgegnete der Freier. Darauf fuhr sie fort: „Davon möchte ich eine Probe haben. Gehe heute Abend auf den Kirchhof; da findest du ein offenes Grab und du mußt dich mit einem weißen Tuche umhüllen und hineinlegen bis Mitternacht." — „Das soll geschehen", sprach der Freier und ging hin und that also.

Als er fort war, kam der andere und sie fragte ihn, wie den ersten, ob er sie lieb habe, und als er das beschworen, sprach sie fürder: „Dann gehe hin auf den Kirchhof und hülle dich in ein weißes Tuch; reiße eines von den Kreuzen, welche da stehen, aus und nimm dieß in die Hand und kniee dich zu Füßen des offenen Grabes, welches du da finden wirst, bis Mitternacht." — „Das soll geschehen", sprach der Freier und ging hin und that es.

Wie der unten im Grabe hörte, daß jemand oben nahe, da schlug er die Augen auf und lauschte; und als der andere kam mit dem weißen Tuche um den Leib und dem Kreuze in der Hand und sich zu seinen Füßen kniete, da schrie er laut auf, und der andere erschrak so darob, daß er vor Angst in das Grab stürzte.

Am andern Morgen fand man das Grab umgewühlt und halb zugeworfen. Der Todtengräber sah das und zeigte es dem Pfarrer und der Obrigkeit an. Als man es nun aufgrub und zuschaute, da fand man die beiden Freier todt und die reiche Jungfrau auf ihnen, beide mit krampfhaft in einander geschlungenen Händen umfassend und an sich pressend. Man ließ alle drei liegen, wie sie lagen, und warf das Grab wieder zu. Aber die Geschichte wurde bald kund und man erzählt sie sich noch heute.

430.

Die Geiſter zu Looz.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. XII, cap. 17.

Ein ſpaniſcher Prieſter kam einmal auf einer Reiſe durch die Niederlande Nachts in die Gegend des Schloſſes Looz. Da ſah er auf einer nahen Wieſe eine große Menge von Geiſtern, welche mit ſchrecklicher Stimme riefen: „Herr Walter von Milene! Herr Walter von Milene!“ Dieſer Walter war nämlich ein Ritter, der kurz zuvor geſtorben war. Da merkte der Prieſter wohl, was zu thun war, blieb ſtehen und zog einen Kreis um ſich. Plötzlich verſchwand die Erſcheinung, doch zeigte ſie ſich bald wieder und der Prieſter zog einen neuen Kreis. So ging es fort bis der Tag anbrach, da kehrten die Geiſter nicht mehr wieder.

431.

Der Spuk zu St. Gislen.

Sacre histoire de notre temps. Msc. der Bibl. von Bergen. Darin: Histoire admirable d'un esprit qui a paru souvent de nuict au monastere de St. Ghislain au mois de février 1656. Mitgetheilt von H. Delmotte in den Archives histor. et littér. du nord de la France et du midi de la Belgique. Tome IV. p. 10 sqq.

Am achten Februar des Jahres 1656 ſprang ein Pulvermagazin in die Luft, welches die franzöſiſche Armee im Kloſter St. Gislen hatte, und das Kloſter wurde dadurch in einen ſo jämmerlichen Zuſtand verſetzt, daß es unmöglich iſt, ihn zu beſchreiben. Dieß Unglück legte der Gouverneur der Stadt, Graf Schomberg, den Mönchen zu Laſt und ließ diejenigen von ihnen, welche in der Abtei geblieben waren, um dieſelbe zu ſchützen vor den Soldaten, gleich Gefangenen daſelbſt feſthalten.

Da geschah es, daß sich ein Geist in dem Kloster zeigte und die Wachen und andere Soldaten auf die mannichfachste Weise quälte.

Gegen Mitternacht ergriff er einmal eine Wache und ging so übel mit derselben um, daß sie zu sterben vermeinte und mit lauter Stimme um Hülfe schrie. Der Corporal stürzte alsbald herbei und sprach zu dem Soldaten, er solle nicht schreien und was das für Streiche wären; aber der Soldat erwiederte: „Was soll ich denn anfangen, ich kann nicht anders, der Geist erwürgt mich.“ Da fragte der Offizier, was ihm denn fehle und was der Geist wolle, und der Soldat antwortete: „Als ihr kamet, ist er verschwunden.“ Da hob man den Soldaten auf und er war mehr todt denn lebendig, und man trug ihn weg in sein Quartier und gebot dem, der nun den Posten bekam, nicht mehr also zu schreien. Das versprach der auch gerne, aber er konnte es nicht halten. Anfangs, als der Geist ihn packte, suchte er es zwar zu bergen und ächzte und brummte nur zwischen den Zähnen, aber darob ergrimmte der Geist und handthierte noch schlimmer mit ihm, als mit dem andern, so daß der Soldat noch mehr schrie, als sein Vorgänger geschrieen hatte, welches allen einen großen Schreck einjagte.

Einen aus der Besatzung schmiß der Geist in den Graben, an dessen Rand der Soldat stand; oft sah man ihn in der Küche des Gouverneurs, und jedes Mal unter einer andern häßlichen Gestalt; mitunter auch hatte er menschliches Aussehen, aber dann erschien er mit wüthenden Mienen und drohenden Geberden.

Als der Intendant Talon einst St. Gislen besuchte und nach beendigter Messe die Stelle beschaute, wo das Unglück sich zugetragen hatte, da sprach einer von den Offizieren zu ihm: „Sehet, Herr, diese Nacht war der

Geiſt wieder bei uns und hat vier von uns grimmig behandelt.“ Da lachte der Intendant, aber der Offizier ſprach: „Herr, es iſt kein Spaß, ſondern reine Wahrheit.“

Man ſagte ſich auch in der Stadt in die Ohren, der Geiſt ſei in einer Nacht ſelbſt in das Schlafzimmer des Gouverneurs gekommen und habe dieſen bei den Haaren genommen, ihn aus dem Bette geriſſen und auf die Erde geworfen; aber der Gouverneur wollte es nicht geſagt haben.

Einmal hatte der Gouverneur Befehl gegeben, wie er das gewohnt war zu thun, ſein Pferd um Mitternacht bereit zu halten, um in der Stadt die Runde zu halten und nachzuſchauen, wie alles gehe, ob die Wachen ihre Pflicht thäten und anders nichts zu fürchten ſei. Als aber derjenige, welcher für das Pferd ſorgen ſollte, in den Stall kam, um das Thier zu ſatteln und zu zäumen, da ſprangen plötzlich alle Pferde von vorn und hinten und wurden wie wüthend, und ſtampften mit den Hufen dergeſtalt auf das Pflaſter, daß die Funken durch den ganzen Stall ſtoben. Darob erſchraken die Pferdeknechte, welche unter den Krippen auf Stroh lagen, dergeſtalt, daß ſie in größter Eile aus dem Stalle flüchteten, denn ſie meinten nicht anders, als ſie ſeien alle verloren.

Da man nun bei jeder Gelegenheit von dem Spuke ſprach und von den ſchlimmen Streichen, welche der Geiſt bald dieſem, bald jenem ſpielte, ſo ſprach der Schreiber des Gouverneurs eines Tages zu dieſem: „Herr, ich bin überzeugt, daß das nichts anderes iſt, als ein Knecht oder Diener von den Mönchen, der dieſe Sachen treibt, um unſere Wachen zu erſchrecken; ich erbiete mich, in der folgenden Nacht einmal zuzuſehen, daß ich dem Dinge auf den Grund komme.“ Das wurde ihm zugeſtanden, und er ging ohne die mindeſte Furcht ins Kloſter; aber es gelang ihm nicht, wie er meinte. Denn

als er mit andern Soldaten in einem großen Zimmer beim Feuer saß, da schlug die Thüre plötzlich auf, und es erschien eine große Geistergestalt und schritt auf und ab in der Kammer, ohne ein Wort zu sprechen. Als das der Schreiber sah, faßte ihn große Furcht und er glaubte, seine letzte Stunde wäre gekommen, denn er hatte keine Hoffnung, den Händen des Gespenstes zu entrinnen; auch machte dieß so erschreckliche Zeichen und Mienen, daß der kühnste Mann dabei in Schrecken gerathen wäre. Endlich beschloß der Schreiber, schnell durch die Thüre zu wischen, wenn der Geist ihm den Rücken drehen würde, um nach der andern Seite zu gehen; aber er kam nur bis zur Thüre, denn der Geist war viel schneller als er, und faßte ihn daselbst und trat ihn so heftig mit dem Fuße, daß er bis zur andern Ecke flog und nicht einmal Zeit hatte, seinen Hut zu nehmen; er floh im Gegentheile so eilig er nur konnte, um seinen Kameraden die Sache zu erzählen; spottete auch nicht ferner.

Ein anderer Soldat, gleich ungläubig wie der Schreiber, ging mit einem Knechte an denselben Ort und legte sich, um die Ankunft des Geistes gemächlicher abwarten zu können, auf ein Bündel Stroh nieder. Um Mitternacht kam der Geist und schritt gewohnterweise in der Kammer auf und nieder, worüber der Knecht in große Angst gerieth, und in größere noch der Soldat. Dann trat der Geist zum Heerde und nahm die Feuerzange, machte noch einen Weg durch die Kammer, nahte alsdann dem Soldaten und öffnete die Zange, als wenn er ihm die Nase hätte kneipen wollen. Das that er aber nicht, sondern ging wieder auf und nieder, und als er das abermals gethan, wandte er sich noch einmal mit der Zange nach dem Soldaten, wie wenn er ihm die Nase hätte wollen ausreißen. Solches wiederholte er

mehre Male, und den Soldaten überfiel dadurch ſo große Noth, daß er mehr todt als lebendig war und ſobald der Geiſt ihm den Rücken drehte, aufs eiligſte die Flucht ergriff. Dieß gelang ihm jedoch nicht beſſer, wie dem Schreiber; das Geſpenſt ereilte ihn an der Thüre und ſchlug ihn dermaßen aufs Backen, daß er, ſo lang er war, auf die Erde fiel und lange nachher noch die Zeichen des Schlages auf ſeinem Geſichte zu ſchauen waren.

Die Zimmerleute, welche an der Wiederherſtellung des Gebäudes arbeiteten, ſahen den Geiſt beinahe jede Nacht die Runde durch das Kloſter halten; er verſchwand ſtets an der Stelle, wo der Bär des heiligen Gislen gehalten wird, und ſie bemerkten, daß er durch die dichteſten Paliſſaden und Eiſenſtäbe ſchlüpfte, ohne ſie auch nur zu bewegen, und als wenn es ſchwache Netze oder Spinngewebe geweſen wären. Niemals hat der Geiſt aber die Zimmerleute oder die Diener des Kloſters beunruhigt; er hatte es nur allein und einzig auf die Soldaten abgeſehen.

432.

Der umwandelnde Schloßherr.

Mündlich.
Snellaert im Kunſt- en Letter-Blad.

Man erzählte mir oft in meiner Kindheit, daß auf einem Pachthofe unfern Cortryk der Geiſt des Großherrn von dem damaligen Pachter ſpuke. Im Sommer mußte der Geiſt von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang einen Kornhaufen abwerfen und wieder aufrichten. Am Abende war er ganz matt und müde und warf ſich in Schweiß gebadet auf einen Stuhl in der Ecke des Schornſteines nieder, wo er auch ſitzen blieb und ſprachlos und mit

verwilderten Blicken vor sich hinstarrte, bis alles sich zur Ruhe begeben hatte; dann hatte er auch Ruhe bis die Sonne wieder aufging.

Das hat lange gedauert; endlich aber haben ihn die Recolleten nach der rothen See verwünscht, wo er noch spukt. Er mußte diese Strafe ausstehen, weil er in seinem Leben das Korn stets mit einem Scheffel gemessen hatte, der einen doppelten Boden trug.

433.

Der kühne Soldat zu Antwerpen.

H. Conscience, De Geest, eene oude Spookvertelling. Mitgetheilt in „De Noordstar; Tydschrift voor Letteren, Kunsten en Wetenschappen." 3. Jahrgang. 1842. 2. Lieferung. S. 67.

Es war einmal vor langer, langer Zeit ein Haus auf dem Kleinmarkte, das hatte vier Stockwerke und war so schön wie ein Königshaus, und da wollte keiner drin wohnen, denn es spukte allda. Mit dem Schlage von zwölf kam immer ein Geist, der Trepp' auf, Trepp' ab lief, und wenn es eins schlug, dann stellte er sich hinter die Thüre, die nach der Straße zuging, und begann so jämmerlich zu heulen, daß ein jeder Mitleid mit ihm hatte. Es war aber kein Mensch, der Muth genug hatte, in das Haus zu gehen, und so blieb es leer, obgleich der Geist jede Nacht rief: „Erlöst meine Seele! Erlöst meine Seele!"

Als das nun lange Zeit gedauert hatte, da kam einmal ein alter Soldat, und der kam aus dem Kriege, und als der von dem Hause hörte, sprach er, er wollte eine Nacht in dem Hause schlafen, wenn sie ihm hundert Gulden im voraus gäben. Der Hauswirth verwunderte sich darob, aber da sagte der Soldat, er wäre vor keinem

Teufel und keinem Spuke bange, denn was Gott bewahre, das wäre wohl bewahrt. Darauf sprach der Wirth: „Gebt mir die Hand darauf, daß ihr das thun wollt, und sagt mir, was ich euch geben muß.“ — „Hört“, sagte der Soldat, „gebt mir für den Anfang ein Maaß Holz in Stücke geschnitten, ein Dutzend Flaschen Wein, eine Flasche Branntwein und einen Topf voll Kuchenteig nebst einer guten Pfanne, darin ich mir meine Kuchen backen kann.“ — „Das sollt ihr haben“, antwortete der Wirth, und als der Soldat alles hatte, da ging er mit anbrechender Nacht damit in das Haus.

Als er nun Feuer geschlagen hatte, trug er alles in eine Kammer auf dem ersten Stock, in der noch ein Tisch und zwei Stühle standen, und da machte er ein großes Feuer am Heerde und setzte seinen Teig daneben, damit derselbe ein bischen aufginge. Er rückte inzwischen einen Stuhl an den Tisch und biß den Flaschen, einer nach der andern, den Kopf ab, wodurch er auf die Dauer nicht ganz nüchtern mehr blieb; doch wußte er sehr gut, was er sagte und that. Bei dem Durste blieb es inzwischen nicht, der Hunger stellte sich gleichfalls ein, und er nahm somit die Pfanne, setzte die übers Feuer und that einen tüchtigen Löffel Teig hinein. Der Kuchen versprach ganz gut zu werden, er roch köstlich, war schon an einer Seite ganz braun, und der Soldat wollte ihn eben umdrehen, um ihn auch auf der andern Seite zu backen, da fiel plötzlich etwas aus dem Schornsteine und in die Pfanne und der Kuchen in die Asche.

Der Soldat wurde arg böse, aber er fand sich endlich in sein Schicksal und füllte die Pfanne aufs neue. Während der Kuchen nun wieder briet, besah er das Ding, was aus dem Kamin gefallen war, und — es war ein Armknochen von einem Menschen. Der brave Krieger begann laut zu lachen, als er das sah, und rief: „Aha,

ihr wollt mich bange machen, aber das geht nicht mit euren Pferdsknochen.“ Und er faßte die Pfanne, um den Kuchen zu nehmen, denn er wollte ihn lieber halb gar eſſen, als noch einmal den Aerger haben; doch in demſelben Augenblicke praſſelte es im Kamine und eine ganze Menge von Knochen fielen nieder in die Pfanne und der Kuchen in die Aſche.

„Nein, tauſend Sackerlot“, ſprach da der Soldat, „das iſt doch nicht ſchön; ſie ſollten mich doch ruhig eſſen laſſen, denn ich habe Hunger. Mir einen ganzen Rückgrat von einem Füllen in meinen Kuchen zu ſchmeißen!“ Er irrte ſich aber ſehr, denn es war der Rückgrat eines Menſchen. Höchlich erzürnt faßte er alsdann die ſämmtlichen Knochen und ſchmiß ſie dermaßen gegen die Mauer, daß ſie in Stücke gingen. Mißmuthig ſetzte er ſich wieder zur Pfanne und verſuchte noch mehre Male ſeinen Kuchen zu backen, aber immer fiel ein oder der andere Knochen hinein, und den Beſchluß davon machte ein Todtenkopf, den der Soldat ſo weit warf, wie er nur fliegen konnte.

„Nun wird der Spaß wohl am Ende ſein“, ſprach er dann und fing von neuem an zu backen, und dießmal ging es auch gut, und er hatte ſchon eine gute Schüſſel Kuchen auf dem Tiſche und ſaß ſchon und aß fleißig, als mit einem Male die Uhr ſchlug. Er zählte, es war zwölf. Zur ſelben Zeit blickte er auf, und in der Ecke ihm gegenüber hatten ſich die Knochen vereint und ſtanden nun als ein häßlich Gerippe da, welches ein weißes Leintuch um den Rücken trug. Der Soldat rieb ſich die Augen, denn er meinte, er hätte geträumt; aber als er nun ſah, daß es ein wirklich Gerippe war, da ſprach er luſtig: „Ha, Herr Tod! wie geht es? Ihr ſeid grimmig mager. Aber kommt und eßt und trinkt mit mir, wenn euch nicht Kuchen und Wein durch den Leib

fallen." Das Gerippe antwortete nichts darauf, sondern winkte ihm nur mit dem Finger. „So sprecht doch einmal", lachte der Soldat, „wenn ihr von Gott seid; seid ihr aber vom Teufel, dann packt euch fort." Das Gerippe winkte stets mit dem Finger und sprach nichts, und der Soldat war deß müde und aß ruhig fort und gab keine Acht mehr auf das, was es that. Inzwischen schlug es halb eins, und das Gerippe schritt aus der Ecke heraus und nahte dem Tische. „Ah", rief da der Krieger, „sprecht was ihr wollt, aber bleibt mir vom Leibe, sonst werden wir böse Freunde." Das Gerippe streckte seine Hand aus und rührte an des Soldaten Hand, und brannte ein ganzes Loch hinein. „Was Teufel", rief der da, „was ist das?" und nahm eine leere Flasche und schlug nach dem Gerippe; aber er schlug in leere Luft. Nun wurde er erst recht böse und wollte den Geist packen, aber er tastete wieder in leere Luft, und das Gerippe winkte stets fort und wies nach der Thüre.

Deß war der Soldat müde, nahm das Licht vom Tische und sagte: „Ei nun, ich geh' mit; geht nur vor."

Das Gerippe ging vor bis zur Treppe und wies dem Soldaten, er solle hinunter gehen; doch der war so klug, es nicht zu thun, und sprach: „Geht nur vor, immer vor, ihr sollt mir den Hals nicht brechen." So kamen sie unten in einen Gang, und da lag ein schwerer Stein auf der Erde mit einem eisernen Ringe daran. Das Gerippe zeigte ihm, er müsse den Stein aufheben; aber der Soldat lachte und sprach: „Wollt ihr den Stein weghaben, dann hebt ihn selber weg." Das that der Geist, und da sah der Kriegsmann, daß ein großes Loch darunter war, und darin standen drei Töpfe von Eisen.

„Seht ihr das Geld?" frug das Gerippe.

„Aha, Landsmann, ihr sprecht Vlaemsch", rief der Soldat erfreut, „das ist brav. Ja, ich sehe so etwas, das wie ein Zehnguldenstück aussieht."

Nun holte der Geist die drei Töpfe hervor und sprach weiter: „Das ist Geld, welches ich verbarg, ehe ich starb." — „So", frug der Soldat, „ihr seid also todt? Hm, hm." Der Geist fuhr aber fort, ohne darauf zu hören: „Ich mußte so lange in der Hölle brennen, bis das Geld gefunden war. Ihr habt mich aus der Hölle erlöst." — „Schöner Junge seid ihr", sprach der Soldat, „zum Danke dafür verbrennt ihr mir die Hand." — „Jetzt brenne ich nicht mehr", lächelte der Geist, „fühlt nur meine Hand, sie ist ganz kalt." Der Soldat zog jedoch schnell seine Hände zu sich und rief: „Schön Dank, keine Umstände; ich kenn' euch Vogel." — „Nun denn in Gottes Namen", sprach da das Gerippe, „ich ersuche euch nun, von den drei Töpfen einen an die Armen zu geben, den andern schenkt ihr an die Kirche, damit man dort Messen für meine Seele lese, und" — „Das ist mir eine schlechte Rechnung", schrie der Soldat, „ich bin nicht euer Knecht. Was wolltet ihr noch sagen?"

„Der dritte Topf ist für euch", flüsterte der Geist.

Und vor Freude sprang der Soldat hoch in die Luft und purzelte und fiel in das Loch und sein Licht mit, und er saß im Dunkeln. „He, Geistchen", rief er, „helft mir doch hier heraus!" aber der Geist war verschwunden und er mußte sich selber heraushelfen. Und als er wieder auf dem Boden stand, da suchte er seine Kerze und die Treppe, und ging herauf und legte sich schlafen.

Am andern Tage that er, wie der Geist ihm befohlen hatte, und gab einen Topf den Armen und den andern der Kirche und er fand in dem dritten so viel,

daß er ein steinreicher Mann wurde und alle Tage in einer Kutsche fuhr, und alle Tage in die Schenke ging.

434.

Die Blutkutsche in Antwerpen.

Mündlich von H. Stallaert.

Dieß ist ein wunderschöner Wagen mit vier Pferden, und in demselben sitzt eine reich gekleidete Dame, die viel Leckereien und Spielsachen bei sich führt, um die Kinder, welche noch spät auf der Straße spielen, zu sich zu locken; auch verspricht sie denselben, daß sie auf ihrem Schlosse ihnen ihre kleinen Töchterchen zu Gespielinnen geben wolle. Glückt ihr die List nicht, dann zieht sie die Kinder mit Gewalt in den Wagen und verstopft ihnen den Mund, daß sie nicht schreien können. So führt sie die armen Würmchen weit weg in ein großes Schloß. Da schneidet man ihnen an beiden Füßen die große Zehe ab und läßt sie todt bluten. Das Blut aber dient einem Könige, der an einer schlimmen Krankheit leidet, zum Bade. Es ist wohl zu merken, daß die Kinder, deren Blut ihn heilen kann, unter sieben Jahren alt sein müssen.

435.

Zehen abgeschnitten.

Mündlich.

Im August, als das Korn hoch stand, spielten einige Kinder in der Nähe von Brüssel auf dem Felde. Da kam ein reich gekleideter Herr gegangen und sprach zu einem von ihnen: „Sieh, hier gebe ich dir einen ganzen Sack voll goldenen Geldes, wenn du mit mir ins Korn

gehen willſt.“ Das Knäbchen wollte anfangs nicht, als es aber in dem Sacke die ſchönen Goldſtücke ſchaute, da bequemte es ſich und ging mit dem Herrn in das Korn. Da zog der Herr einen Ball aus der Taſche und ſteckte den in des Knäbchens Mund, ſo daß es nicht ſchreien konnte, und nahm alsdann ein Meſſer, um ihm die großen Zehen abzuſchneiden. Da das Kind aber rang und ſich wehrte, hatte er viele Noth, ihm die Schuhe und Strümpfchen auszuziehen.

Inzwiſchen waren die andern Kinder nach Hauſe gelaufen und hatten dem Vater des Knäbchens erzählt, wie daſſelbe mit Gold beſchenkt worden und mit einem ſchönen Herrn ins Korn gegangen ſei. Der Vater merkte alsbald Unrath, ging ſchnell mit den Kindern zurück und kam gerade in dem Korn an, als der Herr dem Knäbchen die große Zehe am rechten Fuße abſchneiden wollte. Von einem kräftigen Fauſtſchlage getroffen, ſank der Herr alsbald nieder, und der Vater nahm ſchnell das Kind und das Geld und wurde ein reicher Mann, denn in dem Sacke waren wohl hunderttauſend Franken.

436.

Bockreiter.

Mündlich von M. van der Voort.

Es war ein wunderlich Ding mit den Bockreitern, die ehedem ſtark im Lande hausten. Man ſah nichts von ihnen, als nur einen hellen Schein, der ſchnell vorüberflog. Man konnte Thüren, Fenſter, Kellerlöcher, kurz alles vor ihnen ſchließen, und dennoch drangen ſie ins Haus und holten die beſten Sachen weg.

Ein Goldſchmied in Antwerpen hatte ſogar die Schlüſſellöcher und Dachritzen verſtopft, und dennoch

kamen sie jede Nacht in sein Haus und suchten sich das Schönste und Kostbarste unter den Goldarbeiten aus, so daß der Mann auf keinen grünen Zweig kam und endlich betteln gehen mußte.

437.

Der geplagte Jäger.

Mündlich; mitgetheilt von Lehrer Nachtergaele in Sankt Lievens-Essche.

Ein Jäger von Sankt Lievens-Essche schritt eines Tages in den Wald, um daselbst zu jagen; aber in dem Walde da ging es nicht mit rechten Dingen zu, und bis heute noch ist derselbe höchst verdächtig und man vermeidet so viel wie möglich, dahinein zu gehen oder lange dort zu verweilen. Der Jäger mußte es erfahren, was es war, denn kaum an dem Busche angelangt, fiel ein Thier in Gestalt eines großen Hundes auf ihn zu und sprang ihm auf die Schultern. Er war jedoch so glücklich, es abzuwehren. Sein eigener Hund nahm im selben Augenblicke die Flucht. Da faßte er in höchster Angst seine Büchse, legte an und drückte los; aber sie versagte und das Thier blieb vor ihm stehen. Er beschaute schnell die Büchse, streute frisches Pulver auf die Pfanne und legte nochmals an; aber wiederum kein Schuß, und das Thier stand noch immer da.

Nun faßte den Jäger ein furchtbarer Schrecken und er lief, was er konnte, nach Hause, wo er in einem dermaßen elendigen Zustand anlangte, daß es ihm unmöglich war, ein Wort hervorzubringen.

438.

Der brennende Hirte.

Mündlich von E. E. Stroobant.

In der Gegend von Turnhout lebte ein reicher Herr, der hatte viele Schaafe und einen Hirten, welcher dieſelben hütete. Zu einer Zeit verlor der Herr auf der Weide eine Börſe mit Geld. Wie er nun wieder nach Hauſe kam und das Geld nicht mehr in der Taſche fand, da dachte er gleich, er könnte es nicht anders verloren haben, als auf der Weide, denn er war nirgend anderswo geweſen. Darum ging er alsbald zurück und fragte den Hirten, ob er keine Börſe gefunden hätte. Der Hirte ſprach: „Nein, ich habe nichts gefunden", und als der Herr noch mehr in ihn drang, da verſchwur er ſich und ſagte: „Wenn ich die Börſe gefunden habe, dann will ich ewig brennen in lichter Flamme." Er hatte ſie aber doch gefunden, und darum ſtrafte ihn Gott, und er loderte in lichter Flamme auf und brannte; und alſo mußte er umwandeln und wandelt noch bis zum heutigen Tage.

439.

Der Feuermann.

Mündlich von A. van Haſſelt.

An den Ufern der Maaß geht jegliche Nacht ein Feuermann umher, der brennt lichterloh. Wenn man ihm pfeift, dann kommt er. Manche, die das verſucht, konnten nicht ſchnell genug die Hausthüre hinter ſich ſchließen; er aber ſchlug mit der flachen Hand auf die Thüre, und am andern Tage fand man die Stelle ſchwarz verbrannt.

440.

Der glühende Landmesser.

Mündlich.
Westendorp, Mythologie. S. 188.

Ein Landmesser bei Farsum hatte in seinem Leben nicht gar redlich gehandelt. Er ließ sich, wenn er ein Stück Land abmessen sollte, von dem einen oder dem andern bestechen, und maß dem alsdann mehr zu, wie Recht war. Dafür wurde er verdammt, nach seinem Tode als glühender Mann mit einer glühenden Meßkette umherzugehen, und so mißt er noch heute in jeglicher Nacht.

441.

Die brennende Garbe zu Kieldrecht.

Mündlich; mitgetheilt von J. B. Courtmans.

Bei Kieldrecht verunglückte einmal ein Schiffer; da er noch mit Sünden beladen war, so muß er umwandeln. Er erscheint des Abends in Gestalt einer brennenden Garbe, steigt so aus dem Wasser auf bis hoch in die Luft und fährt dort mitunter in der Richtung des Dorfes Verrebroek weg.

Ein anderer Schiffer, der vom Wasser kam und eben nach Haus wollte, begegnete dem Umfahrer einmal und wurde von ihm bis an die Thüre seiner Hütte verfolgt, wo der arme Mann kraftlos und ohnmächtig niedersank.

442.

Der Wagen auf dem Korn.

Mündlich.

Ein Mann war des Nachts ausgegangen, um Wachteln zu fangen, und hatte ſich ins Korn geſetzt. Und als es zwölf Uhr von der Kirche Saint Joſſeten-Noode ſchlug, da wurde es ihm bang ums Herz, denn er dachte an den Kornwagen; und er ſaß nicht lange, da kam der Kornwagen auch wirklich und fuhr oben über die Aehren von dem Korne hin, und das war ein Geraſſel, als wenn er über eine gepflaſterte Straße gefahren wäre. Es waren ſechs Pferde daran geſpannt und ein Kutſcher ſaß auf dem Bocke und ein Bedienter ſtand hinten drauf, und ein Poſtillon knallte von einem der vordern Pferde mit der Peitſche, und ſo laut, daß man es noch lange hörte, als der Wagen ſchon weit fort war.

443.

Der Höllenwagen zu Overmeere.

Mündlich von J. B. Courtmans.

Ein alter Diener erzählte das Folgende.

Zu Overmeere fährt jegliche Nacht punkt zwölf Uhr ein Wagen durch die Straßen, und den heißt man den Höllenwagen. Es geht darin ganz luſtig zu, und Muſik und Spiel tönt aus demſelben. Um ein Uhr erſt verſchwindet er. Dann erſcheint ein großer Hund, und der rennt umher, und wenn er jemand auf der Straße findet, dem hängt er ſich auf den Rücken, und ſo läßt er ſich tragen ſo lange, bis der Tag anbricht und der Hahn kräht. Wer vor ihm fliehen und ſich retten will, der muß ſorgen, daß er an den Kirchhof kommt und dort

über die Mauer und das Beinhaus, auf welchem ein Crucifix steht, ſpringen. Dann wird der Hund außerhalb der Mauer wachſen und wachſen, bis er mit dem Rücken über die Mauer reicht, und alſo den Kirchhof umzingeln, aber hinein kann er nicht.

Es iſt mir ſelbſt paſſirt, daß ich eines Sonntags, wo ich zur Beichte gehen wollte und mich recht früh auf den Weg zur Kirche machte, um gleich der Erſte am Beichtſtuhle zu ſein, dem Hunde begegnete, und er iſt mir nachgelaufen bis an den Kirchhof, und ich habe deutlich ſeinen Rücken über die Mauer ragen ſehen.

444.

Donner verrathen.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 173.

Was der Donner iſt, das weiß kein Menſch, das weiß nur der liebe Gott mit ſeinen Engeln und der Teufel mit ſeinen Teufeln; es iſt ein ſchreckliches Geheimniß, und wer es erforſchen würde, dem koſtete es das Leben.

Ein grundgelehrter Mann hatte es inzwiſchen dennoch entdeckt, und dazu hatte Gott ihm ſeine Hülfe geſandt, aber unter der Bedingung, daß er keinem Menſchen etwas davon ſagen ſolle. Der Gelehrte dachte, es ſei ihm nicht verboten, es zu ſchreiben, wenn er nur nichts davon ſage, und er ſetzte ſich hin und nahm Papier und Feder, um es für die nach ihm lebenden Gelehrten aufzunotiren. Kaum hatte er aber die Hand angeſetzt und den erſten Buchſtaben angefangen, als der rothe Donner durch das Fenſter fuhr und ihm die rechte Hand jämmerlich abbrannte.

445.

Der unsichtbare Professor in Löwen.

Mündlich von M. van der Voort.

In Löwen lebte zu Zeiten ein Professor, der an der dasigen berühmten Universität, der Alma mater, seine Vorlesungen gab. Niemals sah man aber von ihm etwas anderes, als sein Barett und sein Buch, welche beide entweder über dem Katheder oder durch den Saal zu schweben schienen.

Eines Tages geschah es, daß einer von den Studenten etwas bei dem Professor zu erfragen hatte. Er ging also zu ihm ins Haus, und die Magd führte ihn auf die Studirkammer ihres Meisters. Da sah er nun ein paar Pantoffeln unter dem Tische trippeln und auf dem Tische eine Feder in aller Eile über daliegendes Papier laufen und schreiben. Er dachte gleich, das ist unser Professor, und sprach: „Guten Morgen, lieber Herr und Meister, ich hätte eine Frage an euch zu thun und wollte euch bitten, mir dieselbige auszulegen.“ Der Professor antwortete aber nicht, sondern schwieg und die Feder lief immer weiter. Da ging der Student neben den Sessel stehen und wollte sich auf eine Armlehne stützen, um zu sehen, was der Professor schriebe. Da sank dieser aber auf einmal mit dem Kopfe gegen die Rücklehne und war sichtbar und todt.

446.

Der Müller von Niel.

Mündlich.
C. P. Serrure im Kunst- en Letter-Blad. 1841. S. 43.

Im verflossenen Jahrhundert wohnte in dem Dorfe Niel ein Müller, der sehr ungebührlich lebte; er hatte

besonders eine schlechte Gewohnheit, und die war, bei dem kleinsten Anlasse zu fluchen und zu schwören und die Muttergottes zu lästern. In dem Dorfe ging auch das Gerücht, er habe seine Seele dem Teufel verkauft, und darauf hielten sich die Leute um so mehr, als sie oft die Mühle sich drehen sahen, wenn kein Lüftchen wehte.

Eines Abends rief der Müller seinem Sohne zu: „Geh zur Mühle und mahle den Sack voll Korn, der angekommen ist." — „Wie, Vater", antwortete der Sohn, „es geht ja kein Wind, da ist das Mahlen doch wohl unmöglich." — „Geh! sage ich dir", fuhr der Müller heftiger fort, „oder, wenn es dir denn so unmöglich scheint, dann will ich dir doch zeigen, daß es möglich ist." Mit den Worten lief er aus der Thüre und unter fortwährendem Fluchen die hölzerne Treppe der Mühle hinan; eben aber war er einige Stufen herauf, als das Kapellenglöckchen das Angelus läutete; zu gleicher Zeit stürzte er, wie vom Blitze getroffen, die Treppe hinab und blieb für todt am Fuße derselben liegen; so brachte man ihn auch nach Hause zurück.

Am folgenden Morgen kam ein fahrender Schüler in das Dorf, und die Leute erzählten demselben von dem Tode des Müllers. Da verlangte der Fremde, die Leiche zu schauen, und man führte ihn in des Müllers Haus. Als er aber zu der Leiche kam, rief er plötzlich: „Der ist ja nicht todt, bewahre, den will ich schon wieder zum Leben bringen; lasset mich nur eine Stunde mit ihm allein, denn ich muß dazu Kräuter gebrauchen, die für euch zu stark sind; dann sollt ihr ihn wieder sehen." Die Leute entfernten sich, und die Thüre wurde geschlossen. Im selben Augenblicke geschah ein furchtbarer Schlag in der Kammer; man öffnete in aller Hast die Thüre wieder und — fand nichts mehr. Meister und Leiche waren

weg; eines von den Leintüchern hing über einem Kreuzbilde, welches zu Häupten des Bettes ſtand; das andere lag mit geknüpften Enden ausgebreitet an der Erde.

447.

Schiffskapitän vom Teufel geholt.

Mündlich von F. Morgels.

Vor langer Zeit lebte einmal ein Schiffskapitän, dem alles wohl und gut von Statten ging, er mochte anfangen, was er wollte; man nannte ihn darum auch allerwärts nur den glücklichen Kapitän. Dabei führte der Mann aber ein ſo wüſtes Leben, daß man wohl erkannte und leicht einſah, es könne mit ſeinem Glücke nicht ganz richtig ſein, und die Matroſen flüſterten ſich in die Ohren, er habe ſeine Seele dem Teufel verkauft. Es war auch nicht anders möglich, denn wenn der gräßlichſte Sturm auf der See wüthete, dann ging das Schiff ſo ungeſtört und ruhig über die Wellen, als wenn das Waſſer ganz ſtill geweſen wäre.

Eines Tages gab er den Befehl, alles Schiffsvolk ſolle hinunter in die Kajüten gehen und der Bootsjunge allein auf dem Verdecke bleiben. Zu dieſem ſprach er dann: „Sieh, Junge, was ich dir jetzt ſage, das thue pünktlich. Ich erwarte einen Herrn, der kommt auf einige Minuten, mich zu ſprechen. Wenn er anlangt, dann führe ihn in die Kajüte und gehe alsbald, Wein zu holen.“ Der Junge gelobte, dem nachzukommen, und der Kapitän ſtieg nieder in ſeine Kammer. Kaum war er unten, als eine ſchwarze Kutſche, mit vier ſchwarzen Roſſen beſpannt, über das Waſſer angefahren kam und am Schiffe ſtill hielt. Ein Mann, ſo ſchwarz, wie ein Neger, ſprang heraus, und der Junge eilte her-

bei und führte ihn zitternd und bebend in die Kammer des Kapitäns, der den Jungen zur Stunde aussandte, um Wein zu holen.

Als der Junge wiederkam, war die Kutsche verschwunden; er ging zu dem Schiffsvolke und das erzählte ihm, daß in der Kammer des Kapitäns ein gräuliches Getöse gewesen wäre. Da kündete der Junge alles, und sie gingen zusammen zur Kammer und fanden die Gliedmaßen des Unglücklichen darin zerstreut, und großer Gestank drang ihnen in die Nase. Da entliefen sie dem Schiffe und gingen in die Stadt und barfuß zur Kirche, wo sie alles beichteten.

448.

Der Teufel von Aelst.

Mündlich; mitgetheilt von Jack van de Velde.

Ein junger Soldat wollte einmal nach Aelst gehen; von woher er kam, das weiß man nicht. Auf dem Wege traf er eine Frau, die von schlechten Kerlen überfallen worden war, und er schoß zu und schlug sich so lange mit den Bösewichtern herum, bis er sie in die Flucht getrieben hatte. Dann geleitete er die Frau nach der Stadt und kehrte dort bei einem Wirthe ein, der Ghyselin Merce hieß und gegenüber dem Beggynhof wohnte. Da erst merkte er, daß ihm das Blut durch die Kleider lief, denn in dem Ringen mit den Kerlen hatte er eine schwere Wunde bekommen. Der Wirth holte einen Heilmeister, und dieser verband des Soldaten Wunde; der letztere, einsehend, daß er so bald nicht von Aelst wegkommen könne, gab dem Wirthe seine Börse mit vielem Gelde in Verwahr, denn er fürchtete, daß

es ihm gestohlen werden könnte, und glaubte es so am sichersten untergebracht.

Der Wirth aber war ein gieriger und gewissenloser Mensch, und das Geld lockte ihn zu sehr, als daß er sich hätte entschließen können, es später zurückzugeben. Nach vierzehn Tagen hatte der Soldat wieder seine vorigen Kräfte erlangt, und er wollte weiter und bat den Wirth um die Börse. Dieser läugnete aber, dieselbe empfangen zu haben, worüber der Soldat so erzürnte, daß er auf den Tisch schlug und unter grimmigen Drohungen seine Forderung wiederholte. Da stieß ihn der Wirth vor die Thüre und schloß dieselbe; der Soldat wurde wüthend und stampfte mit dem Fuße dagegen, und zog sein Schwert unter Fluchen und Schimpfen, während der treulose Wirth von innen schrie: „Diebe, Räuber!" und so gräulichen Spektakel machte, daß die ganze Nachbarschaft zusammenlief. Just in diesem Augenblicke kam der Baillif von Aelst an dem Hause vorbei, und als der den Soldaten mit bloßem Schwerte sah, befahl er den ihn umgebenden Gerichtsdienern, denselben zu greifen und nach dem Gefängnisse abzuführen.

Einige Tage später mußte der arme Soldat vor dem Gerichte erscheinen; der Wirth trat zugleich vor und beschuldigte ihn der allerärgsten Dinge. Da der Soldat keine Zeugen hatte, welche seine Aussage wegen der Börse hätten bestätigen können, so stand es schlecht um ihn, und der Wirth mußte sonder Zweifel Recht bekommen, und um so mehr, als auch noch der Umstand gegen den Soldaten war, daß man ihn mit bloßem Schwerte gegriffen hatte.

In sein Gefängniß zurückgekehrt, setzte er sich eben halb verzweifelt in eine Ecke, denn er sah den gewissesten Tod vor sich, als plötzlich eine wunderliche Gestalt vor ihm stand und ihn anredete: „Johann, du wirst morgen

zum Tode verurtheilt; aber ich will dich retten, wenn du dein Handzeichen mit deinem Blute auf dies Pergamentblatt schreiben willst.“ Der Soldat erschrak sehr, als er sich so angeredet hörte, aber er war zu fromm, als daß er sich auf diese Weise vom Tode hätte retten sollen; darum sagte er: „Nein, ich verkaufe meine Seele um keinen Preis; lieber will ich unschuldig sterben.“ Der andere setzte ihm noch heftiger zu, um ihn zur Unterschrift zu bewegen; als er aber sah, daß nichts helfen wollte, da nahm er auf einmal einen andern Ton an und sprach: „Ich wollte nur deine Tugend auf die Probe stellen, Johann; aber du bist ein braver Mensch, und mein Beistand ist dir sicher. Wenn du morgen vor dem Gerichte erscheinst, dann wird man dich nicht anhören; aber darum fürchte nichts. Gieb nur Acht auf einen Mann mit einer blauen Mütze, der sich unter dem Volke befinden wird, und ist man auf dem Punkte, dir dein Urtheil zu lesen, dann rufe den als deinen Vertheidiger auf; der wird dir schon helfen.“ Mit diesen Worten verschwand der Fremde.

Am andern Morgen ging es ganz so, wie der es dem Soldaten vorausgesagt hatte; der Wirth bekam Recht, und der Baillif schickte sich an, das Urtheil abzulesen, als der Soldat den Mann mit der blauen Mütze, der sich wirklich unter den Zuhörern befand, aufrief, ihn zu vertheidigen. Dieser trat sogleich vor den Baillif und erbat sich die Erlaubniß, ein Wort zu Gunsten des zu Verurtheilenden sprechen zu dürfen, und als er diese erhalten hatte, hielt er eine Rede, worin er so deutlich bewies, daß der Soldat dem Wirthe das Geld gegeben hatte, daß in keinem der Umstehenden mehr ein Zweifel an der Gerechtigkeit der Sache des erstern blieb; und zum Schlusse nannte er sogar den Ort, wo der Wirth das Geld verborgen hatte. Als der letztere das

hörte, verschwur er sich hoch und theuer, das sei nicht wahr, und rief: „Ich will verdammt sein mit Leib und Seele, wenn eine Sylbe davon so ist.“

Kaum aber hatte er die Worte aus dem Munde, als der andere seine blaue Mütze abwarf, und ein Jeder an den beiden Hörnchen, welche man nun auf seinem Kopfe erblickte, den Teufel von Aelst erkannte. In einem Sprunge war er bei dem Wirthe, faßte ihn mit seinen Krallen und flog mit ihm durch die Fenster. Der Soldat aber bekam seine Freiheit und mit ihr sein Geld zurück. Später hat er die Frau, welche er gerettet, zur Ehe genommen und ist mit ihr nach Gent gezogen, wo er erst im hohen Alter starb.

449.

Teufel am Hünenbett gerufen.

Mündlich.

In der Landschaft Drenthe waren einmal zwei junge Leute, ein Knabe und ein Mädchen, die liebten einander sehr, aber die Aeltern wollten nicht zugeben, daß sie einander heiratheten. Da ging der Knabe zu einer Zauberfrau und fragte sie um Rath. Diese sprach folgendermaßen zu ihm: „Gehe diesen Abend, wenn es dunkelt, an das Hünenbett und warte daselbst bis um Mitternacht. Dann sprich das, was ich dir jetzt vorsagen werde (was das aber war, weiß ich nicht), und du wirst den Teufel sehen, von dem du Hülfe bekommst, so du dich wohl anlegest.“ Der Knabe that also, kam aber nimmer wieder von da zurück. Seine armen Aeltern haben ihn lange gesucht, bis sie ihn endlich ganz schwarz und wie verbrannt am Hünenbett fanden.

450.

Schlimmer Sprung.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. XII, c. 60.

In Hall bei Brüſſel hüllte einmal eine Frau ihre Füße in Pelz und ſprang rückwärts mit den Worten: „Hier ſpring ich aus Gottes Gewalt in des Teufels Gewalt.“ Alsbald faßte der Teufel ſie und führte ſie durch die Luft fort aus der Stadt und über waldige Hügel, und bis heute zu hat man nichts mehr von ihr geſehen.

451.

Wie der Teufel ein Mädchen zu Antwerpen erwürgte und ſie alsdann in eine ſchwarze Katze verwandelte.

Discours miraculeux, inouy et épouventable advenu à Envers... d'une jeune fille flamande .... Trad. de langue flam. (Paris o. J.) Lenglet du Fresnoy, Recueil de dissertations sur les apparitions .... Avignon et Paris 1751. tome I, part II, p. 26 svv.

Im Jahre tauſend fünfhundert zwei und achtzig am ſieben und zwanzigſten Mai trug ſich folgende unerhörte Geſchichte in der Stadt Antwerpen zu.

Daſelbſt lebte ein junges und ausnehmend ſchönes Mädchen, welches außerdem auch aus einer reichen Familie war. Das alles zuſammengenommen, machte ſie alſo übermüthig und ſtolz und dabei auch alſo wollüſtig, daß ſie nichts anders erſtrebte, als durch prächtige Kleider einer Menge von Freiern zu gefallen, welche alle Tage um ſie waren.

Einmal war ſie zu der Hochzeit eines der Freunde ihres Vaters eingeladen. Da wollte ſie nun ſo ſtattlich erſcheinen, daß keine andere ihr gleichen ſollte und daß ſie alle andern Frauen weit überſtrahlte. Sie ſchminkte ſich mit dem allerſchönſten Carmin, den man in der Stadt

haben konnte, und ſuchte beſonders ihre Locken und ihren Kopfputz recht koſtbar zu machen. Dazu ließ ſie ſich Leinwand kommen, ſo fein, wie ſie nur zu machen war, und wovon eine Elle neun Thaler koſtete, und daraus wurden die Kragen geſchnitten. Alsdann rief man eine Stickerin aus der Stadt, und ſie bat dieſe, ihr zwei Kragen zu ſticken, einen für den Hochzeitstag und den andern für den folgenden Tag, und dafür ſollte die Stickerin vier und zwanzig Stüber bekommen.

Die Stickerin bemühte ſich aufs beſte und brachte bald die zwei Kragen, welche ein Meiſterſtück waren; aber ſie gefielen der ſtolzen Jungfrau nicht, und dieſe ſandte nach einer andern und verſprach ihr einen Thaler, wenn ſie ihr die zwei Kragen noch beſſer ſticken würde, als die erſten es waren. Auch dieſe arbeitete mit größtem Fleiße an den Kragen und einer Haube; aber auch ſie konnte es der Jungfrau noch nicht recht machen, obgleich man nie eine alſo ſchöne Stickerei geſehen hatte. Als ſie dieſelbe brachte, ſchrie die Jungfrau wüthend und indem ſie die Kragen mit der Haube auf die Erde warf: „Eher wollte ich, daß mich der Teufel lebendig hole, als daß ich ſolche Stickerei auf der Hochzeit trüge.“

Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als der Teufel in Geſtalt ihres liebſten Freiers in die Kammer trat; er trug am Halſe einen ſchönen Kragen, der die beiden andern weit übertraf, und grüßte die Jungfrau aufs freundlichſte. Dieſe hatte ihn nicht ſo bald geſehen, als ſie ſänftlicher wurde und mit ſchmeichelnden Worten zu ihm ſprach: „Ach, mein liebſter Freund, wer hat dir denn deine ſchönen Kragen geſtickt? So möchte ich auch einen haben.“ Der Böſe entgegnete: „Ich habe ſie mir ſelbſt geſtickt, aber wenn ſie euch gefallen, dann nehmet ſie; es iſt mir ein großes Vergnügen.“ Und mit den Worten nahm er die Spitzenkragen vom Halſe und that

sie der schönen Jungfrau um, so daß diese außer sich wurde vor Freude. Dann aber faßte er sie mitten um den Leib, als wenn er sie hätte küssen wollen, und brach ihr unter einem gräulichen Schrei den Nacken, so daß sie todt zu Boden stürzte.

Der Schrei war so laut gewesen, daß ihr Vater und ihre Mutter denselben gehört hatten, und alle andern Leute im Hause hatten ihn gleichfalls vernommen. Jeder dachte alsbald, es müsse ihr ein Unglück überkommen sein, und stürzte in die Kammer, und da fanden sie das Mädchen mit schwarzem Halse und Nacken, blauen Lippen und ganz mißgestaltetem Munde, so daß allen, die es sahen, die Haare zu Berge standen. Vater und Mutter schrieen jämmerlich; es hätte einen Stein erbarmen mögen, denn sie hatten die Jungfrau überaus lieb. Dann aber beriethen sie sich unter einander und ließen die Leiche in einen Sarg legen und sagten zu den Nachbarsleuten, ihre Tochter habe plötzlich einen Schlag bekommen. Das thaten sie aber, damit sie nicht in Schande und bösen Ruf kämen.

Gott aber, der nichts gestattet, ohne große und gewichtige Gründe dafür zu haben, wollte nicht, daß die Sache verborgen bliebe; sie sollte vor aller Welt Augen offenbar werden und andern stolzen und übermüthigen Menschen zu einem warnenden Exempel und Beispiele dienen.

Als nämlich alles für das Begräbniß der Jungfrau angeordnet und ein großer und feierlicher Trauerdienst in der Kirche bestellt war, da wollte man den Sarg in die Kirche tragen; aber als vier starke und handfeste Männer ihn aufheben wollten, vermochten sie es nicht, so schwer war er. Der Vater, der nichts sparen wollte, um die Ehre seiner Tochter zu retten, ließ noch zwei Männer kommen; aber auch zu Sechsen konnten sie den Sarg

nicht aufheben, und er blieb wie an den Boden genagelt. Als solches kund wurde, verlangte das Volk der Stadt allgemein, daß man den Sarg öffne, um zu sehen, was die Ursache eines also unnatürlichen Gewichtes war. Sogleich wurde der Tischler gerufen und der schraubte die Schrauben los. Aber kaum war der Deckel ein wenig gelüftet, als eine schwarze Katze aus dem Sarge sprang und verschwand, ohne daß man wußte, wo sie hingekommen war. Und als man den Deckel nun ganz aufhob, da war die Leiche verschwunden und der Sarg ganz leer.

452.

Mariken von Nymwegen.

Mariken van Nymwegen. Altflämisches Volksbuch. (In zwei Exemplaren in Gent.).

Mariken van Nymwegen; Auszug aus dem Vorigen von Prudenz van Duyse. Mitgetheilt im Kunst- en Letter-Blad. 1841.

In der Zeit, als Herzog Arent von Geldern von seinem Sohne Herzog Adolf und dessen Mithelfern gefangen genommen wurde (1465), wohnte drei Meilen von Nymwegen ein frommer Priester, der hieß Herr Gysbrecht, und hatte bei sich eine schöne junge Magd, die war Mariken genannt und seiner Schwester Tochter, und ihre Mutter war todt. Diese Magd besorgte des geistlichen Herrn Haushaltung und war überaus brav und fleißig.

Nun trug es sich aber einmal zu, daß Herr Gysbrecht vielerlei nöthig hatte, was man nur in Nymwegen bekommen konnte, als Kerzen, Oel, Essig und Schwefelstöckchen. Darum gab er Mariken acht Stüber und sandte sie damit in die Stadt, rieth ihr aber dabei an, wenn sie mit ihren Einkäufen nicht frühe genug fertig

wäre, um noch bei Tage wieder zurückkommen zu können, dann sollte sie lieber bei seiner Schwester, ihrer Muhme, übernachten; denn sie sei eine schöne, lustige Magd und ihr könne gar zu leicht ein Unfall begegnen. Solches versprach Mariken zu thun, und sie ging fort und nach Nymwegen. Kaum jedoch hatte Herr Gysbrecht sie aus den Augen verloren, als es ihn reute, daß er sie hatte gehen lassen, und er sprach zu sich selbst: „Ich wollte, ich hätte sie zu Haus gehalten; es ist zu gefährlich, junge Mädchen und Frauen allein über Land zu senden, denn die Büberei der Welt ist gar mannichfach.“ Doch konnte das ja zu nichts helfen, denn er mußte doch Licht haben, wenn es dunkel wurde, und er wollte auch essen; und zudem war es auch schon zu spät, denn Mariken war schon weit, weit fort.

Die Muhme, zu der er seine Nichte hingewiesen hatte, beschäftigte sich stark mit der Politik und war eine begeisterte Anhängerin vom Herzog Adolf. Eben hatte sie sich mit mehrern andern Frauen über ihn unterhalten, und war im Laufe des Gespräches so lebhaft geworden, daß sie eher eine wüthende Teufelin, als ein ehrlich Christenweib zu sein schien, als Mariken in die Kammer trat. Es war der guten Magd zu spät geworden, um noch nach Hause gehen zu können; darum hatte sie dem Rathe ihres Bruders gefolgt, und nun grüßte sie die Muhme mit frommen und höflichen Worten also: „Liebe Frau Muhme! Christus möge euch all euer Leid süßen und, die ihr liebet, vor allem Uebel behüten.“ Aber die Muhme drehte den Kopf herum und fuhr sie unchristlich an: „Haha, willkomm Teufel, wie steht's in der Hölle?“ Mariken erschrak ob der unziemlichen Worte, legte still die eingekauften Sachen in einen Winkel und bat die Muhme bescheidentlich um ein Nachtlager; doch die hatte dafür keine Ohren, denn sie war zu sehr in die Politik

vertieft. Da wagte das arme Mädchen, sie noch einmal und inständiger zu bitten; aber das half eben so wenig, sie raste fort: „Was? du jagst mir den Teufel in den Kopf; aber ich bind' ihn, ich wickele und schnür' ihn auf ein Kissen, gleich einem Kinde; ich weiß kaum, ob ich auf meinem Kopf oder auf meinen Füßen stehe" und dergleichen mehr. Noch mehr geängstet und mißmuthig, packte Mariken ihre Einkäufe wieder zusammen, denn sie wollte ihr Bette lieber unter dem blauen Himmel haben, als bei der Muhme, und sie sprach: „Nun frag' ich auch nach keiner lebendigen Seele mehr was, und käme selbst der wahrhaftige Teufel zu mir." Damit verließ sie das Haus der Muhme und die Stadt Nymwegen, und schritt weiter und immer weiter fort, um nach Hause zu kommen.

Aber wie sie nun so allein auf dem Felde war und voll Hunger und Müdigkeit bald nicht weiter zu kommen wußte, da meinte sie, sie müßte verzweifeln, und rief endlich unter jämmerlichen Thränen: „Ach, nun helfet mir klagen, mir armen Mädchen, Gott oder Teufel, es ist mir alles eins", und sie hielt ihre Hände vors Gesicht und rieb sich ihre nassen Augen mit dem Schürzchen. Indem sie das aber that, da stand plötzlich ein feiner Herr vor ihr und der fragte sie mit freundlicher Stimme: „Saget mir doch, schöne Jungfrau, warum ihr also betrübet seid." Mariken erschrak gewaltig, als sie mit einem Male jemand reden hörte, von dem sie eben noch keine Spur gesehen hatte; aber der Fremde fuhr fort: „Ihr müsset nicht erschrecken, schön Kind, denn ich habe euch von ganzem Herzen lieb, und seid ihr deß zufrieden, so mache ich euch zu einer Frau der Frauen." Das beruhigte Mariken in etwa und sie sprach: „Aber dann saget mir auch, lieber Freund, wer ihr eigentlich seid." Darauf antwortete der Fremde: „Ein Meister aller

Künſte bin ich, und wollet ihr mir eure Liebe ſchenken, ſo lehr' ich euch zur Stunde die ſieben freien Künſte, als da ſind: die Muſica und Rhetorica und Logica und Grammatica, Geometria, Arithmetica und Alcumiſterie." Mariken ſtaunte, als ſie all dieſe gelehrten Sachen nennen hörte, und ſie war auch ganz zufrieden, daß ſie das alles lernen ſollte, aber ſie wollte doch zuvor des Fremden Namen wiſſen. „Den kann ich euch ſagen", ſprach der Herr, „ich heiße Monen mit einem Auge; aber das war noch nicht alles, was ihr von mir zu bekommen habet; an Gold nämlich und an Juwelen und Geld würdet ihr nimmer Gebrechen haben, wenn ihr mir eure Liebe ſchenktet." — „Iſt das wahr?" fragte Mariken erſtaunt, „dann habe ich wahrlich nichts dagegen; aber da wäre noch eins, was ich auch gerne lernen möchte, und das iſt die Kunſt der Negromantie. Mein Ohm hat ein ſchön Buch davon und damit konnte er Wunder thun, und hätte den Teufel durch ein Nadelöhr damit gejagt. Die Kunſt müßte ich auch noch wiſſen."

Das war aber ein harter Schlag für den Fremden, denn dieſe Kunſt hätte er ſie um keinen Preis lernen wollen; darum ſprach er: „Stehet davon ab, mein ſchönes Lieb, denn die Kunſt der Negromantie iſt eine gar gefährliche, und mancher hat durch ſie ſein Leben eingebüßt. Bedenket doch, wenn ihr in der Beſchwörung der Geiſter nur um ein Wort, ja nur um eine Sylbe fehltet, dann wäre es um euch geſchehen, und ich könnte euch alsdann nicht mehr mein Herzlieb nennen. Ich will euch aber dafür entſchädigen und euch die große Kunſt lehren, alle Sprachen zu verſtehen, welche nur immer in der Welt ſind; das ſoll euch, mein ſüß Bild, gewiß beſſer gefallen." Mariken willigte in den Vorſchlag ein und war deß ganz zufrieden, und bat den fremden Herrn, den Unterricht nur alsbald zu beginnen. Doch der ſprach:

„Ich habe bevor euch noch um etwas anderes zu bitten, liebe Jungfrau, und das iſt, daß ihr euren Namen von heut an ändert, denn den kann ich nun einmal nicht leiden. Mariken! ah!" Das wollte das Mädchen nicht, und als Monen ſah, daß er einſtweilen nichts ausrichten konnte, begnügte er ſich mit dem Verſprechen, welches ſie ihm gab, nimmer das heilige Kreuzzeichen zu machen. Dann ſprach er noch über vieles andere; endlich kam er langſam wieder auf das Namenwechſeln zurück und ſchlug Mariken vor, wenigſtens ſtatt ihres plumpen Namens den im Lande üblichern und ſchöner klingenden Emmeken anzunehmen, und das that Mariken auch, und gleich darauf begaben ſich beide nach Herzogenbuſch und Antwerpen, und ehe ſie dort noch ankamen, hatte Mariken ſchon alles inne, was Monen ihr verſprochen, ohne daß ſie ſelbſt wußte, wie das zuging.

Herr Gysbrecht wußte in der Zwiſchenzeit nicht, was er von ſeiner Nichte denken ſollte. Es waren ſchon zwei, drei, vier Tage vergangen und ſie kam immer noch nicht, und es wurde dem braven Prieſter immer unheimlicher im Hauſe. Endlich konnte er's nicht mehr aushalten, nahm ſeinen Stock und begab ſich in eigener Perſon nach Nymwegen und zu ſeiner Schweſter; denn er meinte ſicherlich, Mariken dort zu finden. Das unfromme Weib aber ſpottete noch ſeiner Angſt, und als Herr Gysbrecht immer flehentlicher bat, daß ſie ihm doch ſage, wo Mariken wäre, ſprach ſie: „Ei, wo weiß ich's? Vor einer Woche war ſie hier, und ich habe ſie zum Teufel geſchickt, mit dem ſie wohl umherfahren wird."

Nun war der gute Mann gar untröſtlich; doch ſuchte er ſich langſam zu faſſen, richtete ein inniges Gebet an unſere liebe Frau von Aachen und an Sankt Servatius von Maeſtricht, und ging wankenden Schrittes wieder der vereinſamten Wohnung zu.

Das gräuliche Fluchen der Muhme blieb aber nicht ungestraft von Gott; denn wenige Tage nachher ließ der Castellan, dem die Bewahrung Arents anvertraut war, den alten Herzog frei, und dieser wurde mit Jubel und Freude in Herzogenbusch empfangen. Darüber erzürnte das arge Weib so sehr, daß sie nicht wußte, wo sie stand, und sich in ihrer Wuth selber das Leben nahm.

Von all dem wußte Mariken nichts; die saß vielmehr ganz ruhig und vergnügt mit Monen zu Antwerpen in der Schenke zum Baume auf dem großen Markte. Diese Schenke war ein verrufenes Haus und da fand sich Gesindel aller Art zusammen, schlechte Weiber, Räuber, Spitzbuben und betrügerische Handelsleute, und Gott weiß, was noch mehr für Volk, und die tobten und lärmten unter einander, daß es ein Gräuel war. Einige dieser leichten Gesellen naheten bald Mariken und Herrn Monen, denn sie hätten das schöne Mädchen gern auf ihrer Seite gehabt, um ihre Lust mit ihr zu treiben. Mariken aber wandte sich gerade an ihren Geleiter und fragte ihn: „Saget mir doch, mein Lieb, ob es nicht Geometrie ist, wenn ich die Tropfen Weines zähle, die dort in der Kanne sind?" Monen antwortete: „Richtig, Kind, ihr habt's wohl behalten; gestern lehrte ich euch die Kunst." Da staunten die Gesellen ob der Gelehrsamkeit des Mädchens, und ihre Verwunderung wuchs noch mehr, als Herr Monen ihnen kündete, daß Mariken alle sieben Künste kenne, und u. a. auch Rhetorica, welches die älteste derselben wäre. Sie hätten gern eine Probe davon gehört, und das schmeichelte dem Mädchen; es erhob sich und sagte ihnen einen Referem her, der war so künstlich, daß sich die Verse am Ende und in der Mitte und überall reimten, und daß sich bald eine Menge von Leuten um sie sammelten und mit offenem Munde ihr zuhorchten. Herr Monen hatte sich inzwischen von ihr weg und unter die

Zuhörer geſchlichen. Da ſtieß er bald dieſen, bald jenen; und es dauerte nicht lange und alle Anweſenden prügelten einander auf eine jämmerliche Weiſe. Das gefiel Monen, der, wie man wohl ſieht, nur der leibhafte Satan war, über die Maßen, und er beſchloß, noch länger in dem Baume zu bleiben, „denn", murmelte er in den Bart, „wenn der droben mir kein Stöckchen ſteckt, dann habe ich in einem Jahre mehr denn tauſend Seelen in meinen Klauen."

Emmeken gefiel der Spektakel nicht und ſie meinte oft in ſich ſelbſt, der Monen müßte doch keiner von den beſten ſein. Dieſer Gedanke lebte noch mehr in ihr auf, wenn ihr das Verſprechen in den Sinn kam, daß ſie das heilige Kreuzzeichen nicht machen ſolle; aber wie ſie ſo da ſtand und darüber nachgrübelte, da ſprangen ein paar luſtige Geſellen zu ihr heran, und alle guten Eingebungen ihres Gewiſſens waren hin, und ſie ergötzte ſich mit den leichten Brüdern.

Alſo trieb Emmeken oder Mariken, wie man will, es ſechs Jahre fort, und Herr Monen hatte tagtäglich mehr Freude an ihr. Da erwachte die Sehnſucht in ihrem Herzen, Oheim Gysbrecht und andere ihrer Freunde und Bekannten einmal wieder zu ſehen, denn ſie hätte denen auch gerne einmal gezeigt, wie gelehrt ſie geworden war. Deß war Herr Monen aber nicht gar zufrieden und er bat ſie, davon abzuſtehen; doch Mariken ſprach: „Ich will es nun einmal", und er mußte gehorchen, und ſie begaben ſich auf den Weg nach Nymwegen, wo ſie gerade am Kirmeßtage ankamen. An dem Tage führte man jahrjährlich ein Wagenſpiel in der Stadt auf, und Emmeken hätte das gern einmal geſehen; denn ſie wußte von ihrem Oheim noch her, wie der oft erzählt hatte, daß das ſo ſchön ſei. Monen war aber unwillig darob und fuhr Mariken hart an, wie ſie, eine alſo gelehrte

Magd, sich mit so geringen Sachen befassen könnte; denn er fürchtete, sie möge bei dem frommen Spiele, welches dem Volke insgemein mehr nützte, als Predigten und Lehren, andere Gedanken bekommen und ihm untreu werden. Wie vorher, so bestand Emmeken auch jetzt wieder auf ihrem Willen, und er mußte sie zu dem Spielplatze begleiten.

Als sie dort ankamen, trat gerade Maſcheroen auf und sprach: „Ich bin Breherio Maſcheroen, der Advocat von Lucifer, und will Gott zur Rede stellen, warum er den stets sündigenden Menschen gnädiger ist, als uns Teufeln, die wir nur einmal gesündigt haben und für das eine Mal nun ewig und sonder Hoffnung brennen müssen in dem Abgrund der Hölle.“ Als er dieses gesagt, wendete er sich an Gott den Herrn und forderte den zur Rechenschaft auf. Darauf sprach Gott: „Ich habe gesagt und versprochen, wer bei Zeiten Buße thuet, der findet Gnade in der Ewigkeit.“ Maſcheroen entgegnete: „Das war aber nicht zu unserer Zeit im alten Bunde, und darum behaupte ich, daß wir ungerecht leiden müssen.“ Nun erhob sich Christus und antwortete: „Warum bin ich denn anders gestorben, als um das zu ändern und alle Menschen zur Gnade zu bringen? Ihr führt eine ungerechte Klage, Maſcheroen, und mein Vater hat ganz Recht.“ — „Wenn das denn ist“, sprach der Advocat hinwieder, „dann müßte Gott jetzt noch viel strenger gegen die Menschen sein, wie ehedem im alten Bunde, und das ist er gerade nicht, Herr Christus!“ Da erwiederte Gott Vater: „Ja, das ist wahr, und bessern sich die Menschen nicht, ich lasse mein strenges Schwert der Gerechtigkeit schneiden.“

Unserer lieben Frau, die auch gegenwärtig war, ging das sehr zu Herzen, und sie bat ihren Sohn, dann wenigstens den Menschen vorher Warnungszeichen zu

ſenden, als Kometen, Doppelſonnen, Erdbeben ꝛc. Jeſus aber wollte ſich nicht erbitten laſſen und in ſeinem Zorne beharren, indem die Menſchen nur um ſo ſchlimmer würden, je öfter man ſie warnte.

„Kommt, liebe Jungfrau Emmeken", rief Monen ungeduldig, „was ſoll euch das Gewäſche ſolcher Narren frommen? Kommt, wir wollen über vernünftigere Dinge ſprechen." Aber Emmeken wollte keinen Fuß breit von der Stelle, und um ſo weniger, als nun Maſcheroen fragte, ob Gott ihm nicht erlauben wolle, die Menſchen zu peinigen, und Maria mit ſo ſchönen und rührenden Worten um Verzeihung für ſie flehte. Da durchſchnitt bittere Reue das Herz Marikens, und wie oft Monen ihr auch vorſchlug, im ſchönſten Wirthshauſe der Stadt eine Kanne Wein mit ihm zu trinken, ſie blieb und wollte nicht weg. Nun wurde Monen böſe und er ſchrie zornig: „Soll mir denn all meine Arbeit alſo wenig genützt haben? Bei Lucifers Lunge und Milz, kommt fort von hier oder ich führe euch mit Schuhen und Strümpfen zur Hölle!" Und mit den Worten ſchoß er, wie ein Pfeil, mit Emmeken in die Luft.

Sicherlich wäre das arme Mariken verloren geweſen, hätte der arge Satan ſie nach dem Niederfallen noch einmal faſſen können. Das verhütete aber Marikens Oheim, Herr Gysbrecht, der, auch nach Nymwegen gekommen, um das Wagenſpiel zu ſchauen, ſich glücklicherweiſe in der Nähe befand. Dieſer erkannte ſie alsbald, ſprang ſchnell zu ihr hin und ſcheuchte durch ſein kräftiges Gebet den wüthenden Monen von ihr weg. Als Emmeken erwachte und ihren Oheim erblickte, war ſie gar erfreut, bekannte ihm auch ſogleich ihren Wandel während der ſieben Jahre und bat ihn um Verzeihung; denn ſie ſei doch arg genug daran, ſprach ſie, weil ſie nun ewig verdammt werde. Das gab ihr Herr Gysbrecht aber

nicht zu, sondern er ermahnte sie mit erbaulichen Worten zur Reue und Besserung, wonach ihr die ewige Seligkeit ganz gewiß sei.

Monen stand inzwischen immer zur Seite; denn er hätte zu gerne sein Emmeken noch mit sich geführt. Als er aber einmal wagte, auf sie loszuschießen, da nahm Herr Gysbrecht sie in den Arm und rief ihm drohend zu: „Nimm dich in Acht, du schlimmer Geist; denn versuchest du noch etwas, dann lese ich dir etwas aus meinem Breviere, welches dich schon fortjagen soll.“ Da sah nun Monen, daß alles verloren war, und er brüllte und heulte jämmerlich: „Ach, ich armer Geist! Wie wird es mir ergehen! Wie werden sie mich mit glühenden Zangen quälen und peinigen, wenn ich diese verliere! Wie wird es mir ergehen!“ und dabei blies er aus Nase, Mund und Ohren rothglühende Flammen, so daß es gräulich anzuschauen war. Das kümmerte aber Herrn Gysbrecht nicht, der nahm vielmehr Mariken ruhig bei der Hand und führte sie zu dem Dekane, welches ein sehr gelehrter und heiliger Priester war.

Als der Dekan von Marikens Sünden gehört, sprach er, daß er ihr dieselben nicht vergeben könne, weil sie zu groß und unendlich wären. Das betrübte Herrn Gysbrecht; er ging mit Mariken nach der Kirche und nahm dort das heilige Sacrament mit sich, denn er wollte nun zu dem Bischofe von Cöln reisen und auf dem Wege fürchtete er Monens Angriffe. Es erwies sich auch bald, daß der kluge Priester darin wohl gethan hatte; denn Monen blieb stets in der Nähe und riß mitunter halbe Eichbäume aus, die er dann auf sie warf, was aber natürlich unnütz war, denn Gott schützte die frommen Reisenden.

Wie Herr Gysbrecht aber dem Bischofe von Cöln die Sache vortrug und alles erzählte, da sprach dieser:

„Mein lieber Sohn! Das ist eine Sünde, die zu vergeben nicht in meiner Gewalt steht; das kann nur der Pabst von Rom." Und Herr Gysbrecht verzweifelte nicht, sondern ging mit Mariken getrost weiter über Berg und Thal, bis sie nach Rom kamen. Der Pabst hatte kaum davon gehört, als er Mariken zu sich kommen ließ und ihre Beichte anhörte. Als er jedoch vernahm, daß sie des Teufels Buhlin gewesen, und daß um ihretwillen und durch sie mehr denn zweihundert wären todt geblieben, da rief der heilige Vater erschrocken aus: „O Gott und Vater, wie ist solches möglich! Groß, sehr groß ist die Barmherzigkeit und Gnade oes Herrn, aber so tief darf ich kaum in ihren Schatz greifen"; und alsdann versank er in tiefes Sinnen und ließ Herrn Gysbrecht vor sich kommen, und sprach zu diesem: „Mein guter und getreuer Sohn! Obgleich ich der heilige Vater bin, weiß ich nicht, ob ich also gräuliche Sünde vergeben kann. Lasset aber drei Ringe von Eisen machen, und schließet die um eurer Nichte Hals und Arme. Wenn diese verschlissen sind oder von selber abfallen, dann ist ihre Sünde vergeben."

Also that Herr Gysbrecht und reiste wieder mit Mariken von Rom ab und nach Nymwegen, wo sie in das Kloster der bekehrten Schwestern ging. Dort nahm er dann einen rührenden Abschied von ihr und empfahl ihr nochmals an, in ihrer Buße zu verharren, indem der Himmel ihr ihre Sünden ohne Zweifel alsdann verzeihen würde.

Da lebte nun Mariken noch viele, viele Jahre und in der höchsten Strenge und Zurückgezogenheit, und die Ringe blieben immer noch um ihre Arme und ihren Hals. Als sie aber nun schon sehr alt war und fühlte, daß sie sterben müßte, da sah sie plötzlich einen Engel neben ihrem Bette, und der rührte die Ringe an und sie fielen ab von ihr, worauf sie gottselig im Herrn entschlief.

Digitized by Google

Ihr Grab sah man lange nachher noch in der Klosterkirche, und auf dem Leichensteine war die ganze Geschichte beschrieben, und die drei Ringe hingen als Gedenk- und Wahrzeichen daneben an der Mauer.

453.

Teufel will ein Mädchen holen.

Mündlich von E. van den Plassche.

Vor langer, langer Zeit lebte in Antwerpen ein Dominikanerherr, der hatte eine schöne Nichte und die hatte sich dem Teufel ergeben, und fuhr mit ihm in Dörfern und Städten herum und lebte mit ihm, wie Frau und Mann. Auf eine Zeit kamen beide nach Antwerpen zurück und zwar zur Kirmeßzeit, wo die Beinhauergilde auf dem großen Markte eine Vorstellung vom Leiden Christi gab. Als das Mädchen diesem zuschaute, fing sie bitterlich an zu weinen, denn sie gedachte ihrer Sünden; aber dem Teufel gefiel das nicht, und er packte sie und flog fort mit ihr, um sie nach der Hölle zu führen.

Zur selben Zeit ging ihr Ohm, der Dominikaner, im Klostergarten spazieren. Als er über sich das Geräusch hörte, welches der Teufel im Fliegen machte, blickte er auf und erkannte seine Nichte, und beschwor den Teufel auf der Stelle, so daß dieser das Mädchen fallen lassen mußte. Nun führte der Ohm sie zur Beichte und bekehrte sie wieder zu Gott, und sie starb bald darauf eines seligen Todes.

454.

Der Teufel von Nederbrakel.

Mündlich; mitgetheilt von Jaek van de Velde.

Der Knecht eines reichen Pachters hatte all sein Geld durchgebracht und kam Abends spät trunken nach dem Pachthofe zurück. Den Prügelstock seines Herrn fürchtend, kehrte er am Thore wieder um und ging auf einen Kreuzweg, um daselbst dem Teufel seine Seele zu verkaufen. Er rief und beschwur den Bösen so lange, bis ein Teufel kam und zu ihm sprach, der Herr und Meister der Hölle könne nicht eher seinem Wunsche genügen, als bis er, der Knecht, ihm eine schwarze Henne geopfert habe, welches punkt zwölf Uhr Nachts geschehen müsse. Deß war der Knecht zufrieden, ging in den Hof und holte daselbst eine schwarze Henne, mit der er bald auf den Kreuzweg zurückkehrte. Kaum tönte der erste Schlag von zwölfe vom Kirchthume, als eine Menge von Teufeln erschien, deren Oberster vortrat und die schwarze Henne in Empfang nahm. Dann wurde der Pakt abgeschlossen auf fünf Jahre, und der Knecht schrieb sein Handzeichen mit Blut in ein Büchelchen, welches einer von den Teufeln ihm hinreichte.

Nach Hause zurückgekehrt, hörte er von seinem Herrn auch nicht das leiseste Wort von Vorwürfen oder Aehnlichem. Seine Hosentaschen waren dazu stets gefüllt; jegliches Mal, wenn er die Hand hineinsteckte, zog er acht und ein Dortjen (75 Centimes, 6 Silbergroschen) heraus und er führte ein lustig Leben.

Als er einmal die Schafe hüten sollte, waren diese, während er schlief, auf des Nachbars Acker gelaufen und hatten in der Frucht daselbst großen Schaden gethan. Der Eigner des Bodens, der just in der Nähe war, sah das nicht so bald, als er wüthend zuschoß, um sich an

dem Hirten zu rächen; aber der Teufel ſtand dieſem bei, und ehe noch der Bauer ihn faſſen konnte, waren Hirt und Schafe in Miſthaufen verwandelt, und der Bauer mußte unverrichteter Sache abziehen.

So lebte der Knecht immer fort; aber die fünf Jahre, nach deren Verlauf ſeine Seele dem Böſen gehörte, waren bald um, und er konnte nur mit Schrecken an den fürchterlichen Augenblick gedenken. In ſeiner Angſt lief er zu dem Pfarrer und bekannte dieſem alles. Der Pfarrer, froh, dem Teufel eine Seele entreißen zu können, ließ den Knecht einen Akt herzlicher Reue erwecken und befahl ihm aldann, am folgenden Tage, wo der Pakt abgelaufen war, in die Paſtorei zu kommen. Das that der Knecht, und beide begannen zu beten. Bald ließ ſich ein gräuliches Geräuſch um das Haus herum hören; Ketten raſſelten, Geheul ertönte, und in dem Schornſtein rumorte es, als ſolle derſelbe zuſammenfallen. Der Knecht wurde plötzlich in die Höhe geriſſen; er ſchrie jämmerlich, denn er dachte, nun für ewig verloren zu ſein. Aber der Pfarrer ließ den Muth nicht ſinken, ſondern fiel auf die Kniee und betete das Evangelium Sankt Johannis. Während deſſelben wurde der Knecht niedergeſchmiſſen, bald aber wieder in die Höhe gehoben und nochmals hingeworfen, und das dauerte ſo lange, bis er blutig und entſtellt halb todt da lag; da fiel das Büchelchen mit der Unterſchrift durch den Schornſtein, und der Teufel war weg.

455.

Die zerbrochene Scheibe in der Predigerherrenkirche zu Antwerpen.

Mündlich von M. van der Voort.

Eine Queſel in Antwerpen hatte ſich dem Teufel auf ſieben Jahre erſchrieben. Am letzten Tage vor Ablauf dieſer Friſt kam aber eine große Angſt über ſie und ſie wußte nicht, was zu machen, und lief endlich zu einem Predigerherrn, dem ſie die ganze Sache erzählte. Der fromme Geiſtliche erſchrak höchlich darob und ſprach: „Da muß alsbald Rath geſchafft werden; wir können keinen Augenblick verlieren; kommet alſogleich mit mir zur Kirche und beichtet, dann wollen wir weiter ſehen.“ Die Queſel ging mit dem Predigerherrn in die Kirche und beichtete ihn unter vielen bittern Thränen all ihre Sünden, und als das geſchehen und ſie davon los-geſprochen war, da ſprach der Geiſtliche weiter: „Nun müſſen wir ſehen, daß wir die Handſchrift vom Teufel herausbekommen, und das iſt gerade keine leichte Sache. Wann iſt euer Termin abgelaufen? — „Morgen Mittag um zwölf Uhr“, antwortete die Queſel, und der Prediger-herr ſagte: „Bleibt nun in der Kirche und betet die ganze Nacht. Morgen früh komme ich wieder.“.

Am andern Morgen betete das ganze Kloſter für den glücklichen Ausgang der gefährlichen Sache; dann las der eine Predigerherr die Meſſe, und als die zu Ende war, trat er zu der Queſel und band ihr ſeine Stola um den Hals, und beſchwor den Satan, ihr die Handſchrift zurückzugeben. Da hörte man ein ſchreck-liches Geheul um die Kirche herum und ein Getoſe, daß die Fenſter bebten. Aber der Geiſtliche ließ ſich dadurch nicht irre machen, ſondern ſetzte ſeine Beſchwörung ver-trauungsvoll fort. Punkt zwölf Uhr fuhr es wie ein

Digitized by Google

Blitz durch ein großes Kirchenfenster, so daß eine Scheibe brach. Die Klosterherren liefen hinzu und sie fanden die Handschrift an der Erde liegen. Die zerbrochene Scheibe haben sie aber nie wieder machen lassen können; denn jedesmal, wenn eine neue Scheibe in dem Loche war, fuhr der Teufel mit der Hand hindurch und zerbrach dieselbe.

456.

Der betrogene Teufel.

Mündlich von einem alten Pachter.

Mein Vater hat mir oft das Folgende erzählt.

Zu Löwen lebte vor Zeiten ein reicher Kaufmann, der all sein Geld und Gut dadurch erworben hatte, daß er dem Teufel mit Leib und Seele verschrieben war. Bei dem Reichthum besaß der Mann eine große Klugheit, und er wußte sich zu helfen, wenn andere weder Hülfe noch Rath kannten. So ging es unter andern, als der Teufel am Ende der sieben Jahre zu ihm kam, um ihn zu holen.

Er nahm den Teufel nämlich freundlich bei der Hand und rief, da es just Abend war: „Frau, bring schnell ein Licht für den fremden Herrn." — „Das ist nicht nöthig", sprach der Teufel, „ich komme nur, um euch zu holen." — „Ja, ja, das weiß ich schon", sprach der Herr, „lasset mir nur noch so lange Zeit, bis das Stümpfchen Licht ausgebrannt ist; ich habe eben nur noch meinen Namen unter einige Briefe zu setzen und meinen Rock anzuziehen." — „Ja", sprach der Teufel, „aber nicht länger, als bis das Kerzchen abgebrannt ist." — „Gut", entgegnete der Herr, und ging in die Nebenkammer und hieß die Magd eine große Tonne mit Wasser neben eine tiefe, tiefe Grube setzen, die eben im

Garten gegraben war; die Knechte trugen gleichfalls jeder eine Tonne zu, und als das geschehen war, mußten sie ihre Schaufeln fassen und sich um die Grube stellen. Dann ging der Herr schnell zum Teufel, und sah da, daß das Lichtchen nur noch zwei Finger breit groß war, und der Teufel lachte und sprach: „Ja, haltet euch nur bereit; es ist bald am Ende." — „Das weiß ich und bin's zufrieden, aber ich halte mich an eurem Worte und bleibe bis das Kerzchen abgebrannt ist." — „Ja natürlicherweise", antwortete der Teufel, „ich halte mein Wort." — „Es ist dunkel in der Nebenkammer", fuhr alsdann der Herr fort, „ich muß doch das dicke Buch mit den schweren Krampen finden; erlaubt mir doch, daß ich das Licht für einen Augenblick nehme." — „Gern", erwiederte der Teufel, „aber ich gehe mit." Das that er auch, und des Herrn Angst stieg immer mehr. In der Nebenkammer sprach der Herr plötzlich: „Ach, nun weiß ich, der Schlüssel steckt auf der Gartenthür", und mit den Worten sprang er hinaus mit dem Kerzchen, und lief in den Garten und warf es, ehe der Teufel noch ihm nachgekommen war, schnell in die Grube, und die Knechte und Mägde gossen das Wasser darauf, und warfen das Loch alsdann mit Erde zu. Da kam der Teufel auch in den Garten und fragte: „Nun, habt ihr den Schlüssel, und wie steht es mit dem Kerzchen? Wo ist das?" — „Das Kerzchen?" fragte der Kaufmann. „Ja, das Kerzchen", sprach der Teufel. „Ha, ha", lachte der Herr, „das ist noch nicht ausgebrannt und wird in den ersten fünfzig Jahren auch nicht ausbrennen; es liegt drunten hundert Klafter tief in der Erde."

Als der Teufel das hörte, da schrie er jämmerlich und fuhr unter gräulichem Gestanke weg.

457.

Sankt Bernhard und der Teufel.

Mündlich.

Als Sankt Bernhard in der Abtei Afflighem wohnte, da vexirte ihn der Teufel häufig, so daß der Heilige nicht mehr wußte, womit ihn vertreiben. Eines Abends fing der Böse wieder solchen Spuk an, als Bernhard einen trefflichen Einfall bekam; er nahm das Kerzchen aus dem Leuchter, welcher vor ihm stand, und beschwur den Teufel, daß er dasselbe halten mußte. Anfangs ging das gut, aber bald lief das heiße Wachs dem Teufel auf die Finger, und verbrannte ihn arg; aber er durfte das Kerzchen nicht loslassen. Endlich, als es ungefähr ausgebrannt war, kam die Flamme an des Teufels Daumen und brannte ein tiefes Loch hinein, so daß der Satan vor Schmerzen sprang, und schrie und heulte. Sankt Bernhard blieb ganz ruhig dabei. Als aber das letzte Fünkchen eben erloschen war, da hätte einer den Teufel weglaufen sehen sollen! Er hütete sich auch, wiederzukehren. Davon kommt das Sprichwort, welches man noch jeden Tag in Belgien hören kann: „Es soll geschehen oder der Teufel muß die Kerze halten."

458.

Das erste Bund.

Mündlich.

Ein Mädchen, die bei Brüssel auf einem Pachthofe wohnte, wollte an einem Kirmeßmontage gerne zum Reigen gegangen sein; aber der Pachter, der ein gar wunderlicher Kauz war, wollte das nicht zugeben, und wies ihr ein großes Feld mit Düngerhaufen, und befahl ihr, bis zum

Mittage den Dünger aus einander zu breiten. Das war aber eine faſt unmögliche Sache; denn des Düngers war ſehr viel, und das arme Mädchen ſetzte ſich halb verzweifelt auf die Erde und weinte. Da ſtand plötzlich ein kleines, altes, häßliches Männchen neben ihr und fragte, was ihr fehle, und ſie erzählte alles. „Da iſt Rath für", antwortete das Männchen und machte „huſch", und zwei Düngerhaufen flogen aus einander und legten ſich ganz gehörig auf das Feld hin. Dann fuhr das Männchen fort: „Sieh, ſo mach' ich es auch mit dem andern Dünger, wenn du mir verſprichſt, mir das erſte Bund zu ſchenken, welches du morgen machen wirſt." Deß war das Mädchen zufrieden, und in zehn Minuten war all der Dünger auf ſeiner Stelle, und das Mädchen ging zum Tanz.

Als der Pachter ſie daſelbſt ſah, verwunderte er ſich und wollte ſchelten; aber das Mädchen ſprach, er könne ſich nur zufrieden geben, denn alle Arbeit ſei gethan. Da ging er auf den Acker und fand, daß das Mädchen wahr geſprochen. Doch ſchien ihm die Sache nicht richtig, und er holte Mieken vom Tanze und führte ſie zum Pfarrer, damit ſie dort bekenne, wie das zugegangen. Der Pfarrer zog die Stirne kraus und ſprach: „Aha, da iſt der Teufel noch einmal klug. Höre, Mieken, binde morgen früh deinen Unterrock nicht, ſondern gehe am beſten im Hemde in die Scheune, und binde dort ein Bund Stroh und wirf das vors Thor; thuſt du das nicht, dann biſt du verloren."

Mieken erſchrak höchlich darob und that buchſtäblich, wie ihr geheißen war. Kaum hatte ſie aber das Bund Stroh vors Thor geworfen, als der Teufel es packte und in tauſend Stückchen zerriß.

459.

Der Freiſchütz.

Mündlich aus Audenaerde, Brügge, Dort und Amſterdam.

Es war ein Jäger, der konnte lange Zeit kein Wild treffen. Da wandelte er eines Tages verzweifelt im Walde umher, denn ſein Herr wollte ihn aus dem Dienſte jagen. Plötzlich ſtand ein fein gekleideter Mann bei ihm und fragte ihn, warum er alſo betrübt ſei. Der Jäger erzählte es, und der Fremde lachte laut auf. „Warum lacht ihr und ſpottet mein?“ frug der Jäger; „das thut ihr nicht mehr, ſonſt habt ihr eine Kugel im Leibe.“ Da lachte der Mann noch mehr und ſprach: „Eine Kugel von euch? Da müßtet ihr ein wackerer Waidmann ſein, wenn ihr mich auf drei Schritte treffen wolltet; und ihr ſeid ja doch nur ein Stümper.“ — „Das ſagt ihr nicht zweimal“, ſchrie da der Jäger zornig, legte ſeine Büchſe an und ſchoß, und der Fremde lachte noch immer fort und ſprach, ihm die Kugel bietend: „Da habt ihr eure Kugel zurück; die taugt nichts.“ Nun kam dem Jäger doch in etwa die Angſt an; aber der Fremde half ihm bald daraus, indem er ſprach: „Laſſet mich einmal ſchießen. Seht ihr da hinten weit auf dem Kirchthurme den Spatzen ſitzen? Den ſchieß ich euch herunter.“ — „Thut's, wenn ihr's könnt“, lachte der Jäger, und in ſelbem Augenblicke knallte der Schuß, und der Spatz ſank. „So ſollt ihr auch ſchießen können“, fuhr der Fremde nun fort, „und alles treffen, was ihr nur wollt, ſelbſt ohne es zu ſehen, und wenn ihr es ſehet, dann kann es ſo weit ſein, wie es will, ihr trefft's, wenn ihr mir nur euer Handzeichen geben und mit mir einen Accord auf ſieben Jahre eingehen wollt. Ich verlange nur eure Seele.“ — „Gut“, ſprach der Jäger, „ich bin's zufrieden; aber unter der Bedingung, daß ihr

mir immer sagt, was ich schieße." — „Zugestanden", entgegnete der Fremde kurz; der Jäger zeichnete auf ein Papier seinen Namen mit Blut, und der Fremde verschwand.

Sieben Jahre schoß der Jäger, daß es ein Wunder war, und er hatte einen Gehalt von seinem Herrn, wie kein Jäger in der ganzen Welt. Als aber der vorletzte Tag da war, da wurde er gar traurig; denn er fürchtete, daß der Teufel ihn am andern Morgen holen werde. Als seine Frau diese Betrübniß bemerkte, fragte sie ihn um die Ursache. Nach langem Zögern gestand er, wie er mit dem Teufel einen Vertrag eingegangen hatte unter der Bedingung, daß der Satan ihm immer sage, was er schösse, wenn das Wild etwas weit entfernt sei. „Da kann ich euch schon helfen, lieber Mann", lachte die Frau, „geht nur getrost auf die Jagd; aber schießt nicht, ohne zu fragen, was es ist, was ihr schießt." Der Jäger that also, und als er weg war, zog die Frau sich nackt aus, bestrich sich ihren ganzen Leib mit Syrup und wälzte sich alsdann in einem geöffneten Federbette umher, so daß sie eher einem Vogel, als einem Menschen ähnlich sah. Dann ging sie aufs Feld und sprang dort umher. Nicht lange und der Jäger kam von ferne mit dem Teufel, und der letztere sah das wunderbare Federgeschöpf und rief dem Jäger zu: „Da, schießt!" — „Was ist das denn?" frug der Jäger. Der Teufel sah und sah, aber er konnte nicht erkennen, was es war, und sprach endlich beschämt: „Ich weiß wahrhaftig nicht." — „Hahaha!" lachte da der Jäger, „dann ist unser Accord gebrochen", und der Teufel verschwand mit einem gräulichem Gestank. Da lachte die Frau noch mehr und umarmte freudig ihren also geretteten Mann.

460.

Die Teufelsklaue zu Hamme bei Dendermonde.

Mündlich.

Jaek van de Velde im Kunst- en Letter-Blad. 1842. Nr. 7. S. 28.

Auf dem ehemaligen Kirchhofe zu Hamme war es vordem nicht geheuer; denn böse Geister kamen jegliche Nacht daselbst tanzen und springen, um also die Ruhe der im Herrn Entschlafenen zu stören.

Ein würdiger Pfarrer von Hamme hat aber diesem Unwesen ein Ende gemacht und die Geister für ewig gebannt. Ein Hauptteufel, Lucifer, wie einige wollen, strengte jedoch seine letzten Kräfte an, um dort zu bleiben, und umfaßte in wüthender Verzweiflung zuletzt eine Säule, die auf dem Kirchhofe stand. Was er aber auch machen wollte, die Kraft der Beschwörung war zu groß und er verließ mit großem Schreien und Heulen seinen letzten Zufluchtsort, und flog in Gestalt eines Feuerballs durch die Luft und fort.

In dem Pfeiler fand man nach des Bösen Abzuge eine seiner Klauen natürlich eingedrückt selbst bis auf die Nagelspitzen zu. Da diese Sache so merkwürdig war, ließ man die Säule, selbst nach Abräumen des ganzen Kirchhofes, als ein Gedenkzeichen und zugleich als einen Zeugen der Kraft des Gebetes über den Teufel und seinen Anhang stehen.

461.

Der Carolus zu Antwerpen.

Mündlich von L. Bleeschouwer.

Der Carolus ist der Name einer großen Glocke in der schönen Marienkirche von Antwerpen. Diese Glocke war in den Thurm gehängt worden, ohne daß man sie

vorher getauft hätte. Das war nun dem Teufel Wasser auf die Mühle; eines Tages fuhr er die Treppe zum Thurm hinan und wollte die Glocke herausreißen, welches ihm jedoch nicht gelang. Die Spuren seiner Klauen sieht man noch auf der Treppe; man muß sich aber hüten, ihnen mit dem Finger nahe zu kommen, denn sonst verbrännte man sich jämmerlich, indem sie noch stets von höllischer Hitze glühen.

462.

Die Glocke von Vosselaer.

Mündlich von E. E. Stroobant.

Eine Stunde von Turnhout liegt das Dorf Vosselaer. Dort hatte man vor Zeiten einmal eine neue Glocke in den Thurm gehangen, jedoch vergessen, wie es scheint, dieselbe vorher zu taufen. Als auf derselben Mitternacht kaum geschlagen hatte, kam der Teufel, riß sie mit einem gewaltigen Ruck aus dem Thurm und flog mit ihr weg. Als er sie eine Strecke getragen, ließ er sie fallen, und zwar hinter einem Sandhügel, der Kaninchenberg (Konynenberg) genannt, etwa ein Viertelstündchen vom Dorfe. Noch heute sieht man dort das Loch, durch welches die Glocke in die Hölle stürzte.

463.

Der Höllenpütz zu Dendermonde.

Mündlich von Jaek van de Velde.

Es geschah einmal, daß man für die große Kirche von Dendermonde eine neue Glocke kaufte. Kurz nach dem Aufhängen derselben sollte sie zu einer feierlichen Beerdigung geläutet werden, und es traten somit mehre

Männer zu dem Seile und zogen, und die Glocke flog von einer Seite zur andern, aber man hörte auch nicht den leiſeſten Ton vom Thurme. Man kann ſich denken, wie groß das Erſtaunen der ganzen Stadt war; alsbald kletterten mehre Männer in den Thurm, um zu ſehen, woran es der Glocke fehle; aber es war alles in Ordnung, der Klöpfel flog ganz wohl und ſchlug kräftig wider die Glocke, und trotzdem gab ſie keinen Ton.

Da erinnerte einer von den Kirchherren daran, daß ſie noch nicht getauft ſei und daß der Teufel alſo wohl im Spiele ſein müſſe. Der Pfarrer eilte, alſogleich die Taufhandlung vorzunehmen; noch war dieſelbe nicht zu Ende, als ein ſonderliches Geräuſch aus dem Thurme drang. Die Glocke hatte ſich von ſelbſt in Bewegung geſetzt und brummte ſo gewaltig, daß die ganze Kirche davon bebte. Was aber das wunderbarſte bei der Sache blieb, das war, daß man den Teufel in Geſtalt eines großen, ſchwarzen Klumpens aus einem der Schalllöcher des Thurmes herausfliegen ſah; einige Minuten ſchwebte er über der Stadt, dann aber plumpſte der Klumpen plötzlich nieder und fuhr in die Erde.

An der Stelle, wo das geſchah, bildete ſich zur ſelben Stunde eine Grube, in die faules, ſtinkendes Waſſer drang. Zum Andenken an ihre Entſtehung nannte man ſie den „Höllenpütz" (Helleput).

464.

Teufel entführt die Glocken.

Mündlich.

A. C. W. Staring, Winterloof. Poezy. 's Gravenhage 1832. S. 45 und 177.

In frühern Zeiten geſchah es einmal, daß ein fremder Pfarrer nach Lochem (Holland) kam, als man juſt die

Glocken der Kirche läutete. Der Pfarrer hatte ein gar feines Gehör und er merkte alsbald, daß die Glocken nicht getauft waren, und that sie für ihr unbefugtes Getöne in den Bann. Zur selben Stunde führte der Teufel die Glocken weg und taufte sie auf seine Weise; er warf nämlich jede in einen besondern Sumpf; die zwei Sümpfe heißen von diesem Vorfalle noch heutzutage „Duivelskolken". Jährlich in der Christnacht, punkt zwölf Uhr, läuten die Glocken noch in den Sümpfen, und man hört ihre Töne unter dem Wasser hervordringen.

465.

Der Sankt Jacobsthurm in Antwerpen.

Mündlich von M. van der Voort.

Der Sankt Jacobsthurm in Antwerpen hat keine Spitze, und zwar hat es damit also sein Bewenden. Als derselbe so weit fertig war, wie man ihn heute noch sieht, kam der Teufel und legte die Hand darauf, und da konnten die Maurer und andern Arbeiter nicht weiter bauen, und der Thurm mußte bleiben, wie er war.

466.

Der Teufelsthurm zu Gent.

Oudheden en Gestichten von het Bisdom van Deventer ... Uit het Latyn vertaalt en met Aantenkeningen opgeheldert door H. V. N. Leiden 1725. 8. 2 Thle. I, S. 215 u. 237.

Gerhard von Gent, der Mohr, der Sohn Sigers, Kastellans dieser Stadt, hatte in derselben ein großes Haus von Stein, welches stand am Ufer der Schelde. Das Haus hatte einen hohen Thurm, der war vor Zeiten vom Teufel gebaut worden.

467.

Der Teufelsgang zu Antwerpen.

Mündlich.

Ueber dem Teufelsgange zu Antwerpen sah man eine Schilderei, die den Teufel darstellte, und die leitete ihren Ursprung davon her.

In dem Gange wohnte ein Mann, der ein gräulicher Flucher war. Einmal hatte er auch wieder geflucht und geschworen, und unter andern geschrieen: „Daß der Teufel hier in die Kammer fahre!" Und da kam der Teufel zur Stunde in die Kammer und zwar in Gestalt eines schwarzen Hundes, und in der Kammer wurde er zu einem schwarzen Kerl, und nahm sich einen Stuhl und setzte sich an den Ofen.

Da kam dem Flucher die Angst an und er schickte zu dem Pfarrer, und der kam und gebot dem Teufel, sich wegzupacken. Der Teufel aber sprach: „Warum soll ich von hier weggehen? Man hat mich gerufen und ich bin gekommen." Nun fing der Pfarrer an, ihn zu beschwören, und sprach nochmals, er solle gehen, woher er gekommen wäre. „Das kann ich nicht", sagte der Teufel, „ich muß einen andern Weg nehmen." — „Nun, so fahre denn durchs Fenster in Gottes Namen!" rief da der Pfarrer, und im selben Augenblick geschah ein gräulicher Knall, und der Teufel fuhr durch das Fenster, daß alle Scheiben brachen, und in der Kammer war ein solcher Gestank, daß kein Mensch es darin aushalten konnte.

468.

Die Kartenspieler zu Wetteren.

Mündlich.

Zu Wetteren saßen an einem Sonntage während der Hochmesse drei Männer in der Schenke und wollten Karten spielen; es fehlte ihnen aber ein Vierter, um die Partie voll zu machen, und sie fluchten gottlästerlich darüber. Da trat plötzlich noch ein Mann in die Schenke und forderte sich ein Glas Branntwein. „Wollt ihr ein Spielchen mit uns machen?" fragten ihn die drei Bauern. „Warum nicht?" entgegnete der Fremde und setzte sich an den Tisch. Während nun der eine die Karten mischte, wollte der zweite der Männer die Tafel abwischen, um anschreiben zu können, stieß jedoch mit dem Arme die Kreide herab, die auf der Erde in kleine Stückchen brach. Er bückte sich dennoch, um das größte Stückchen wenigstens aufzunehmen; — wer aber malt seinen Schrecken, als er sah, daß der Fremde einen Pferdefuß hatte. Mit einem lauten Schrei des Entsetzens stürzte er, sich kreuzend, hinterrücks und schrie: „Der Teufel! der Teufel!" Die andern Zwei wollten ihm zu Hülfe kommen; aber ein gräulicher Schlag, einem Kanonenschuß gleich, warf sie zu Boden, unerträglicher Gestank folgte und der Fremde war verschwunden.

Seit dem Tage ist in dem Hause kein Glück mehr. Alle Leute, die darein ziehen, verderben und sterben.

469.

Der Teufel wirft den Schuhlapper zu Boden.

Msc. von d'Obercourt S. 195.

Ein ehrsamer Schuhmacher in Gent, genannt Peter von Landeghem, wohnte an der neuen Brücke in einem

kleinen Häuschen. Eines Tages saß er ganz still da und lappte einen Schuh, als plötzlich sich ein Unwetter erhob, und er mit seinem Häuschen ergriffen und zur Erde geworfen wurde, ohne daß ihm jedoch Leides widerfahren wäre. Ich sah ihn aus meinem Fenster, und der böse Feind flog gleich nachher durch das Haus van Hoorne, wo er alle gläsernen Fenster zerbrach; und that auch in andern Nachbarshäusern vielen Schaden.

470.

Teufel verbrennt zwei Kirchthürme.

Mündlich von Rob. van Maldeghem.

Vor langer, langer Zeit lebte einmal in Nivelles ein Mensch und der war vom Teufel besessen. Der Pfarrer wurde gerufen, um den bösen Geist auszutreiben, und er erschien auch alsbald mit Kreuz, Weihwasser und allem Nöthigen. Wie der brave Geistliche aber auch beschwören mochte, der Besessene verhielt sich ganz ruhig, und Jedermann gelangte bald zu der Ueberzeugung, daß der Teufel schon ausgefahren sei.

Indem man noch über den sonderbaren Vorfall sprach, fuhr plötzlich ein greller Blitz hernieder und in den Kirchthurm, und nicht lange nachher tönte die Brandglocke in jämmerlichen Tönen. Zu gleicher Zeit begann der Mensch zu rasen und zu wüthen, als wenn tausend Teufel ihn gepeinigt hätten. Da ging dem Pfarrer ein Licht auf, und er beschwur den Bösen von neuem und fragte ihn, wo er eben gewesen sei. Lange krümmte der Mensch sich peinlich, denn der Teufel wollte nicht antworten; doch mußte er's endlich und er schrie: „Ja, dann will ich es euch sagen; ich war aus, und habe euren Kirchthurm und den der Muttergottes von Hall angezündet."

Und so war es auch; denn am andern Tage vernahm man, daß zur selben Stunde und im selben Augenblicke der Blitz in die Liebfrauenkirche zu Hall eingeschlagen und auch diese angezündet hatte.

471.

Unsichtbarmachen.

Mündlich aus Bierbeck.

Ehedem gab es viele Menschen hier, die sich unsichtbar machen konnten und das durch ein kleines Knöchelchen, welches sie bei sich trugen und zu handhaben wußten. Das Knöchelchen erlangten sie aber auf folgende Weise. Sie gingen Nachts zwischen zwölf und ein Uhr auf einen Kreuzweg, der zu einer Seite eine Hecke oder auch nur einen Strauch hatte. Darauf legten sie eine schwarze Katze, die in einem Sack eingenäht war, als Opfer für den Teufel. Am andern Morgen war der Sack leer, und nur ein klein Beinchen fand sich noch auf dem Boden desselben, und das diente ihnen zu ihrer Kunst.

472.

Teufel bewacht den Weingarten.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. V, cap. 43.

Ein Herr hatte einen Weinberg und trug zweien seiner Knechte auf, denselben zu bewachen. Einer von den beiden wollte sich aber einmal Nachts entfernen und rief scherzweise: „He, Teufel, bewach mir den Weingarten, und ich will dich dafür belohnen.“ Kaum hatte er die Worte aus dem Munde, als der Teufel dastand und sprach: „Da bin ich, was willst du mir geben, wenn ich Wache halte?“ — „Einen Korb Trauben“,

ſprach der andere, „aber mit der Bedingung, daß, wenn einer in den Weinberg kommt von der heutigen Abend- bis zur kommenden Morgendämmerung, du ihm den Hals brecheſt.“ Deß war der Teufel zufrieden, und der Knecht entfernte ſich.

Als er aber nach Hauſe kam, da frug ihn ſein Herr, warum er nicht im Weinberge ſei, und er ſagte, er habe ſeinen Geſellen dort gelaſſen. Darob erzürnte der Herr und ſprach: „Gehe alsbald zurück, denn der kann ihn allein nicht bewachen.“ Der Knecht ging und traf den andern Knecht und ging mit ihm in ein Häuschen außerhalb des Weingartens. Gegen Mitternacht hörten ſie ein Geräuſch, als wenn jemand zwiſchen den Stöcken umherginge. Der eine blieb ruhig, denn er wußte, daß der Weinberg ſicher war; der andere aber ſprach: „Höre, da iſt einer im Berge.“ — „Bleibe ruhig ſitzen“, antwortete der eine, „ich will ſchon zuſehen“; und er ging und fand keine Spur eines Menſchen.

Am Morgen eröffnete er ſeinem Geſellen alles, und ſie ſchütteten den Korb voll Trauben, welchen er dem Teufel verſprochen hatte, neben einem Weinſtocke hin. Als ſie nach einer Weile zurückkehrten, waren die Trauben bis auf das letzte Körnchen verſchwunden.

473.

Der dienſtbare Geiſt.

Caesarii heisterbacensis (1220) dialogi miraculorum dist. V, v. Biblioth. patrum cisterciens., tom. II, fol. 149, ed. Bonofont. 1662.

Zu einem Soldaten kam einmal der Teufel in menſchlicher Geſtalt und bot ſeine Dienſte an. Da der Böſe das Ausſehen eines ſchönen Jünglinges hatte und dabei auch wohl zu reden wußte, ſo gefiel er dem

Soldaten gar sehr, und er wurde angenommen. Nie stieg der Soldat zu Pferde, nie saß derselbe ab, oder der Jüngling kniete und hielt ihm den Bügel; er war bescheiden, vorsichtig in allen Dingen, verschwiegen und immer fröhlich; kurz, er besaß alle Tugenden, welche man sich nur wünschen mochte.

Eines Tages waren beide zusammen ausgeritten und an einen großen Fluß gekommen, als der Soldat, hinter sich schauend, mehre seiner Todfeinde erblickte, welche auf ihn zu sprengten. Er sprach: „Wir müssen sterben, denn meine ärgsten Feinde verfolgen uns; den Fluß können wir nicht überschreiten, und es ist auch anders kein Zufluchtsort für uns.“ Da antwortete der Diener: „Fürchte nichts, Herr, ich kenne die Seichten des Flusses; folge mir nur, und wir werden hinüber gelangen.“ Darauf stutzte der Soldat und sprach: „Kein Mensch hat hier noch über den Fluß gesetzt“; doch drängte die Gefahr immer mehr, und endlich entschloß er sich, seinem Diener zu folgen, und beide kamen glücklich hinüber. Die Feinde aber standen bestürzt und wagten nicht, ihnen nachzugehen, und sprachen: „Der Teufel muß ihn hinüber geführt haben; es ist anders nicht möglich.“

Einige Zeit nachher wurde des Soldaten Frau todtkrank, und alle Aerzte verzweifelten an ihrem Leben. Da sprach der Diener: „Wenn unsere Herrin mit Löwenmilch eingerieben würde, dann wäre sie bald genesen.“ Der Soldat entgegnete: „Ja, wo kann man diese aber bekommen?“ — „Ich werde sie schon holen“, antwortete der Diener, und noch war keine Stunde verlaufen, als er mit einem großen Gefäße voll zurückkehrte. Man rieb alsbald die Frau damit ein, und sie genaß zur selben Stunde. Da fragte der Soldat den Diener, wo er also schnell die Löwenmilch hergeholt habe. „Von den Bergen Arabiens“, antwortete dieser. „Als ich von

dir ging, da eilte ich nach Arabien in die Höhle einer Löwin, jug die Jungen hinweg und melkte die Alte; dann kam ich zurück." Der Soldat staunte und fragte weiter: „Wer bist du denn?" — „Darnach forsche nicht", sprach der Diener, „ich bin dein Knecht." Der Soldat drang jedoch noch mehr in ihn, und da gestand er: „Ich bin ein böser Geist und aus dem Himmel verstoßen." Das wunderte den Herrn und er sprach: „Wenn du ein Teufel bist, wie kannst du den Menschen dann so treulich dienen?" — „Es ist mir ein großer Trost", erwiederte der Knecht, „den Menschen zu dienen." Der Soldat aber sprach, er könne nun nicht mehr mit ihm leben, da er das wisse; der Diener antwortete: „Wie du willst; wenn du mich aber bei dir behieltest, es würde dir nimmer Leides geschehen." — „Ich wage es nicht", fuhr der Soldat fort, „steht dir aber etwas von meinem Gute an, so nimm es; denn niemals hat ein Mensch dem andern so getreu gedient. Durch dich entrann ich dem Tode, und meines Weibes Leben verdanke ich dir." Der Knecht entgegnete, er wolle nichts, als fünf Schillinge, und als sein Herr ihm die gegeben hatte, gab er sie zurück und sprach: „Lasse davon ein Glöckchen gießen und hange es über die Thüre der armen Kirche dort, damit man mit demselben die Gläubigen zum Gebete rufe." Darauf verschwand er, und der Soldat that, wie er gewünscht hatte.

474.

Rothmützchens Rache.

Mündlich.

Ein armer Bauer, dessen Frau plötzlich krank geworden war, stand in der Nacht auf, um zu buttern.

Er hatte am Vorabende schon alles bereit gestellt und die Milch in großen Töpfen neben das Feuer gesetzt, damit ihm die Arbeit um so schneller von der Hand ginge. Als er aber in die Kammer trat, sah er zu seinem großen Erstaunen das Feuer noch still brennen und vor demselben ein kleines Männchen sitzen, welches halb schlummerte. Durch des Bauern Holzschuhe geweckt, erwachte der Kleine, richtete sich auf und sah den Mann starr an, ohne jedoch ein Wort zu sprechen. Der Bauer sprach eben so wenig, blickte jedoch einmal verstohlen von der Seite auf den Kleinen, und erkannte, daß derselbe von Kopf bis zu Fuß in Roth gekleidet war und ein grünes Gesicht und grüne Hände hatte; dann schaute er wieder vor sich hin, nahm in der Ecke ein Bund Reisig und warf dieß neben den Heerd, worauf er ruhig schlafen ging. Am andern Morgen war die Butter fir und fertig, so daß er sie nur auf den Markt zu tragen brauchte; außerdem aber war es mehr, als er je aus seiner Milch gewonnen hatte. Seine Frau gesundete bald nachher; das Rothmützchen butterte ihm fortwährend, und der Mann wurde langsam so reich, daß er viele Kühe halten, sich ein schönes Haus bauen und noch einen ganzen Strumpf voll schöner Thälerchen zurücklegen konnte. Und das war auch kein Wunder, denn das Rothmützchen that ihm langsam auch alle andere Arbeit; es pflügte seine Aecker, besorgte sein Vieh und richtete mehr aus, als drei starke Knechte.

Aber der Vorsput verwöhnte den Bauer; er ging nun alle Abende in die Herberge, verspielte viel Geld und kam regelmäßig trunken nach Hause. Das gefiel dem Rothmützchen nicht, und es machte ihm Vorwürfe, worauf er anfangs auch hörte. Bald vergaß er sie aber wieder und verging sich gar so weit, daß er in einer Nacht, wo er auch spät und trunken nach Hause kam,

das Rothmützchen derb ausschimpfte und das Reisigbündel, welches seine Frau sorgfältig zugerichtet hatte, in den Brunnen warf.

Im selben Augenblicke verschwand Rothmützchen. Am andern Morgen war die Frau des Bauern krank, sein Strumpf, statt mit Thalern, mit Kohlen gefüllt, seine Kühe todt, sein Haus und seine Ställe verfallen, und seine Felder verwüstet. Da kam der Bauer wohl zur Besinnung; aber es war zu spät, und wie er auch das Rothmützchen bitten und flehen mochte, das Unglück wieder zu entfernen, alles half nichts; im Gegentheile, in der folgenden Nacht lachte das Rothmützchen um sein Haus herum und spottete seiner.

Der Mann ist auch bald nachher in Armuth und Elend gestorben.

475.

Holz vermehrt.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 163.

Die Rothmützchen oder Klabbers, auch Kabouter-männchen genannt, vermehren oft das Holz. In Nächten, wo der Mond nicht scheint, steigen sie durch den Kamin in das Haus, machen sich Feuer auf dem Heerde und setzen sich ruhig vor denselben hin; das Feuer sieht aber niemand, als die Rothmützchen, doch wärmt es mehr, als anderes Feuer. Oft findet die Hausfrau Morgens von einem ganzen Bündel Reisig nur noch einige kleine Reischen um den Feuerbock liegen; aber die zündet sie flink an, denn sie weiß, daß dieselben eben so lange brennen, als ein ganz großes Bündel und doppelt so viel Wärme geben. Würde die Hausfrau dem Roth-mützchen fluchen oder, während das Holz brennt, ein

Kreuz über ſich machen, dann wären die Reischen in einem Augenblicke verflackert.

476.

Das hülfreiche Kaboutermanneken.

Mündlich von E. E. Stroobant und andern.

Bei Turnhout geſchah es, daß ein Burſche ein Mädchen ſehr lieb hatte. Das hatte ſchon lange gedauert, ohne daß die Eltern eines der beiden etwas davon geahnt hätten. Endlich war der Burſche deß müde, und trat eines Tages vor den Vater des Mädchens und bat ihn um ſeine Einwilligung zu ihrer Ehe. Der Alte war aber ein überaus ſtolzer und übermüthiger Mann, und der Bräutigam war ihm zu arm; darum ſprach er: „Ich weiß nicht, wie ihr daran denken könnt, meiner Tochter Hand haben zu wollen. So ihr mir nicht tauſend blanke Gülden aufzählen könnt, darf euch das nicht in Sinn kommen.“

Das war dem guten Jungen ein Schlag aufs Herz, und er ſchlich betrübt nach Hauſe und wußte nicht, was er anfangen ſollte. Zu Hauſe aber hatte er nicht lange Ruhe; denn das Zählen ſeiner kleinen Baarſchaft machte ihm keine Freude mehr; es waren ja noch lange keine tauſend Gülden, die er doch haben mußte. Darum ging er aufs Feld und gedachte dort, ſich ſein Leben zu nehmen; denn er hatte an nichts mehr Luſt. Wie er nun ſo ging und ging, ohne ſelbſt zu wiſſen, wohin, da ſtand auf einmal ein Kaboutermanneken neben ihm, und das fragte ihn, warum er alſo betrübt ſei. Der Burſche erzählte es mit weinenden Augen; als er am Ende war, lachte das Kaboutermanneken und ſprach: „Ei, nur tauſend Gülden; das iſt ja nicht der Mühe

werth, um sich deßhalb ein grau Haar wachsen zu lassen." — „Ja", sagte der Bursche, „wenn man sie aber nicht hat?" — „Nun, nun", antwortete das Kabouter-manneken, „dann kann man sie immer noch bekommen. Du bist stets ein braver Junge gewesen, und darum ließ sich der Sache wohl helfen. Geh nur nach Hause und zähle dein Geld, und komm wieder und sage mir, was daran fehlt." — „Was daran fehlt", schluchzte der Bursche, „das weiß ich nur zu gut, achthundert Gülden." — „Hast nicht wohl gezählt", sprach das Kaboutermanneken und lachte, „geh und zähle noch einmal."

Da lief der Bursche voll Freude weg und zählte zu Hause sein Geld, und siehe, es waren tausend Goldgülden. Stracks kehrte er um, denn er hielt es für seine erste Pflicht, dem Kaboutermanneken zu danken: aber er fand es nicht mehr, und wie oft er auch rief: „Kabouter-manneken! Kaboutermanneken!" es kam nicht mehr wieder. Dann rannte er wieder zurück, packte das Geld zusammen, zog seinen Sonntagsstaat an und ging zu dem Vater seines Mädchens, dem er tausend Gülden vorzählte. Acht Tage drauf war die Hochzeit, und die beiden Leutchen lebten noch lange nachher in Frieden und Freude.

477.

Der Kaboutermannekensberg.

Mündlich von E. E. Stroobant.

Zwischen Turnhout und Casterle liegt ein Berg, den man bis heute noch den Kaboutermannekensberg nennt. Die Kaboutermannekens, welche ehedem in dem-selben wohnten, waren sehr zahlreich, aber dabei von gar böser Natur, und sie hatten ihre größte Freude daran,

den Bewohnern der Gegend allen nur irgend möglichen Schaden zu thun. Sowie der Abend anbrach, konnte kein Mensch vor ihnen mehr sicher sein. Sie gingen dann rund und nahmen überall mit, was ihnen eben anstand, Hühner, Enten, Gänse, Ochsen, Kühe und Kälber, Geld, kurz und gut alles, selbst bis auf das Hausgeräthe. Solches hat lange, lange Zeit gedauert. Jetzt aber hört man nichts mehr davon.

478.

Kaboutermanneken gekleidet.

Mündlich.
Vergl. Nr. 206, S. 308.

Ein Müller im Kempnerlande fand jeglichen Morgen seine Arbeit in der Mühle verrichtet, wenn es noch so viel war; aber nur, wenn er etwas von seinem Butterbrote liegen ließ, welches dann verzehrt und verschwunden war. Das wunderte den Mann, und eines Abends steckte er sich hinter einige Mehlsäcke, und sah ein nacktes Kaboutermännchen kommen, und das Butterbrot essen und in der Mühle arbeiten. Es that dem Müller leid, daß das Männchen nackt war; darum ging er zu einem Schneider und ließ ihm ein Höschen und ein Jäckchen machen, und legte das am andern Abende zu dem Butterbrote. Das Kaboutermännchen kam und sprang vor Freuden, als es den schönen Anzug sah; schnell aß es das Butterbrot, zog die Kleider an, stolzirte in der Mühle auf und ab, und war weg, ohne daß der Müller sah, wo es hingekommen wäre. Es kam auch nicht wieder.

Da dachte der Müller: „Wart, ich will dich schon kriegen!“ und ging an einen Steg am Bache sitzen, wo die Kaboutermännchen jeglichen Abend herüber kamen. Es dauerte auch nicht lange und sie erschienen. Als das

erste auf den Steg trat, fragte es den Müller: „Wer bist du, Mann?" aber der Müller antwortete nicht; denn er wartete nur auf das angekleidete Kaboutermännchen, und die er sah, waren nackt. Das zweite fragte auch: „Wer bist du, Mann?" aber er schwieg still, und so ging das fort, bis das letzte kam, und das trug die Kleider, welche der Müller in die Mühle gelegt hatte. „Haha", rief der Müller, „habe ich dich?" und wollte das Männchen packen; aber da schrie plötzlich eine Stimme, wie die seiner Frau, aus dem Bache um Hülfe, und der Müller sah um und plumpste ins Wasser. Die Kaboutermännchen waren aber weg.

479.

Die dienstigen Kaboutermännchen.

Mündlich von K. F. Stallaert.

Ein alter Mann aus dem Oertchen Landorp, welches unfern Aerschot an dem Flüßchen Demer liegt, hat oft das Folgende erzählt.

Ein gewisser Herr Percy wohnte jenseits der Demer und ließ sich jeden Abend herüberfahren, um diesseits in die Herberge zu kommen. Dort hielt er sich meist lange auf, und wenn er dann zurückfahren wollte, dann war der Schiffer schon zu Bett. Das kümmerte aber Herrn Percy wenig, denn er stand sich gut mit den Kaboutermännchen. Sobald der Schiffer nämlich schlafen ging, eilten diese ans Ufer, und wenn Herr Percy aus der Herberge kam, dann riefen sie laut: „Herr Percy! Herr Percy! Kommt schnell her; wir bringen euch nach drüben. Kommt her, Herr Percy!" Dann schritt Herr Percy dem Ufer zu, und die Männchen trugen ihn hinüber, wo er ihnen einen großen Krug Bier für ihre Mühe gab.

Gewöhnlich bestellte er sie dann noch für den andern Tag, um frühmorgens den Kaffee zu machen, die Kühe zu melken, das Haus zu säubern u. s. w., und das thaten die Kaboutermännchen aufs pünktlichste; auch tranken sie keinen Tropfen von dem Kaffee oder der Milch, sondern ließen es unangerührt, bis Herr Percy ihnen etwas gab. Das thaten sie und waren so treu, weil der Hausherr ihnen so gut war. Dagegen mußten die Nachbarn tausenderlei von ihnen leiden. Den Kühen tranken sie die Milch ab, verdarben die Butter und trieben tausenderlei böse Streiche. Deßhalb waren die Nachbarn Herrn Percy gram; aber sie konnten ihm nichts anhaben, denn die Kaboutermännchen schützten ihn und wachten über ihn, daß ihm nichts Leides geschah.

480.

Nischepook.

Mündlich.
Westendorp, Mythologie. S. 183.

Zu Ditmarsen gibt es einen wunderlichen, aber dabei gar gütigen Geist, welchen man Nischepook nennt. Bei unangenehmen Zufällen und in schwerer Arbeit bringt er dem Hausherrn, wo er sich aufhält, Speise und Trank zu, und es ist oftmals geschehen, daß er einen, den er lieb hatte, steinreich gemacht hat.

481.

Zwergschmieden.

Mündlich.
(Borgnet,) Legendes namuroises. p. 170.

In den wallonischen Landen findet man keinen Flecken und kein Dorf, welches nicht eine Zwerghöhle

oder ein Zwergloch beſäße. Oft findet man dort in den Wäldern Reſte ehemaliger Schmieden, und die nennt das Volk Zwergſchmieden; gleichfalls ſtößt man häufig auf ganze Barren von Eiſen oder Blei, die auch von den Kobolden herkommen. In der Nähe iſt jedenfalls eiſenhaltiger Boden und reiches Erz; davon kann man ſicher ſein.

Wem dieſe Zwerge (nutons) gut ſind, dem bringen ſie großen Nutzen, nur muß man ihnen in der Nacht Speiſe hinſetzen.

482.

Plaudergeiſt.

Mündlich.

In einem Dorfe der Landſchaft Waes lebte ein ſteinalter Mann; der hatte die ſonderbare Gewohnheit, im Sommer nirgend anders ſchlafen zu wollen, als in ſeinem Garten. Wenn man ihn fragte, was ihn dazu bewege, dann ſprach er: „Ei, ich unterhalte mich daſelbſt und erfahre die geheimſten Dinge.“ Und ſo war es auch; der Greis wußte alles, und nichts war ihm verborgen. Eines Tages ſprach er zu einem Geizhalſe, der ungefähr in gleichem Alter mit ihm war: „Geſtern, Freund, habt ihr tauſend Kronenthaler abgezählt und ſeid ohne Abendeſſen zu Bette gegangen.“ Das befand ſich buchſtäblich wahr.

483.

Der Geiſt zu Uterſen.

Happelii relationes curiosae. Tom. IV, p. 316.
S. de Vries, De Satan in ſijn weeſen ꝛc. I, S. 419.

Im Jahre 1685 ließ ſich zu Uterſen in einem Hauſe auf dem Lande zu jedermanns höchſter Verwunderung ein Geiſt hören, der mit den Leuten ſprach, ohne daß man ihn ſehen konnte. Er berichtete von Dingen, welche zu wiſſen keinem Menſchen in der Welt möglich war. Er betete auch und ſang andächtige Liedchen und machte viel Weſens, ſo daß jeder genug von ihm zu ſagen wußte.

484.

Der Alf.

Mündlich von Ph. Blommaert.

Es geſchieht oft, daß Bauern, welche ſpät aus der Schenke kommen, ihre Wohnung nicht finden können und die ganze Nacht vergebens darnach ſuchen. Es iſt der Alf, der das thut und der ſie auf dieſe Weiſe verleitet.

485.

Der Geiſt auf dem Schloſſe Egmont.

Segraisiana p. 213, 19 u. 20.
Langlet-Dufresnoy, Recueil de dissertat. anciennes et nouvelles sur les apparitions, les visions et les songes. T. I, part. II, p. 178.

Herr Patris war mit Herrn Gaſton nach Flandern gezogen und wohnte dort einige Zeit auf dem Schloſſe Egmont. Eines Tages wollte er ſich zur Stunde des Mittagmahles nach dem Speiſeſaale begeben; an der

Thüre eines ſeiner Freunde hielt er inzwiſchen an, um dieſen mit ſich zu nehmen. Er klopfte und klopfte wiederholt, aber man öffnete nicht. Da der Schlüſſel auf der Thüre war, ſo glaubte Patris mit Sicherheit, ſein Freund ſei in dem Zimmer, und öffnete ſelbſt und fand zu ſeinem großen Erſtaunen den Mann ganz außer ſich am Tiſche ſitzen. Patris trat auf ihn zu und fragte ihn, was ihm fehle, und ſein Freund antwortete: „Sie würden ſicherlich nicht weniger erſtaunt ſein als ich, wäre Ihnen das paſſirt, was mir eben paſſirt. Ich ſitze ruhig hier und leſe, als plötzlich das Buch von ſelbſt wegſchwebt, die Blätter darin ſich wenden und es dort hinten liegen bleibt.“ — „Das iſt ein Scherz, mein Freund“, ſprach Patris, „ihr habt das ſelbſt gethan, ſonder es zu wiſſen“; aber der andere beſtand darauf und fügte noch hinzu, daß erſt vor wenigen Augenblicken die Thüre ſich geöffnet und wieder geſchloſſen habe. Patris trat zur Thüre und ſchloß ſie auf und ſah den langen Gang, auf welchen ſie führte, hinab, ob er nichts von dem Geiſte erblicken könne. Da bemerkte er plötzlich mit Schrecken, daß ein alter großer Seſſel, der ſo ſchwer war, daß zwei Mann ihn kaum tragen konnten, langſam auf ihn zu ſchwebte. „Ich danke euch, Herr Teufel“, ſprach Patris, „ich habe genug Angſt, laßt den Seſſel nur um Gotteswillen da.“ Und kaum hatte er die Worte aus dem Munde, als der Seſſel wieder an ſeine alte Stelle rückte.

486.

Die treue Schlange.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. XI, cap. 70.

Heinrich von Forſt (bei Brüſſel), ein wahrheitliebender Ritter, erzählte das Folgende.

Einer von unſern Soldaten hatte eine Wunde bekommen, welche den Aerzten nur ſchlecht zu heilen gelungen war; es ſtrömte fortwährend Eiter aus derſelben und der Soldat hatte viel Schmerzen dadurch. Eines Tages hatte er ſich mit entblößter Seite auf einen Baumſtumpf gelegt und der Eiter lief gewohnterweiſe von ihm weg. So ſchlief der Soldat ein; während deſſen kam eine Schlange und ſaugte an der Wunde. Er erwachte darüber und jug das Thier weg, und das iſt nicht zu verwundern, denn er fürchtete ſein Gift; jedoch fühlte er bald, daß es mit der Wunde beſſer war, und als er die Sache weiter erzählte, rieth man ihm, ſich wieder hinzulegen und die Schlange ruhig ſaugen zu laſſen. Er that das, und die Schlange faßte dadurch eine ſolche Zuneigung zu ihm, daß ſie nur in ſeinem Bette ſchlafen wollte; auch wurde er ganz geheilt.

Der Soldat aber, dem das nicht gefiel, verließ den Ort und ging anderswohin wohnen, ſah auch in einem halben Jahre die Schlange nicht mehr. Kaum aber war er zurückgekehrt, als ſie ihm wieder folgte, und, da ſie nicht in ſeine Schlafkammer kommen konnte, ſich vor die Thüre legte.

Da riethen ihm ſeine Freunde, er ſolle das Thier tödten, aber er ſprach: „Wie ſollte ich meinem Retter ein Leides anthun können?“ Endlich ließ er ſich jedoch bewegen, und als ſie noch einmal zu ihm kam, ſchlug er ſie todt und wurde alſo von ihr befreit.

487.

Kludde.

Mündlich.

Es gingen einmal zwei Burſche mit einem Mädchen über Land; der eine der Burſchen war der Geliebte des

Mädchens und der andere einer seiner Kameraden. Wie sie nun so fortschritten, da sprach der Liebhaber plötzlich: „Halt 'mal inne, Gesell, da seh ich was!" — „Was siehst du denn?" fragt der andere. „Kludde", antwortet der eine, „sieh, jetzt ist es ein Hund — nun wächst er hoch empor — jetzt ist er wieder klein, — ein Schaaf — nein, eine Katze ...." und so sprach der Mensch immer fort, ohne daß sein Begleiter oder das Mädchen etwas gesehen hätte. Endlich sagte der eine: „Wenn du jetzt wieder Kludde siehest, dann sag' es mir, ich will 'mal auf ihn zugehen." — „Dann geh' doch", schrie der Liebhaber, „er läuft ja vor mir her." Und der andere ging, aber er konnte nichts von Kludde entdecken.

So dauerte das, bis sie vors Haus des Burschen kamen, der den Geist noch immer vor sich her laufen sah. Vor dem Hause lag eine Platte los auf der Erde, und unter diese Platte legte des Burschen Vater meistens den Hausschlüssel, damit man nicht nöthig hatte, aus dem Bette aufzustehen, wenn es dem Jungen gefiel, einmal spät in der Schenke zu bleiben. „Seht ihr ihn nun noch nicht?" schrie der Liebhaber da auf, „er sitzt ja auf der Platte, damit ich mir den Schlüssel nicht nehmen könne." Und mit den Worten faßte er sein Mädchen am Arme und sprach: „Komm, Mieken, wir wollen dich nach Hause bringen, denn du bist bange." Als sie nun Mieken nach Hause geführt hatten, kamen sie zurück und der eine sah Kludde noch immer auf der Platte. Da nahm der andere sich ein Herz und ging zu der Platte hin, und Kludde sprang weg, und er konnte den Schlüssel nehmen, womit er seinem Gesellen die Thüre aufschloß. Der sprang schnell hinein, damit Kludde nicht folgen könne, und der andere ging ruhig seines Weges, hat auch von dem Geiste nichts gespürt.

488.

Lodder.

Mündlich aus Koeklenberg bei Brüssel.

In einer warmen Sommernacht gingen drei Schnitter auf das Feld, um die Arbeit, welche im Tage wegen zu großer Hitze unterbleiben hatte müssen, nachzuholen. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und so konnten sie wenig sehen; darum beschlossen sie, einstweilen nur ihre Kleider abzulegen und sich ein bischen zu setzen, bis es heller würde. Kaum aber lagen die Kleider da, als sie von ferne ein Gerassel wie von Ketten hörten, und das kam immer näher und näher und endlich bis an den Ort, wo die Kleider lagen. Da stand einer der Schnitter auf und wollte nach den Kleidern schauen, aber die lagen ruhig da und er sah nichts; das Gerassel dauerte jedoch fort.

Inzwischen wurde es immer dunkler und in der Ferne fing es an zu donnern, und die Schnitter beschlossen nach Hause zu gehen, denn sie erkannten, daß sie doch nicht würden arbeiten können. Eben hatten sie ihre Kleider wieder angezogen, als das Gerassel plötzlich und schnell sich näherte und einem von den Männern etwas zwischen die Beine fuhr, welches ihn mit fortriß. Da schrie er so laut er konnte: „Lodder! Lodder! Schlagt zu! Schlagt zu! Ich sitze drauf!" aber die andern lachten ihn aus, denn sie sahen ihn wohl fortreiten, konnten aber den Lodder nicht erkennen, denn der hatte sich unsichtbar gemacht. Je mehr sie jedoch lachten, desto ärgerlicher wurde der Eine und desto gräulicher schrie er, denn er fühlte wohl, auf weß Rücken er saß, und kurz und gut, er mußte so lange fort und fort, bis er an einen großen Weiher kam; da warf sich Lodder plötzlich hinein und ließ den Geängsteten halbtodt auf dem Grase liegen.

Wie die andern nun kamen, da sahen sie wohl, daß es Ernst gewesen war, haben auch seit der Zeit nicht mehr gespottet, wenn ihnen Nachts etwas begegnete.

489.

Lodder.

Mündlich aus Hall.

Ein wilder Geselle kam eines Abends spät nach Hause; als er eben den Schlüssel in die Thüre stecken wollte, hörte er etwas an der Erde, und das ging immer ticktack, ticktack, ticktack. Er bückte sich nieder und fand eine silberne Uhr, die er freudig in die Tasche steckte. Auf seiner Kammer angekommen, nahm er sie wieder heraus, um beim hellen Mondschein zu sehen, wo der Zeiger stände. In dem Augenblicke schlug es auf der Kirche zwölf und die Uhr wurde kalt und eisig in seiner Hand, und als er genauer zuschaute, war es eine dicke Kröte. Erschrocken schleuderte er sie zur Erde, da stand plötzlich ein großer Hund neben ihm mit Augen, wie Laternen, und als der ihn eine Weile so angeguckt hatte, daß der Bursche vor Angst auf sein Bette fiel, sprang das Fenster auf und der Hund heraus und von draußen scholl es lange nach: Hahaha! Da erkannte der Bursche, daß es Lodder gewesen war.

Samstags Abends gehen die Bauernbursche gewöhnlich an das Fenster ihrer Mädchen und sprechen sich mit denen ab, wo sie sich am Sonntag treffen wollen. Ein Bursche aus Tissel wollte das auch einmal thun; er mußte aber, um zu dem Hofe zu kommen, wo sein Mädchen wohnte, über einen Bach. Als er aber an die Stelle kam, wo die Brücke war, fand er diese nicht, wohl aber Lodder im Grase sitzend. „Was willst du?“ fragte Lodder. „Ich will zu meinem Mädchen gehen“,

antwortete der Junge, „aber ich sehe die Brücke nicht.“ — „Da kann ich dir helfen“, sprach Lodder und legte sich quer über das Wasser in seiner ganzen Länge, so daß seine Pfoten an das jenseitige Ufer reichten, und der Bursche faßte sich ein Herz und ging über Lodders Rücken und Hals und Arme, und als er am andern Ufer war, dankte er ihm höflich. Am Fenster seines Mädchens angekommen, nahm er eine Egge und stieg hinauf, und als er lange mit Mieken gesprochen und sie noch einmal herzlich geküßt hatte, machte er sich auf den Rückweg. In einem Stücke Korn, wo er vorbei mußte, hörte er einen kleinen Jungen erbärmlich schreien. Er ging auf die Stimme zu und fand einen Knaben von ungefähr acht Jahren; den nahm er auf den Rücken und ging weiter bis zum Bache, wo Lodder noch saß. „Was hast du da?“ fragte Lodder. „Einen armen Jungen“, antwortete der Bursche, „und den will ich mitnehmen nach Hause bis morgen, dann wird er wohl seine Eltern wiederfinden.“ — „Gut“, sprach Lodder und streckte seine Pfoten aus und legte sich wieder über den Bach. Als der Bursche aber über Lodders Beine schritt, da wurde der Knabe schwer auf seinem Rücken und Lodder rief: „Du bist mir zu schwer, ich laß dich fallen.“ — „Wart' noch ein bischen, lieber Lodder“, sprach der Bursche, „ich bin gleich drüben.“ Aber der Knabe wurde schwerer und schwerer, und als sie auf Lodders Rücken waren, da blies er heiß in des Burschen Nacken und schlug lange Nägel in dessen Schultern, und zugleich verschwand Lodder und der Bursche fiel ins Wasser, wo er schnell ein Kreuz schlug und sich also von dem Knaben befreite. Dann arbeitete er sich aus dem Bache heraus und lief, was er konnte, nach Hause, während es hinter ihm Hahaha! scholl.

490.

Der lange Wapper.

Schriftlich mitgetheilt von Stadtbibliothekar Mertens in Antwerpen. Aus mündlichen Quellen. Vgl. Nr. 379, S. 452.

In unsern frühern Erzählungen vom langen Wapper haben wir schon berichtet, daß man nicht wagen durfte, übel von ihm zu sprechen, oder auch nur die leisesten Vermuthungen über ihn zu äußern, denn man konnte ja nicht wissen, ob man nicht mit ihm selber sprach. Auch ging es denen meistens nicht gut, die sich etwas über ihn hatten verlauten lassen, denn wenn sie alsdann Abends ausgingen, dann konnten sie sicher sein, irgendwo unter seinen Beinen hin passiren zu müssen, und dieser Gang kostete ihnen gewöhnlich das Leben.

Oft ließ er, wenn er mit den Jungen spielte, dieselben recht viel gewinnen und besonders, wenn es um Knicker ging; wenn die armen Jungen aber nach Haus kamen und freudig ihren Gewinn zeigen wollten, dann waren die Knicker zu stinkendem Pferdekoth geworden.

Einmal spielte er an der Kirche der Predigerherren mit den Jungen Diebchen, und das Loos fiel auf ihn, daß er den Henker machen mußte. Er fügte sich dem auch gern; als es aber auf das Hängen ankam, da erhing er den, welcher den Dieb spielte, wirklich, so daß der arme Junge starb, und dann sprang er mit einem Satze weg und ließ die andern bei dem todten Leichname und lachte sie noch dazu aus.

Ein paar Tage nach diesem argen Streiche nahm ein Küfer an Sankt Pietersvliet einen Gesellen in Dienst, und der war im Anfange gar behend und kam seiner Arbeit fleißig nach. Einige Zeit nachher befahl der Meister ihm, eine Handvoll Hobelspäne in ein Faß zu legen und

dieſelben anzuzünden, wie die Küfer zu thun pflegen. Ehe der Meiſter es ſich aber verſah, hatte der Geſelle das Feuer in einer Ecke des Hauſes angezündet und die Reifen alle in Stücke geſchlagen. Als der Küfer das ſah, wurde er wüthend und meinte den Geſellen derb abzuprügeln; der aber flüchtete, gefolgt von dem zornigen Meiſter, und ſprang endlich unter dem gewöhnlichen Hohngelächter ins Waſſer. Da erkannte der Küfer nun wohl, mit wem er zu thun gehabt hatte, und eilte alsbald nach Hauſe, wo er alles in Flammen ſah und erſt nach langer Arbeit mit ſeinen Nachbarn des Feuers Meiſter wurde.

Kurz nachher verdingte er ſich bei einem Brauer. Als er bei dem Manne ſchon einen ganzen Tag fleißig und arbeitſam geweſen, ſollte er am Abend eine volle Tonne Bier wegrollen; er richtete das aber ſo ein, daß einer der andern Geſellen darunter kam, und dieſem wälzte er nun die Tonne über den Leib, ſo daß der arme Menſch todt davon blieb. Ein ganzer Haufen Leute verfolgt ihn, er ſprang aber bald in die Brouwersvliet und verſchwand; einige andere, die ihn nicht erkannt hatten, ſprangen ihm nach, um ihn zu faſſen, aber ſie ertranken jämmerlich.

So kam er ein ander Mal bei hellem Tage und bot Muſcheln feil. Vier Frauen, welche mit ihrer Arbeit vor einem Hauſe auf der Straße ſaßen, riefen ihn an, um von ihm zu kaufen. Er brach eine Muſchel auf und bot ſie den Frauen; als dieſe ſie aber öffneten, war ſie voll Koth. Der lange Wapper entſchuldigte ſich höflich und brach eine andere auf, und die war denn auch wirklich ſehr gut. Wie aber eine der Frauen ſie in den Mund ſtach, fühlte ſie plötzlich etwas Kriechendes im Munde, ſie ſpie aus, und es war eine dicke, ſchwarze Spinne. Nun fielen die Frauen über ihn her, um ihn

zu prügeln. Er wehrte sich, schlug zwei von ihnen todt und war verschwunden.

Gleicherweise machte er es mit drei Jungen. Die saßen zusammen in der Ritterstraße und wollten Karten spielen, aber es fehlte ihnen ein Vierter. Der lange Wapper kommt, bietet sich an, mit zu spielen, und das Spiel beginnt. Nach einer Weile aber entspann sich Zank unter ihnen und vom Zanken kam es bald zum Schlagen, wobei der lange Wapper ihnen, einem nach dem andern, den Hals herumdrehte und alsdann weg war, ohne daß ein Mensch wußte, wo er geblieben. Oft, wenn er sich unter Kartenspieler mischte, was häufig geschah, ließ er sich auch von seinen Gefährten verfolgen und lockte sie ins Wasser, wo er sie ermordete. So kam er einmal in die Herberge zum Horn und machte dort einen solchen Spektakel, daß die Nachtwächter ihn packen wollten. Er entlief ihnen aber und sprang endlich ins Wasser. Die, welche ihn zu fangen gedachten und ihm nachsprangen, mußten es mit dem Leben büßen.

Auch als kleines Kind erschien er mitunter. So fanden einige Leute einmal in der Bettenstraße ein eben gebornes Kind, welches mitten auf dem Wege auf einem Kothhaufen lag. Sie beeilten sich, das arme Wichtchen ins Haus zu nehmen, erwärmten es und fütterten es mit Kinderbrei und sorgten so auf jede Weise für dasselbe zehn Tage lang. Da wurde das Kind plötzlich groß, lief aus dem Hause und lachte die guten Leute noch dabei aus. Dasselbe geschah einer Wäscherin, die beim Rückgange aus der Kirche auch ein Kind unterwegs fand und mit sich nahm und fütterte; als das Kind wohl warm und satt schien, sprach es laut lachend: „Danke schön, Mütterchen; ich war sehr hungrig und kalt"; und mit den Worten verschwand es durch den Kamin. Auch drei Jungen widerfuhr etwas Aehnliches. Diese waren

ausgegangen, um Weiden zu schneiden, und fanden auf der Kasteelplein ein Kind am Wege liegen. Sie überlegten, was sie damit anfangen sollten, und kamen endlich darin überein, daß einer es mitnehmen und seiner Mutter geben solle. Der nahm das Kind auf die Arme und die andern folgten ihm hauswärts. Er war aber noch nicht weit weg, da begann er schon über Müdigkeit zu klagen und bat den zweiten, das Kind zu nehmen. Dem wog das Kind aber so schwer auf den Armen, daß er damit zur Erde fiel, und die Jungen beschlossen, es zu zweien zu tragen. Das dauerte wieder eine Weile, da wurde es den zweien zu schwer und der dritte mußte auch mit helfen, und that das auch, nach gewohnter Weise dabei fluchend. So kamen sie abermals ein paar Schritte weiter; da konnten sie auch zu dreien nicht mehr mit dem Kinde fort, legten es in das Gras und setzten sich daneben. Da begann das Kind plötzlich zu wachsen und wurde immer größer, und sie erkannten, daß es der lange Wapper gewesen war.

Größern Schrecken noch jagte er einem armen Manne ein. Der war so blutarm, daß er nicht einmal ein Hälmchen Stroh hatte, worauf seine Kinder hätten schlafen mögen. Eines Abends, als er von der Arbeit nach Hause kam, fand er auf der Straße einen großen Strohbusch liegen, den er froh aufnahm und mit sich nach Hause trug; „denn", sprach er, „nun können meine armen Kinder doch einmal weich sich betten." Kaum aber hatte er das Stroh in seinem Kämmerchen auf die Erde geworfen, als es sich regte und aufrichtete. Die Frau lief schnell nach dem Weihkesselchen und bespritzte es mit Weihwasser, und zur selben Secunde flog es am Kamine heraus.

Noch zehnmal schlimmer ging es einer reichen Frau in Antwerpen. Diese führte ein gar ungebundenes Leben

und hatte vier Liebhaber, welche alle sie des Abends besuchen kamen, aber jeder zu einer andern Stunde, so daß keiner von den andern wußte. Der lange Wapper nahm eines Abends die Gestalt der Frau an. Um zehn Uhr kam der erste der Freier und der lange Wapper fragte ihn: „Was willst du?“ — „Ich will euch zur Ehe“, sprach der Gesell. „Du sollst mich haben“, antwortete Wapper, „wenn du jetzt zur Stelle auf unserer lieben Frauen Kirchhof gehest und dich dort während zwei Stunden auf den Balken des großen Kreuzes setzest.“ — „Gut“, sprach der Freier, „das soll geschehen“, und er ging und that also.

Um halb elf kam der zweite. „Was willst du?“ frug der lange Wapper. „Ich will euch heirathen“, entgegnete der Freier. „Du sollst mich haben“, sprach Wapper, „wenn du zuvor auf unserer lieben Frauen Kirchhof gehen, dort eine Todtenlade nehmen, die zum Fuße des großen Kreuzes tragen und dich bis nach Mitternacht darein legen willst.“ — „Gut“, antwortete der Freier, „das will ich schon thun“, und er ging und that es.

Gegen elf Uhr kam der dritte, und dem trug der Wapper auf, zu der Todtenlade am Fuße des Kreuzes auf unserer lieben Frauen Kirchhof zu gehen, dreimal auf die Lade zu klopfen und alsdann dort zu warten bis Mitternacht.

Um halb zwölf endlich kam auch der vierte und Wapper frug auch diesen, was er wolle. „Ei, euch heirathen“, sprach der Freier. „Das sollst du“, antwortete dann der Wapper, „wenn du die eiserne Kette in der Küche nehmen und die hinter dir schleppend, dreimal um das Kreuz auf unserer lieben Frauen Kirchhof laufen willst.“ — „Gut“, sprach der Gesell, „das will ich thun.“

Der erste hatte sich auf das Kreuz gesetzt, war aber todt vor Schrecken zur Erde gefallen, als der zweite sich zu seinen Füßen in die Todtenlade legte. Der zweite war vor Schrecken gestorben, als der dritte mit der Faust dreimal auf die Lade schlug. Der dritte stürzte todt hin, als der vierte mit den Ketten rumorte, und der vierte wußte nicht, was er denken sollte, als er drei seiner Kameraden starr und kalt an dem Kreuze fand. Schnell lief er von dem Kirchhofe weg und zu der Frau, um der alles zu erzählen und sie bei ihrem Worte zu halten. Jedoch die wußte von nichts; als man ihr aber am andern Tage den jämmerlichen Tod von dreien ihrer Liebhaber meldete, brachte sie sich selber ums Leben.

491.

Die lange Frau.

Mündlich; mitgetheilt von Frau Courtmans.

Ein Schlächter wollte des Abends von einem Pachthofe nach Hause gehen und sein Weg führte ihn an einem großen Kornfelde vorbei, welches neben einem Bache lag. Als er bald an dem Felde war, gewahrte er schon von ferne die lange Frau, die überall die Vorläufer (so nennt man nämlich die über anderen vorragenden Aehren) abpflückte und in ein Bündel zusammenfaßte; die lange Frau, das sah er ganz deutlich, war noch einmal so hoch, als das Korn. Als er bis zu ihr gekommen war, sprach er: „Guten Abend!" aber sie antwortete ihm nicht. „Guten Abend!" wiederholte er, als er neben sie kam, und da sprach sie gleichfalls: „Guten Abend!", schlug ihn aber dabei mit dem Aehrenstrauße ins Gesicht, und darüber erschrak er also, daß er zu laufen begann. Da lief die lange Frau hinter ihm und

ſchlug fortwährend zu, und das dauerte ſo lang, bis er an ſeinem Hauſe halb ohnmächtig niederfiel.

Viele haben die lange Frau auch quer auf der Heerſtraße liegend geſehen, und ſie war ſo groß, daß ſie die ganze Breite des Weges einnahm.

492.

Trunkenbold beſtraft.

Mündlich.

Eine Frau im Waeslande hatte einen Mann, der alle Tage, die Gott erſchuf, ſterntrunken war. Das klagte ſie eines Abends ihren Nachbarinnen unter vielen Thränen. Oſſchaert hatte die Klagen gehört und paßte dem Trunkenbolde auf, als derſelbe aus der Herberge kam, und warf ihn in einen Graben. Die Kälte des Waſſers, wie der fürchterliche Schrecken über Oſſchaerts Erſcheinen machten den Trunkenen bald ganz nüchtern, und er rang und arbeitete ſo lange, bis er aus dem Graben heraus war. Da brüllte ihm Oſſchaert entgegen: „So oft du dich von nun an noch betrinken wirſt, ſo oft gebe ich dir ein Bad; nun hüte dich und nimm dich in Acht.“ Darauf verſchwand er mit ſchallendem Gelächter.

Seit der Zeit hat der Mann ſich nicht mehr betrunken.

493.

Oſſchaert.

Mündlich; mitgetheilt von Lehrer Gerulph Coppens.

Ein anderer kam einmal ſpät aus einem Dorfe bei Doel zurück; als er auf eine halbe Meile noch von Hauſe

war, ſah er neben einer ſehr hohen Eiche auf der Ecke eines Kreuzweges einen Mann ſtehen, deſſen Kopf weit über den Gipfel des Baumes herausragte. Nicht wenig erſchreckt wandte ſich der Mann und machte einen Umweg von mehr denn einer halben Meile, um dem Geſpenſte, welches niemand anders als Oſſchaert war, auszuweichen. An einer Wieſe angekommen, ſah er plötzlich einen Hund, ſo groß wie ein Eſel, welcher das Pferd des Bürgermeiſters verfolgte, und das lief immer rund um die Wieſe herum. Da wurde dem Manne noch mehr Angſt und er begann Sankt Jans Evangelium zu beten. Dicken Schweiß auf der Stirne wandelte er weiter, als plötzlich ein weiß Kaninchen ihn verfolgte und ſich ſo lange hinter ihm hielt, bis er von neuem Sankt Jans Evangelium begann; dann verſchwand es. Einige Schritte weiter fand er ein Thier auf einem Acker liegen, der eben mit Korn beſäet worden war, und das Thier glotzte ihn grimmig an; aber er hielt ſich an dem bewährten Mittel und betete zum dritten Male Sankt Jans Evangelium, und auch das Thier verſchwand. So ging es fort, bis er es mehr denn zehn Mal wiederholt hatte, das Evangelium; da kam er mit Gottes Hülfe an ſeine Thüre und ſank ohnmächtig daſelbſt nieder. In dieſem Zuſtande fanden ihn die Nachbarn, und ſie trugen ihn ins Bett.

Am andern Tage ſuchte man auf der Stelle nach, wo das Thier gelegen hatte; aber man fand keine Spur mehr davon, und man erkannte deutlich, daß es Oſſchaert geweſen ſei, der all dieſen Spuk getrieben hatte.

494.

Bestrafter Fluch.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 178.

Ein alter Gärtner ging an einem Wintermorgen früh zur Stadt. Auf dem Wege sah er plötzlich Osschaert auf sich zukommen und sprang vor Schrecken seitwärts von der Heerstraße auf eine Wiese, wo er inständig zu beten begann. Osschaert schaute ihm eine Weile vom Heerwege aus nach und verschwand. Als der Gärtner aber wieder von der Wiese wegwollte, da wußte er keinen Ausgang mehr zu finden; überall war dieselbe von breiten Wassergräben umgeben, und er begriff selbst nicht, wie er darauf gekommen war. Da er große Eile hatte, so wurde er je länger, je mehr ungeduldig und machte sich endlich in einem kräftigen Fluche Luft. Im selben Augenblicke saß Osschaert auf seinem Rücken und zeigte ihm die breiteste Stelle der Gräben mit dem Befehle, dort durchzuwaten. Der Mann zögerte anfangs, aber er mußte dem Geiste wohl gehorchen und schritt muthig auf den Graben los und — machte keinen Fuß naß, denn es war die Heerstraße. Auf dieser trug er Osschaert noch eine gute Viertelstunde weit; da sprang der Geist von seinem Rücken weg und in die Kiepe einer eben vorüberwandelnden Bäuerin, welche sich höchlich verwunderte, plötzlich eine so schwere Last aufgeladen zu haben. Sie nahm die Kiepe vom Rücken, um zuzuschauen, was denn drin sei; da sprang Osschaert weg und lachte das arme Weib derb aus.

495.

Osschaert.

Mündlich; mitgetheilt von Frau Courtmans.

Ein alter Mann aus der Gegend von Doel erzählte viele Streiche von Osschaert; darunter war auch der folgende.

Sein Großvater war als noch junges Bürschchen eines Abends auf die Freite gegangen. Als er zurückkam, mußte er über einen Feldweg. Plötzlich steht da ein ungeheures Pferd vor ihm, so groß, wie er noch keins gesehen hatte. Da dachte der Großvater: „Halt, das ist Osschaert; du mußt ausweichen"; und das that er auch und meinte, den Weg über den Kirchhof zu nehmen. Eben war er wieder auf der Heerstraße, als ihm ein gewaltiger Hund, so groß wie ein Pferd, entgegenschritt. Er drehte den Rücken, bekreuzte sich und schlug einen andern Pfad nach dem Friedhofe ein; aber kaum hatte er den erreicht, als ein Kaninchen vor ihm hin und her sprang. „Osschaert hat es diesen Abend auf mich abgesehen", sprach er zu sich selbst und wollte eben um den Kirchhof gehen, da sieht er in der Ecke der Thüre einen riesigen Esel mit tellergroßen glühenden Augen sitzen.

Das ängstete ihn aber dermaßen, obgleich er sonst nicht der allerbangste war, daß er über die Mauer sprang und, was er konnte, nach Hause rannte, wo er in Schweiß gebadet ankam.

Die Geschichte hat er auch sein Leben lang nicht vergessen können.

496.

Osschaert als Esel.

Mündlich; mitgetheilt von Lehrer Heinrich Coppens in Kieldrecht.

Ein Mann aus der Gemeinde Alt-Doel wollte einmal Abends friedlich nach Hause zurückkehren; als plötzlich ein Esel ihm nachrannte und mit den Vorderfüßen auf seine Schultern sprang. So mußte der Mann das Thier bis nach Hause schleppen. Als er an der Thüre ankam, da begann der Esel zu lachen und lief fort, und der Mann sah ein, daß es Osschaert gewesen war.

497.

Osschaert und der Fischer.

Mündlich von Gerulph Coppens.

Es war einmal ein Fischer, der hieß Blommaert und wohnte zu Kieldrecht auf dem Kauter und hatte keine Frau, sondern nur ein Bootchen, ein Netz und ein klein Hüttchen. Wenn der Mann des Abends seine Fische nach Hause trug, dann schmiß er sie für die Nacht in eine Küfe mit Wasser, welche neben dem Heerde am Fenster stand.

Er bemerkte stets Morgens beim Aufstehen, daß ihm Fische fehlten; auch hatte jemand die Asche auf dem Heerde auseinandergekratzt, sonder Zweifel, um die Fische in den noch glimmenden Kohlen zu braten. Der Fischer suchte nach, aber er fand nicht, daß eine Oeffnung an der Hütte gewesen wäre, und erkannte klärlich, daß es niemand anders als Osschaert gewesen sei, der ihm den Streich gespielt habe. Er vergaß die Sache bald, mußte jedoch am andern Morgen zu seinem großen Verdrusse

ſehen, daß wieder Fiſche fehlten und in der Aſche gebraten worden waren. Da gedachte er, wie er das Oſſchaerten ablernen wolle, und bedeckte den ganzen Heerd mit Pferdekoth und legte ein wenig Aſche darüber.

Oſſchaert kam, wie gewöhnlich, um die Fiſche zu holen und zu braten, und ſprach beim Eintreten, wie immer: „Blommeken, viſchkens braeyen", aber als er an den Heerd kam, da verdarb er ſich die ſchönen Forellen in dem Pferdekothe und zog mit drohenden Fäuſten ab; während der Fiſcher, der wach geblieben war, ihn derb auslachte. Ja, das war gut, aber Oſſchaert wußte ſich zu rächen. Am andern Morgen nämlich ging der Fiſcher mit ſeinem Netze ins Bootchen und warf aus. Bald nachher verſuchte er einmal aufzuziehen, aber das Netz war grimmig ſchwer. Als er es endlich jedoch mit Mühe und Noth über dem Waſſer hatte, da ſah er, daß er keine Fiſche darin hatte, wohl aber einen großen Haufen Pferdekoth. Oſſchaert aber brach in helles Gelächter aus, und der Fiſcher zog verdrießlich nach Hauſe.

498.

Oſſchaert ertappt.

Mündlich.

Bei einem Bauern in Doel ließ ſich Oſſchaert häufig und unter allerlei Geſtalten ſehen; am öfterſten jedoch erſchien er als Pferd. Er ging alsdann den ganzen Tag ruhig im Pfluge und arbeitete mehr, als drei andere Pferde; aber wenn der Bauer am andern Morgen auf den Acker kam, dann waren alle Furchen umgeworfen und er mußte aufs neue pflügen. Deß wurde der Mann endlich müde und ging zum Sattler und ließ ſich einen Kreuzzaum machen. Des andern Tages warf er dieſen

dem Pferde um und trieb es mit vielen Prügeln auf den Acker. Anſtatt dort alle Furchen parallel zu ziehen, pflügte er nun immer über Kreuz. Das Pferd ſtampfte und wüthete, aber es vermochte dem klugen Bauern nichts anzuhaben, der lachte es vielmehr aus und ſchlug zu jedes Mal, wenn es nur Miene machte zu ſpringen.

So fuhr er den ganzen Tag mit ihm um und Oſſchaert keuchte und ſchwitzte vor Ermattung und Müdigkeit, aber er mußte gehorchen, weil er den Kreuzzaum an hatte. Kaum war er jedoch am Abende im Stalle und von dem Zaume befreit, als er verſchwand und das rechte Pferd an der Stallthüre herein kam. Seitdem iſt er nicht mehr zurückgekehrt.

499.

Der ſchwarze Hund.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 178.

Eine fromme Frau kam eines Abends in einer Stadt der Landſchaft Waes an und eilte, während man ihr Gepäcke ablud, ihrem Hauſe zu, welches auf dem großen Markte lag. Es war ſchon elf Uhr und der Mond ſchien nur wenig, jedoch immer ſo viel, daß ſie einen ungeheuer großen und rabenſchwarzen Hund, der ihr langſam und ruhig folgte, deutlich erkennen konnte. Sie dachte jedoch an nichts Arges und glaubte, es wäre der Hund eines oder des andern Fleiſchers, der ſpät erſt von der Reiſe zurückgekehrt ſei; doch beſchleunigte ſie ihre Schritte; der Hund that alsbald desgleichen. An ihrem Hauſe angekommen, klingelte ſie mehre Male, aber alles ſchlief ſchon und ſie ſtand in der Zeit vor der Thüre und der Hund vor ihr, ſie mit ſtarren Augen anſchauend.

Vorher schon hatte sie die Vorsicht gehabt, Sankt Jans Evangelium zu beteu; nun betete sie es mit noch mehr Andacht, denn es wurde ihr immer begreiflicher, daß der Hund kein natürlicher sein konnte.

Endlich öffnete einer der Diener ihr das Thor, aber kaum hatte der den Hund gesehen, als er schrie: „Um Gotteswillen, Frau, das ist er!" Und so war es auch; der Hund war der Spuk, der jede Nacht die Stadt durchstrich und sich den Leuten auf den Rücken hing, um sich von ihnen tragen zu lassen. Das Beten von Sankt Jans Evangelium hatte die Frau gerettet.

500.

Der schwarze Hund zu Molenbeeke.

Mündlich.

In Molenbeeke bei Brüssel geht jegliche Nacht von zwölf bis ein Uhr ein schwarzer Hund umher, der hat einen Schwanz, der mehr denn zwei Ellen lang ist. Wenn er einen Menschen trifft, hält er sich ihm stets zur Seite, bis derselbe aus Molenbeeke heraus ist.

501.

Wärwolf ertappt.

Leonard Vair, Trois livres des charmes, sorcelages ou enchantemens. Paris 1583. 8. p. 387.

An der Jacobinerkirche einer Stadt in Burgund siehet man ein Pergament angeschlagen; darauf liest man folgende wahrhaftige Geschichte.

Ein Jäger aus der Stadt jagte im nahen Walde. Da kam plötzlich ein Wolf auf ihn zugesprungen und wollte ihn packen und tödten. Der Jäger wehrte sich

aber mannhaft und gab dem Wolfe mehre Stiche in den Bauch, worauf derſelbe ſich heulend zurückzog und fortlief. Den Spuren des Blutes ſchritt der Jäger nach und kam aus dem Walde heraus und ſah, daß ſie vor einer kleinen Hütte aufhörten. Da trat er hinein und fand eine Frau beſchäftigt, eine ſchwere Seitenwunde ihres Mannes zu verbinden; und die Wunde war gerade da, wo der Jäger den Wolf geſtochen hatte, ſo daß der Waidmann erkannte, der Menſch ſei ein Wärwolf.

Er ging ſomit alsbald zu dem Bürgermeiſter und zeigte dem die Sache an, und der Mann wurde eingezogen und bekannte unter der Folter, daß er ſich vermittelſt einer Salbe, mit der er ſich beſtrichen, oftmals zum Wolfe gemacht hätte. Hat auch ſeine verdiente Strafe bekommen.

502.

Der verſchwundene Wärwolf.

Mündlich von Frau Courtmans.

Auf einem Hofe wollte man Flachs hecheln und ließ den Hechler rufen. Der kam und man wurde einig mit ihm; jedoch erklärte er, er könne nicht allein mit der Arbeit fertig werden, ſondern müſſe noch einen Knecht zu ſich nehmen. Am andern Morgen langten beide an und der Hechler ging zu dem Pachter und ſprach: „Mein Knecht iſt ein guter Arbeiter, aber er iſt ein Wärwolf; darum bitte ich euch, das Thor in der Nacht nicht zu ſchließen, ſondern es nur anzulehnen, damit er aus und ein kann.“ Der Pachter ſprach, das könne geſchehen, und erzählte alles den andern Knechten und Mägden, und die lachten darüber und ſagten, ſie möchten doch gerne einmal einen Wärwolf ſehen. Abends ſchloſſen ſie das

Thor und es ging auch alles gut; sie blieben mit dem Hechelknechte auf bis nach ein Uhr und dann legten sich alle schlafen. Am zweiten Abende ging es auch gut und sie merkten nichts; am dritten aber war der Hechelknecht gar unruhig und sprach, man müsse das Thor öffnen. Die andern lachten und öffneten nicht, und die Unruhe des Menschen wurde immer ärger. Um elf Uhr endlich sprach er zu einer Magd: „Wenn ihr mir nicht öffnet, dann banne ich euch den Teufel in den Leib.“ Da lachte die Magd ihn aus und die andern mit, und das Thor war und blieb geschlossen. Der Hechelknecht lief aber aus der Kammer und auf den Boden, wo er schlief, und als die andern eine Weile nachher auch hinaufgingen, um zu sehen, was er mache, da sahen sie, daß er sich an den Leintüchern herunter gelassen hatte. Er kam auch nicht wieder.

In der folgenden Nacht aber rasselte es schrecklich um den Hof herum, und besonders am Fenster des Mädchens, welches den Hechelknecht so verspottet hatte, und das dauerte von zwölf bis eins. Vor dem Fenster lief die Dachrinne nieder, und so war es dort stets feucht. In dem Boden daselbst fand man vier Pfoten, wie von einem großen Hunde eingedrückt. Am zweiten Abende nachher klopfte es an ein Fenster im ersten Stocke. Der Pachter, welcher in der Kammer schlief, lief erschrocken hin und hob die Gardine auf, um zu sehen, was das war, und da erblickte er einen Wolf so groß, als das größte Pferd, und der stand mit den Vorderfüßen auf dem Fenster.

Das war das letzte Mal, daß man etwas von dem Wärwolfe hörte. Im folgenden Jahre aber starben auf dem Hofe siebenzehn Kühe hinter einander und Unglück kam über Unglück.

503.

Wärwolf erlöst.

Mündlich; mitgetheilt von Heinrich Coppens.

Ehedem gab es um Doel viele Jünglinge, welche ein gewisses Fell hatten, womit sie zu sichern Stunden sich bekleiden mußten; dann wurden sie Wärwölfe. Außer der Zeit hatte man nichts von ihnen zu fürchten; als Wärwölfe aber mußte man sich vor ihnen in Acht nehmen. Viele waren darunter, welche wohl gewünscht hätten, des Felles entschlagen zu sein, aber das hielt schwer. Zu Doel lebte ein solcher Mensch, der war kreuzbrav. Abends und Nachts fand man ihn häufig nicht zu Hause, und dann konnte man darauf rechnen, daß man am andern Tage von einem Unglück hörte. Der Mensch diente bei einem Pachter, der ein gar kluger Mann war. Eines Morgens hatte dieser gesehen, daß der Knecht das Fell in einen Holzhaufen steckte, und er ging alsbald hin und nahm es daselbst weg und sandte zugleich den Knecht nach Sankt Nikolas, welches gegen fünf Meilen von Doel entfernt ist.

Schon war der Knecht lange fort und der Pachter berechnete, daß er nur noch eine halbe Meile bis Sankt Nikolas haben müsse. Da nahm er das Fell und steckte dieß in den Ofen, der eben in lichtester Gluth brannte. Kaum aber fing das Fell an zu brennen, als der Knecht plötzlich in die Kammer stürzte, sich vor den Ofen hinstellte und auf eine schreckliche Weise heulte und schrie. Das dauerte so lange, bis das Fell zu Pulver verbrannt war, so daß man auch nicht das mindeste mehr davon sah; dann stieß der Knecht wie einen tiefen Seufzer aus und rief freudig: „Gott sei gelobt und gedankt, nun bin ich erlöst.“ Auch erzählte er, wie er plötzlich von Sankt Nikolas, dessen Thurm er schon gesehen habe,

in die Kammer versetzt worden sei und wie gräuliche Schmerzen er ausgestanden habe in der Zeit, während welcher das Fell gebrannt.

504.

Mädchen bezaubert.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 163.

In der Gegend des Dorfes Sankt Amand lebte ein Feldhüter mit seiner Tochter. Der Mann war arm und hatte kaum genug, um sein Leben zu fristen; darum suchte das Mädchen, sich einiges Geld zu verdienen mit Ausrichtung von Aufträgen der begüterten Einwohner in der Umgegend. Eines Abends kam sie von einem langen Wege zurück und wollte nach Hause gehen. Sie mußte aber durch einen kleinen Wald; in demselben traf sie einen schwarzgekleideten Mann von stillem und ruhigem Aeußern, der sie nach der Heerstraße fragte. Sie hob den Arm, um ihm dieselbe zu zeigen; aber in demselben Augenblicke fühlte sie sich gefaßt und in die Erde hineingezogen. Ueber eine Stunde lang fuhr sie mit dem Manne in die Tiefe; da hielt er plötzlich an und setzte sie in eine Kammer, wo sie drei Tage lang blieb; während dieser Zeit sah sie keinen andern Menschen, als ihn, und er brachte ihr auch Essen und Trinken. Am Ende des dritten Tages führte er sie wieder zurück auf die Erde und verschwand vor ihren Augen. Sie ging nach Hause und als sie dort ankam, fühlte sie sich so schwach, daß sie sich zu Bette legen mußte. Was das wunderbarste bei ihrer Krankheit war, sie konnte keine Nahrung vertragen und nur und allein das eisenhaltige Wasser eines nahen Brunnens trinken. Oft wollte man sie überlisten und bot ihr anderes Wasser, aber sie erkannte es

bald. Jeden Tag wurde sie magerer und ihre Knochen erweichten dergestalt, daß sie ihre Arme gleich einer Binde um ihren Hals schlingen konnte. Unterstützte man sie mit der Hand in der Mitte des Rückens, dann sank ihr Körper gleich einem leinenen Tuche von beiden Seiten nieder, so daß ihr Scheitel ihre Ferſen berührte.

In diesem Zustande lebte sie vier bis fünf Jahre, nach deren Verlauf ein weiser Mann aus der Gegend sie heilte.

505.

Der neckende Geist.

Mündlich.
Feuilleton der Emancipation. 1837. Nr. 178.

Zwei Männer mußten in einer finstern Nacht einen Weg machen, der längs eines Baches führte. Sie hörten plötzlich eine Stimme, welche laut um Hülfe rief, und liefen, von Mitleid bewegt, dem Orte zu, woher dieselbe zu kommen schien; dem Rufen nach glaubten sie einen Menschen zu hören, der eben in der größten Gefahr war, zu ertrinken. Zu ihrem großen Erstaunen aber ging die Stimme immer höher aufwärts und gegen die Quelle des Baches zu. Sie folgten ihr die ganze Nacht; als sie aber an der Quelle ankamen, da hörten sie die Stimme an der andern Seite des Berges, den sie theilweise eben erstiegen hatten. Ermüdet und matt ließen sie von weiterm Folgen ab und warfen sich ins Gras, um in etwa auszuruhen; doch da scholl ihnen aus der Quelle ein helles Gelächter entgegen, worüber sie so erzürnten, daß sie den Ort verließen.

506.

Die Seelen der Ertrunkenen.

Baron von Sternberg im Feuilleton der Emancipation. 1837. Nr. 328. 24. November.

In Oſtende lebte ein Fiſcher, und der hatte viel Unglück, obgleich er ein ſehr ehrlicher und braver Mann war; in einem Jahre hatte er ſeine Frau verloren und ſein Kind, und ſtand nun ganz allein in der Welt. An dem Vorabende des Feſtes des heiligen Andreas, welcher ſein Patron war, ging er aus ſeiner einſamen Hütte und wandte ſich nach den Dünen und ſchaute gedankenvoll in das ruhig daliegende Meer hinaus. Da ſah er plötzlich ein helles Flämmchen aus dem Waſſer ſteigen und hin und her laufen und einen alten Trümmerhaufen, der ſich neben ihm erhob, umkreiſen, worauf es mit Blitzesſchnelle wieder eine Strecke ins Meer hineinſchoß, dort heller aufſchimmerte und dann zurückkehrte. Der Fiſcher wußte wohl, daß das ein Zeichen eines vergrabenen Schatzes war, aber er wagte nicht, ſich näher von der Sache zu überzeugen und ſetzte ruhig ſeinen Weg nach Hauſe fort. In demſelben Augenblicke aber hörte er ſich bei ſeinem Namen rufen. Er wandte ſich um und ſah hinter den Trümmern einen Mann mit bleichem Geſichte und in fremden Kleidern ſitzen, den er mit feſter Stimme fragte, was er wolle und warum er ihn rufe. „Andreas", antwortete der Mann, „ich bedaure dein Mißgeſchick von ganzem Herzen, und willſt du thun, was ich dir ſage, dann mache ich dich reich und glücklich." — „Ich verlange nichts von dir", erwiederte der Fiſcher und machte das Zeichen des Kreuzes, „obwohl ich gerne reich wäre; du brauchſt mir nichts zu geben." — „Du trauſt mir nicht", fuhr da der Mann fort, „aber mache nur immer ein Kreuz über dich, ich

bin kein böser Geist und du kannst alles Zutrauen zu mir haben. Nimm den Ring hier und gehe nach drei Tagen um Mitternacht einen Büchsenschuß weit ins Meer; da findest du am Boden drei Töpfe, welche umgestülpt sind. Hebe den mittelsten auf und gehe schnell wieder zurück, sonder dich zu kümmern um das, was du anders etwa sehen und hören solltest. Willst du das thun, dann kannst du sicher sein, daß ich dich reichlich belohnen werde."

Mit diesen Worten verschwand der Mann und vor des Fischers Füßen lag der Ring; aber er hob ihn nicht auf, verließ auch in der dritten Nacht seine Kammer nicht und vergaß bald den ganzen Vorfall. Das folgende Jahr jedoch war noch unglücklicher für den Fischer; er hatte Verluste an allen Ecken und Enden und wurde durch Gram endlich so krank, daß er in neun Monaten nicht aus dem Hospitale kam, und als er dieß endlich verließ, da war er bettelarm. Ohne zu wissen wie, fand er sich an dem kommenden Vorabende von Sankt Andreas wieder an den Trümmern auf den Dünen. Dieses Mal war das Meer aber nicht still, sondern es wallte in ungestümen Wogen, als hätte es die Trümmerreste verschlingen wollen. Der Fischer stand noch nicht lange da, als die bekannte Stimme sich wieder hören ließ und der bleiche Mann ihn abermals bat, den Topf zu heben; als er verschwunden war, lag der Ring wieder vor dem Fischer im Sande. Beherzter als im vergangenen Jahre, nahm der Fischer ihn auf und steckte ihn an den Finger, fest entschlossen, dießmal den Wünschen des Geistes zu folgen.

Am dritten Abende begab er sich nach den Dünen; er schritt immer weiter ins Meer und das Wasser trat immer mehr zurück. So gelangte er auf eine grüne Wiese, wo mehre Jünglinge mit strahlenden Sicheln Gras mähten, während andere es in Bündel schnürten;

dabei ſangen ſie fröhliche Lieder zum Lobe einer ſchönen Frau. Der Fiſcher ließ ſich jedoch nicht durch ſie aufhalten, obgleich er in vielen von ihnen längſt ertrunkene Bekannte wiederzuſehen glaubte. Da trat plötzlich aus einem Häuschen, welches auf der Wieſe ſtand, eine ſchöne Frau, und die rief mit einer einnehmend ſanften Stimme: „Ah, ſo kommſt du doch endlich! Wie lange habe ich dich nicht ſchon erwartet!“ Bei dem Anblicke hätte der Fiſcher faſt des Gebotes des bleichen Mannes vergeſſen, er ermannte ſich jedoch ſchnell, ſchlüpfte unter den ausgebreiteten Armen der Frau durch und eilte geradezu auf drei Töpfe los, welche er einige Schritte weiter erblickte und deren mittelſten er raſch aufhob. In demſelben Augenblicke ſtürzten die Jünglinge auf ihn zu und die Frau ſtieß einen ſchrecklichen Schrei aus; er aber wurde mit Blitzesſchnelle nach oben geriſſen und fand ſich, nachdem er die ſchon verlorene Beſinnung wiedererlangt hatte, abgemattet und kraftlos am Geſtade wieder und zu ſeiner Seite einen ledernen Sack voll Gold und köſtlicher Steine. Seit der Zeit hatte er auch Vorſput in allem, was er unternahm, und nichts ſchlug ihm fehl. Er nahm ſich bald eine neue Frau und zog zur Stadt, wo er ſeine alten Tage in Frieden verlebte.

507.

Zevenbergen.

(Holland.)

Mündlich.

Ehe man nach Dort kommt, ſieht man an der Landſtraße ein großes Waſſer liegen, in deſſen Mitte ſich ein Kirchthurm einſam erhebt.

Da ſtand einſt die reiche und vielbewohnte Stadt Zevenbergen, deren Einwohner mit dem Golde und Silber umgingen, als wenn es Kupfer geweſen wäre. Alle Klinken an den Thüren, alle Riegel an den Fenſtern waren eitel Gold; alle Nägel in den Häuſern, alles Geſchirre in den Küchen war pures Silber; kurz es war ein Reichthum, der nicht zu beſchreiben iſt, und dabei ein Uebermuth unter dem Volke, den man noch weniger zu beſchreiben vermöchte.

Zu einer Zeit aber geſchah es, daß in jeder Nacht eine Meerminne geflogen kam; die ſetzte ſich auf den Thurm der Kirche nieder, welche zu Sint Lobbetjen hieß, und ſang dort:

Zevenbergen ſol vergaen,
En Lobbetjens toren blyven ſtaen.

(Zevenbergen ſoll vergehn und Sint Lobbetjens Thurm bleiben ſtehn.)

Dieſen Sang hörte jedermann, aber keiner achtete darauf oder hätte darum ſich von ſeinem Uebermuthe abgewendet. Darum wurde Gott deß endlich müde, und in einer Nacht erhob ſich ein gräuliches Unwetter mit Sturm und Regen, und es rollte ein nie gehörter Donner über Zevenbergen hin, und die Stadt verſank im Nu, außer der Kirche, die ſtehen blieb und noch heute ſteht, wie es die Meerminne geſungen hatte. An der Stelle der Stadt dehnte ſich ein weites Waſſer aus.

Fiſcher, die daſſelbe befuhren, wollen häufig die goldblinkenden Dächer von Zevenbergen geſehen haben; keiner aber wagte ſich je in die geheimnißvolle Tiefe hinein.

508.

Der Seemeerminnen Sang.

Mündlich von F. van der Voort.

Ehedem zogen die Antwerpner auch auf den Wallfischfang. Wenn eines dieser Thiere ihren Schiffen sich näherte, dann kam zuvor eine Seemeerminne mit halbem Leibe über das Wasser und sang:

Scheppers, werpt de tonnekens uit,
De walvisch zal gaen komen.

(Schiffer, werft die Tönnchen aus, der Wallfisch wird kommen.)

Solches thaten sie, zogen dem Fische wacker entgegen, und sie kehrten nie zurück, ohne ihn erlegt zu haben.

509.

Die Meerminne zu Muden.

Westendorp, Over het gebruik der noordsche Mythologie. S. 109.

Zu Muden erschien vor Zeiten eine Meerminne, welche die folgende Prophezeiung aussprach:

Muden sal Muden bliven,
Muden sol nooit bekliven.

(Muden wird Muden bleiben und nie zu größerer Blüthe kommen.) Die Prophezeiung findet man in vielen Chroniken aufgezeichnet.

510.

Seemänner.

Chroniken von Frießland.
Westendorp, Over het gebruik der noordsche Mythologie. S. 109.

Im Jahre hundert und dreißig erschienen Seemänner an den Küsten von Frießland und schwammen an den

Buchten um, aus und ein. Zwei derselben kamen selbst ans Land und gingen einige Zeit in Frießland umher, ohne jedoch einem Menschen Leides zu thun. Zu Westerbyrum sprangen sie wieder in die See.

511.

Die gesperrte Thüre.

Mündlich von M. van der Voort.

Bei Blankenberg am Gestade strandete einmal ein Schiff bei einem großen Unwetter, und es lief auf einen Felsen und blieb da fest sitzen. Es war noch nicht lange an der Stelle, als ein Mann aus dem Wasser stieg und den Schiffleuten zuschrie: „Was habt ihr hier zu thun? Macht euch weg.“ Da sprach der Bootsmann: „Ihr habt gut schwätzen, Freund, wer ihr auch seid; wir können nicht. Wollt ihr aber durchaus das Schiff weghaben, je nun, dann bringt es selbst weg.“ — „Das kann geschehen“, sprach der Mann, sprang in das Schiff, nahm einen Haken und drückte so stark gegen den Felsen, daß das Schiff krackrack losfuhr und wieder flott wurde. „Wie hat euch das Schiff denn lästig sein können, Freund?“ frug nun der Bootsmann. „Ei“, sprach der Mann, „da guckt doch nur vor euch ins Wasser; ihr lagt gerade vor meiner Thüre, und meine Frau, die eben zur Messe gehen wollte, da heute gerade ein großer Festtag ist, konnte nicht heraus noch herein.“ Und damit sprang der Necker plumps ins Wasser und war verschwunden; die Schiffer fuhren erstaunt ihres Weges weiter.

512.

Die drei Nixen von Jupille.

Mündlich.
André van Hasselt im Feuilleton der Emancipation. 1835.

Eines Herbstabends sprang und tanzte das fröhliche Völkchen von Jupille nach geendigter Weinlese lustig auf dem grünen Anger vor dem Orte umher, Lächeln auf den frischrothen Lippen, Liebe in dem Herzen, als plötzlich drei schöne Jungfrauen von dem Ufer der Maaß naheten und sich zu den Freudigen gesellten. Sie trugen blendend weiße Kleider und auf ihren langen blonden Locken Kränze von eben aufgeblühten Wasserlilien; ob sie gingen oder nur über die Erde schwebten, das konnte man nicht erkennen; nie hatten die jungen Bursche von Jupille so leichte Tänzerinnen gehabt.

Als man nun genug getanzt hatte, da setzte alles sich im Kreise nieder, und die Jungfrauen begannen ein Lied zu singen, und das mit einer so lieblichen Stimme, daß aller Augen nur auf sie geheftet waren und keiner daran dachte, wie sehr der Abend schon vorgerückt wäre. Da schlug es plötzlich Mitternacht und die Jungfrauen flüsterten einander einige Worte zu, grüßten freundlich im Kreise herum und waren bald den Augen aller entschwunden.

Am andern Abende, als eben der Mond aufgegangen war, kehrten sie wieder, und alsbald eilten die Jünglinge zu ihnen, um sie zum Tanze zu bitten. Weil der Abend gar schwül war, hatte eine ihre Handschuhe ausgezogen und ihr Tänzer dieselben aufgehoben. Dießmal wurde man des Tanzens weniger müde, und es schlug zwölfe, und alles sprang noch. Erschrocken fuhren die Jungfrauen bei dem Schlage auf und die eine fragte allerwärts: „Wo sind meine Handschuhe?" Aber der Jüngling wollte sie als Liebespfand zurückbehalten, und die

Jungfrau eilte ohne sie mit ihren Gefährtinnen fort. Ihr Tänzer folgte gleich schnell, denn er hätte gar zu gerne gewußt, wo das schöne Mädchen wohnte, und er kam weiter und immer weiter bis an die Maaß; da stürzten die Jungfrauen sich hinein und verschwanden.

Als der Liebekranke am folgenden Morgen an den Ort zurückkehrte, war das Wasser an der Stelle blutroth, und die Jungfrauen erschienen seit der Zeit auch nimmer wieder.

513.

Necker fängt einen Mann.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 163.

Ein alter Mann zu Sichem, bei Dieſt, erzählte: Als ich noch jung war, lief ich mit andern Jungen oft nach dem alten Thurme. Eines Tages, wo ich meinen beſten Freund mitgenommen hatte, hörten wir in dem unterirdiſchen Gange eine uns unbekannte Sprache reden; wir traten näher, und da klatſchte es, wie wenn man mit Baumzweigen auf das Waſſer, welches die Gänge füllt, geſchlagen hätte, und die Wellchen drangen bis zu unſern Füßen; wir ſtanden nämlich am Eingange.

Das wunderte uns, aber wir unternahmen den Tag nichts weiter und gingen ſtill nach Hauſe zurück. Am andern Morgen aber ſprach Jack zu mir: „Komm, laß uns einmal den Necker ſehen gehn.“ — „Nein“, antwortete ich, „man muß die Geiſter in Ruhe laſſen.“ Jack beſtand aber darauf, nach dem Thurme zu gehen, denn er meinte, der Necker würde ihm vielleicht einen verborgenen Schatz zeigen oder anders etwas der Art. Ich zögerte lange, doch ließ ich mich endlich bereden und

folgte Jack, und einige andere unſerer Freunde gingen auch noch mit.

Jack trat zuerſt in die Gänge; ich folgte, aber er war bald einige zwanzig Schritte mir voraus, wie ich unſern andern Genoſſen auch ſtets voraus war; denn dieſe hatten mehr Furcht, als wir beide. An der Ecke der dritten Gallerie verlor ich Jack aus den Augen; ich wollte ihm ſchnell nacheilen und um die Ecke ſpringen, aber in derſelben Sekunde hörte ich einen lauten Schrei, etwas Schweres fiel ins Waſſer und lange Seufzer folgten.

Bleich vor Schrecken ſtürzte ich zurück, und bald war ich wieder mit den andern am Eingange. Wir warteten lange auf Jack; aber er kam nicht wieder, der Necker hatte ihn gefangen.

514.

Der ſchlimme Nix.

Mündlich von Ph. Blommaert.

Es iſt oft geſchehen, beſonders am Nixenbache (Neckerbeeke) bei Gent, daß, wenn Abends die Jünglinge und Mädchen der anliegenden Dörfer ſich mit Tanzen erluſtigten, plötzlich ein feiner fremder Herr in ihre Mitte trat. Walzte aber eine von den Jungfrauen mit ihm, dann war es um ſie geſchehen, denn er walzte dem Bache immer näher und näher, und wenn er ganz am Ufer war, dann ſprang er mit Einem Male mit der Jungfrau ins Waſſer und wurde nicht mehr geſehen.

515.

Mahr in der Muschel.

Mündlich aus Wemmel.

Einige Pferdeknechte aus Wemmel, die mit ihren Pferden Abends auf der Wiese am Bache waren, bemerkten, daß die Thiere jeden Abend von der Mahr geritten wurden. Eines Tages wusch sich einer von ihnen die Hände im Bache und sah zu seiner großen Verwunderung eine Muschel, die quer über das Wasser schwamm und am Ufer anhielt; zu gleicher Zeit riefen ihm die andern zu, die Mahr sei wieder auf den Pferden, und er ging hin und sah wirklich, wie die Thiere unruhig stampften und traten und ganz mit Schweiß bedeckt waren. Da lief er schnell zum Bache zurück und nahm die Muschel und steckte sie in die Tasche, und im selben Augenblicke waren die Pferde still. Gleich darauf trat ein Weib zu ihm und bat ihn mit Thränen, er möge ihr doch die Muschel geben. „Ja", sprach der Knecht, „habe ich dich nun, Hexe? Wenn du mir versprechen willst, die Thiere nicht mehr zu quälen, dann will ich das wohl thun." — „Ich will euch alles versprechen", jammerte das Weib, „gebt mir nur die Muschel zurück, denn ich muß bis morgen früh dreihundert Stunden von hier sein und muß meine Kinder versorgen und backen und buttern." Das Flehen und Weinen ging dem Knecht zu Herzen und er gab ihr die Muschel zurück und das Weib verschwand, und er sah, wie die Muschel langsam über das Wasser zum andern Ufer fuhr. Da ging er zu seinen Kameraden zurück und sprach: „Jetzt ist die Mahr für immer fort, sie soll nicht wiederkehren; sagt, das hätt' ich euch gesagt." Und also geschah es auch.

516.

Holzhacker belohnt.

Mündlich.

Ein armer Holzhacker in den Ardennen hatte eines Tages schlechten Verdienst gehabt und setzte sich am Abende mißmuthig unter eine alte Eiche, wo er unwillig über sein Unglück in sich hinein brummte. - Plötzlich that die Eiche sich auf, und ein kleines, altes Männchen trat hinaus und fragte den Holzhacker: „Willst du mit mir auf die Jagd gehen?" Der arme Mann fiel fast zusammen vor Schrecken, doch faßte er sich bald und sprach: „Ja, warum nicht? Ich wage ja nichts dabei." Da nahm das alte Männchen eine Pfeife, welche es am Halse trug und pfiff dreimal so laut, daß der Holzhacker fast Hören und Sehen verlor. Im selben Augenblicke wurde es laut im Walde; von allen Ecken und Enden kamen Männer und Frauen herbei, gefolgt von Jägern und Hunden. Ein köstliches Abendmahl wurde angerichtet, und der Holzhacker aß mit von dem Brote und trank mit von dem Weine, und er fand beides gar köstlich. Er sah mehre seiner Freunde von der Jagd nach Hause zurückkehren und die Reihen der geisterhaften Menge durchwandeln, ohne daß sie etwas davon gemerkt hätten.

Als das Abendessen geendet war, begann die Jagd, und diese dauerte bis gegen Mitternacht, und dem Holzhacker schien das ein recht vergnügliches Treiben. Man tödtete so viel Wild, daß er vierzehn Tage nachher noch nichts anderes that, als Eberfleisch einsalzen, und, um ganz kurz zu sein, er hatte so viel Fleisch, daß er gemächlich ein ganzes Jahr davon essen konnte.

Was aber wunderbar bei der Sache blieb, die nächtlichen Jäger hatten nicht einen einzigen Hirsch erlegt.

517.

Die wilde Jagd in den Ardennen.

Mündlich.
Emancipation. 1837. Nr. 173.

In den Ardennen hören die Holzhacker häufig des Nachts einen gräulichen Lärm. Hunde bellen, Hörner ſchallen und Pferde trappeln, daß es den kühnſten Mann bange machen möchte. Am andern Morgen findet man dann Eber, Rehe und anderes Wild todt an der Erde liegen, ohne daß es jedoch eine Spur von Verwundung trägt.

518.

Die fahrende Mutter.

Mündlich.
Snellaert im Kunſt- en Letter-Blad. 1842. S. 39.

Wenn Wirbelwinde auf der Erde wüthen und alles mit ſich fortreißen, ſo meinen manche Menſchen, das ſei eine natürliche Erſcheinung; das iſt aber nichts anderes, als die fahrende Mutter, welche ihre Umzüge hält.

519.

Die „barende Brouwe".

Mündlich von Frau Courtmans.

Man ſieht oft in der Gegend von bewohnten Städten plötzlich einen Wirbelwind niederfahren oder aufſteigen. Man kann darauf rechnen, daß in demſelben Augenblicke nahebei eine Frau im Kindbette geſtorben iſt, ohne ſich vorher durch die Beichte von einer Todſünde gereinigt zu haben. In den Himmel kann ſie nicht kommen,

darum fährt sie nieder zu der Hölle, da darf man sie aber nicht annehmen, weil sie durch die ausgestandenen Schmerzen schon reichlich Buße gethan hat, und so fährt sie wieder auf und sucht nach einem bleibenden Plätzchen.

520.

Wanne Thekla.

Mündlich.
Snellaert im Kunst- en Letter-Blad. 1842. S. 39.

Wanne Thekla ist die Königin der Hexen und Alven, wie überhaupt der durch die Luft fahrenden Geister. Wenn das Wetter recht wüst und ungestüm ist, dann spielt sie ihre Rolle. Nachts steigt sie zur Erde nieder, gefolgt von einem langen Zuge ihrer Begleiterinnen und tanzt und springt und trinkt auf dem Pottelberge, wo früher ein Galgen stand. Auf der die Stadt durchfließenden Leije hält sie sich ein schönes Schiff, auf dem sie mit ihrem Zuge nach geendigtem Nachtfeste unter dem Befehle von „Wind mit vieren" absegelt.

521.

Irrlichter.

Mündlich von Stallaert.

Ein Mann kam Abends spät noch über Feld; er wollte von Molenbeek nach Gandshoven zurückkehren. Da kamen ihm auf einmal drei Stalligten (Irrlichter) zugelaufen, und weil der gute Mann immer gewohnt war, dieselben zu taufen, so sprach er hier, um in Einem Male alle drei zu erlösen: „Ich taufe euch im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes."

Aber das bekam ihm übel, denn im selben Augenblicke sah er sich von mehr als tausend Irrlichtern umringt, die alle getauft sein wollten. Er taufte schon immer zu, aber der Zulauf nahm kein Ende und hörte nicht eher auf, bis der Hahn krähte, so daß der Mann die ganze Nacht auf dem Felde bleiben mußte.

522.

Der Schatz auf dem Schlosse Samson.

Mündlich.
Legendes namuroises p. 172.

In dem Schlosse Samson liegt ein großer Schatz vergraben, und zwar am wenigst zugänglichen Orte. Dieser wird von einer Hindin bewacht und versinkt stets, wenn ein Neugieriger sich ihm nähert.

523.

Riese Langbein.

Keysler, Antiquitates selectae septentrionales et celticae. p. 102.

Nicht weit von Birck in Seeland findet sich ein großer Hügel; der hat sechzig Schritt Länge, zwölf Schritt Breite und der Stein darauf sechs und funfzig Schritt Umfang. Unter dem Steine in dem Hügel liegt der gewaltige Riese Langbein begraben, der ehemals die Gegend bewohnte.

524.

Surboldshaus.

Keysler, Antiquitates selectae septentrionales et celticae. p. 102.

Das Hünengrab bei Humeling in Emsland heißet im Munde der umwohnenden Leute das Surboldshaus, denn in demselben liegt der Friesenkönig Surbold begraben, welches ein starker Hüne war.

525.

Riese Gordun.

Baernewyck, Historie van Belgis. Fol. 70.

In Fanum Martis wohnte vor Zeiten ein Riese, der hieß Gordun und beraubte und nahm gefangen alle, welche an der Stadt vorbeikamen, gleichwie es der Riese zu Antwerpen machte, den der Held Brabon erschlug. Er konnte nicht leiden, daß man in der Gegend um seine Wohnung einige feste Plätze machte, denn er wollte Herr bleiben im Lande. Und weil er, wie die andern auch, das Volk so quälte, so pflegte dieses immer zu fliehen, wenn es ihn sah, und rief: „Der Riese ist da! der Riese ist da!“

526.

Der Sandhügel bei Hillegersberg.

Mündlich.
Allart, Het Vaderland. 1791. Bl. 146.
Westendorp, Mythologie. S. 187.

Bei Hillegersberg wohnten ehedem Riesen. Es geschah aber, daß ein Riesenmädchen einmal die Schürze voll

Sand gepackt hatte, um denſelben weg und einige Schritte weiter zu tragen. Sie hatte die Schürze aber zu ſehr gefüllt, oder die Schürze glitſchte ihr aus der Hand, kurzum, ſie ließ den Sand fallen und davon entſtand der Hügel, den man noch heutzutage bei Hillegersberg ſieht.

527.

Hunsberg.

Mündlich; Mittheilung von K. F. Stallaert.

In der Gemeinde Merchten (bei Brüſſel) liegt ein kleiner Hügel, den heißet man den Hunsberg. Einer uralten Sage zufolge haben die Hünen ehedem da herum gewohnt und in dem Hügel ein goldenes Bild ihres Gottes, welches die Geſtalt eines Kalbes hatte, begraben. Man hat oft nach dieſem Bilde geſucht, aber bisher es noch nicht entdecken können.

528.

Das Mädchen und der Wolf.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. X, c. 61.

In der Nähe einer gewiſſen Stadt ſtürzte einmal ein Wolf auf ein Mädchen zu und faßte ſie beim Arme und zog ſie mit ſich in den Wald, wie ſehr ſie ſich auch ſträubte und ſchrie. Wenn ſie ſchrie, dann packte er ſie noch feſter, wenn ſie aber einen Augenblick ſchwieg, dann hielt er ſie nur ganz leiſe feſt. Als beide in den Wald kamen, brachte der Wolf das Mädchen zu einem andern Wolfe, dem ein Knochen im Halſe ſtak; da führte der

eine Wolf des Mädchens Hand in das Maul des andern, und sie zog den Knochen heraus, worauf beide Wölfe sie zusammen bis zur nahen Stadt begleiteten.

529.

Der Mammelocker zu Gent.

Mündlich.

Zur Seite des Belfrieds, in der Straße, wo man nach dem Stadthause geht, ist ein kleines Häuschen in einer Ecke gelegen. An demselben sieht man oben am Giebel ein Basrelief, welches ein Mädchen verbildet, das einem alten Manne die Brust reicht. Zu beiden Seiten der Gruppe sind Kerkerfenster gemalt. Dieses Bildniß ist zum Andenken an folgende Geschichte dahin gesetzt worden.

Ein Bürger aus Gent hatte einmal ein schweres Verbrechen begangen und war verurtheilt worden, in dem Häuschen eingekerkert zu werden und des Hungertodes zu sterben. Da begehrte seine Tochter, eine wunderholde Magd, ihren Vater alle Tage besuchen zu können, und das gestand man ihr auch zu, aber unter der Bedingung, daß sie kein Essen für ihn mitnehme. Das versprach die Jungfrau und that es auch, denn wie oft und wie fleißig man sie auch durchsuchte, man fand nie die mindeste Spur von Speise bei ihr. Das dauerte und währte schon einen Tag und zwei und drei, und wurde am Ende eine Woche, und der Mann war immer noch nicht todt und das Mädchen trug ihm auch keine Speise zu. Als man solches dem Grafen meldete, da gebot dieser, man solle an der Thüre wohl zuschauen, was die beiden in dem Kerker machten, und das that man, und man sah, wie die schöne Magd dem alten

Vater ihre alabaſternen Brüſte reichte und dieſer daran ſog. Das kündete man dem Grafen, und der ſprach: „Nein, das iſt doch zu ſtark, das muß ich ſehen", und am andern Tage ging er hin und ſchaute ſelbſt zu und ſah das Nämliche. Da ließ er das Mädchen vor ſich kommen und fragte ſie, ob ſie einen Mann erkannt und ein Kindlein habe. — Da ſprach das Mädchen: „Nein, ich bin eine reine Jungfrau." — „Wie iſt das denn möglich", fragte der Graf, „da ihr doch eurem Vater die Bruſt reichet?" — Als das Mädchen nun erkannte, daß der Graf alles wußte, fiel ſie vor ihm auf die Kniee und bat um das Leben ihres Vaters und ſprach: „Ich habe ihm meine Bruſt im Vertrauen auf Gott und die heilige Mutter Maria gereicht, und er hat reichlich daran geſogen."

Da begnadigte der Graf den Greis und ließ zur ewigen Gedächtniß einer ſo großen Liebe und eines ſo großen Wunders das Bild an dem Hauſe errichten, wo die Geſchichte ſich zugetragen hatte.

Bis heute ſieht man das Bild noch und es heißt im Munde des Volkes „der Mammelocker". Ein alter Mann hat mir dieſes erzählt und als wahrhaftig bekräftigt.

530.

Heul! Heul!

J. van Hemskerk, Bataviſche Arcadia. S. 128.
Tuinman, Nederduitſche Spreekwoorden. I, S. 58.

Alſo rufen die Freier ihren Freierinnen zu, wenn ſie zuſammen auf einer Karre oder in einem Wagen über eine Brücke fahren, und dabei umhalſen und küſſen ſie einander. Dieſer Gebrauch hat folgenden Urſprung.

Zwei Liebende fuhren einmal bei Abend über eine Brücke. Der Fuhrmann war ein Trunkenbold und hatte juſt den Abend ſich wieder ſo an hitzigem Getränk übernommen, daß er kaum noch gehen konnte. Auf dieſe Art gab er keine Acht auf die Pferde, die, ihres Weges fortſchreitend, auf der Mitte der Brücke den Wagen umwarfen. Die zwei Liebenden ſtürzten, einander umſchlungen haltend, in das Waſſer, wo man ſie ſpäter noch feſt einander drückend fand. Zur Gedächtniß daran kam das Heul! Heul! bei den jungen Leuten in Gebrauch.

531.

Die Lügenglocke zu Gent.

Mündlich von F. Rees.

In der Hochſtraße zu Gent liegt ein Kirchlein, welches ehedem zu einem Kloſter gehörte, nun aber zur Stadtſchule eingerichtet worden iſt. Dieſes trägt den Namen „Leugenaerſter", und zwar von folgendem Umſtande.

Seit Menſchengedenken hat die Glocke dort nicht einmal zur rechten Zeit geläutet oder geſchlagen. Rief ſie die Nonnen nicht eine Viertel- oder halbe Stunde zu früh, dann rief ſie dieſelben doch eine Viertel- oder halbe Stunde zu ſpät. Darum hieß man anfangs die Glocke nur Lügnerin oder Lügenglocke. Langſam aber ging der Name auf das Klöſterchen ſelbſt über.

532.

Die verlorenen Glocken.

Mündlich von Adalse van Swygenhoven.

Zwei Meilen von Jemappes im Walde liegen die Ruinen der ehemaligen Abtei Villers. Die Ungläubigen raubten einst die Glocken aus der Kirche der Abtei und wollten sie mit sich schleppen, weil dieselben von großem Werthe waren. Wie der Werth, so war jedoch auch das Gewicht gar bedeutend und am Ende konnten die Räuber nicht weiter mit den Glocken und begruben sie im Walde.

Jegliches Jahr hört man in der Christnacht diese Glocken noch läuten, aber keiner kann sie finden; denn wenn man sich ihnen nähern will, dann entfernt sich der Ton und flieht immer weiter und weiter, bis er plötzlich verhallt.

533.

Plauderfelsen.

Mündlich.

Nicht weit von dem Ufer der Marne, in der Nähe des Dorfes Mont-Saint-Pare, erhebt sich ein ziemlich hoher Felsen, und der heißet der Plauderfelsen (pierre bavarde). Ehedem hatte der die Gabe, daß er sprechen konnte, und er hat auf diese Weise manches ausgeplaudert, was in seiner Nähe verabredet worden war.

534.

Der ewige Jude.

Alte Complainte. (Franzöſiſch.)
Volkslied. (Flämiſch.)

Um 1640 begegneten zwei Bürger, welche in der Gerberſtraße zu Brüſſel wohnten, im Sonienwalde einem alten greiſen Manne, deſſen Kleider ein gar ſchlechtes Anſehen hatten, auch zudem noch nach uraltem Schnitte gemacht waren. Sie luden ihn ein, mit ihnen in die Herberge zu gehen, und das that er auch; aber er ſetzte ſich nicht nieder, ſondern trank ſtehenden Fußes. Als er wieder mit den beiden Bürgern vor die Thüre kam, da erzählte er ihnen gar viel, und das waren meiſt Geſchichten, die ſich vor vielen hundert Jahren zugetragen hatten. Daraus erkannten die Bürger bald, daß ihr Gefährte Iſaac Laquedem, der Jude, welcher unſerm Herrn die Raſt an ſeiner Thüre verweigerte, ſein müſſe, und ſie verließen ihn mit großem Schrecken.

535.

Schlange umwindet das Kind.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. XI, cap. 71.

Eine ehrbare Frau in Flandern gebar ein Kind. Kaum war es auf der Welt, als man eine große Schlange um daſſelbe gewunden fand. Man berieth ſich lange, wie man das Kind ohne Gefahr dem Wurme entziehen könne; da gab endlich jemand den Rath, ein Schwert auf die Schlange zu legen. Kaum war das geſchehen, als ſie ſich aus einander ringelte und das Kind losließ. Es lebte jedoch nur noch wenige Tage nachher.

536.

Die Pferde zu Dünkirchen.

Mündlich von R. van Maldeghem.

Zu Dünkirchen lebte einmal ein reiches Ehepaar, welches herzliche Liebe zu einander trug. Es geschah aber, daß die Frau plötzlich starb, und der Mann ließ sie köstlich kleiden, steckte viele goldene Ringe an ihre Finger und ordnete ein feierliches Todtenamt an, nach dessen Ende man sie in der Kirche einsenkte.

Der Todtengräber machte sich aber in der Nacht auf und ging in die Kirche und öffnete das Grab, um der Frau die Ringe von den Fingern zu ziehen. Als er dieß nicht vermochte, zog er ein Messer aus der Tasche, um ihr die Finger abzuschneiden. Er hatte aber kaum einen leisen Schnitt gewagt, als die Frau zuckte und sich erhob, denn sie war nicht todt, sondern hatte nur in einem tiefen Schlafe gelegen. Der Todtengräber stürzte ihr zu Füßen und weinte und wußte nicht, was anfangen; sie beruhigte ihn jedoch und sprach: „Bekümmert euch nicht sehr darum, ich danke euch mein Leben; was den Finger betrifft, so kann ich schon sagen, ich hätte ihn abbeißen wollen.“ Darob tröstete sich der Todtengräber und half ihr aus dem Grabe, und sie ging nach Hause und klopfte an der Thüre. Ihr Mann trat ins Fenster und fragte: „Wer ist da?“ und sie entgegnete: „Ich bin es, deine Frau; öffne mir doch die Thüre.“ Da sprach der Mann: „Das kann ich nicht glauben und das ist auch so viel möglich, als daß meine Pferde hinauf auf den Söller laufen und zum Fenster hinaus schauen.“

Kaum hatte er das Wort gesprochen, als er die Pferde auf der Treppe hörte und ihnen nachlaufend sah, daß sie den Kopf durchs Fenster steckten. Da eilte er

hinunter und öffnete seiner Frau und drückte sie unter vielen Thränen an sein Herz.

Zum Andenken daran ließ er zwei Pferdeköpfe in Stein hauen und diese an der Höhe des Giebels neben den Söllerfenstern einmauern, wo sie noch heutigen Tages zu schauen sind.

537.

Die Herberge „zur Otter" zu Sankt Gillis bei Dendermonde.

Mitgetheilt von Jaek van de Velde.

Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte in Dendermonde ein gar strenger Befehlshaber, der hieß Tornaco. Dieser war ein Liebhaber von Fischen, und da ihm in seiner Stellung der Fischfang in den Gräben der Stadt frei stand, ersuchte er häufig den Wächter derselben, ihm sein Lieblingsgericht zu bringen. Dieser kam aber nie dazu und sprach stets, es wäre nichts in den Gräben zu fangen, und als Tornaco ihn um die Ursache fragte, gab er vor, die Ottern kämen in jeglicher Nacht und holten die Fische weg.

Da schickte der Befehlshaber heimlich zwei Soldaten an den Stadtgraben, damit sie der Otter auflauerten. Gegen Mitternacht sahen diese einen Mann sich dem Graben nähern und in ein dort liegendes Boot springen, aus dem er mehre Netze hervorzog. Alsbald sprangen sie herzu und faßten ihn, und siehe — es war der Fischwächter. Zu Tornaco geführt, wurde er von diesem mit dem Galgen bedroht, wenn er nicht seine Missethat alsbald eingestehe. Da fiel der arme Mann dem strengen Herrn zu Füßen und bekannte, daß er selbst die Otter gewesen und die Fische weggeholt habe; jedoch sei seine

Armuth und Noth so groß, daß er sich, seine Frau und seine hungernden Kinder damit einzig am Leben erhalte, indem sie kein Stücklein Brotes im Hause hätten.

Das rührte den Befehlshaber und er verzieh dem Fischwächter. Um ihm aber das Andenken an den Diebstahl stets rege zu erhalten und zugleich ihn vor Wiederholung desselben zu warnen, befahl er ihm, sein Häuschen, welches zugleich eine Herberge war, von dem Tage an „zur Otter" zu nennen; und den Namen behielt es bis zum heutigen Tage.

Nachlese.

Digitized by Google

538.

Ubbo.

Winsemius, Chronyke van Vrieslandt. Fol. 13.

Nachdem Friso, der Stammvater des friesischen Volkes, gestorben war, folgte ihm sein ältester Sohn Adel in der Regierung. Diesen bildete man ab mit einer Schüssel und einem Horne in den Händen, weil er die Gastmahle zuerst bei den Friesen eingeführt hatte. Nach seinem Tode fiel Frießland seinem Sohne Ubbo zu, der mit einem Buche in der Linken gemalt wird, weil er zuerst die Kenntniß der Buchstaben unter dem Volke verbreitete und auch seiner Väter Thaten beschrieb. Nicht minder war er in Kriegssachen erfahren und er war gewaltig in Handhabung der Waffen; darum trägt er auf den Bildern in der rechten Hand eine Art von Dreschflegel.

Um nach der Weise seiner Vorfahren freundschaftliche Verbindungen mit fremden Königen und Fürsten anzuknüpfen, reiste er auf Anrathen seiner Mutter und auf Bitten seiner Unterthanen zu seinem Großvater von mütterlicher Seite, dem Könige der Sueven, und von da weiter durch ganz Deutschland umher. Eine große Menge Volkes schloß sich dem Helden an, und mit dieser kam er an den Rhein und hinterließ daselbst eine Colonie, die sich nach seinem Namen die Ubber nannten, woraus die Römer Ubier machten. Sie hatten sich an der Stelle

festgesetzt, wo nun die Stadt Cöln steht, welche darum auch Colonia Ubiorum genannt wurde.

Später heirathete Ubbo, und dieser Ehe entsprossen zwei Kinder, ein Sohn, der berühmte Asinga Ascon, und eine Tochter, die Frouwa hieß und später Friso den Jüngern heirathete, welcher mit Heeresmacht nach dem andern Ufer der Vlie zog und das Land daselbst nach seinem Namen Frießland oder Neu-Frießland nannte. Er baute auch eine Stadt und hieß sie seiner Frau zu Ehren Brouwgeest oder Brougast, woraus die Römer später Verona machten, um an das italische Verona zu mahnen.

Nach Ubbo's Tode kam der mächtige Held Asinga Ascon an die Regierung.

539.

Frießland wird von den Franzosen erobert.

Winsemius, Chronyke van Brieslandt. Fol. 52.
Vgl. Aimoin. IV, 18.
Vita Dagoberti msc. und Vita Sancti Faronis cap. 71—73 bei Duchesne I, 569; ausgez. in Grimms D. S. II, S. 93.

Der Friesenkönig Berwald war ein sehr gerechter und guter Fürst; er gedachte des Krieges nicht, weniger noch der Eroberung fremder Länder und suchte nur sein Reich zu schützen gegen anderer Eindrängen und Friede innerhalb seiner Gränzen zu erhalten. Aber die treulosen Franzosen ließen ihn nicht in Ruhe und machten es mit Frießland, wie sie es mit andern Ländern machten. Früher schon hatte dieß gierige und unedle Volk unter dem Vorwande, die christliche Religion zu schützen, Einfälle in Frießland gemacht und manch braver Friese war von ungerechter Waffe gefallen; aber auch der König Dagobert, Clotars Sohn, hatte sein Leben gelassen.

Deſſen Tod wollte Clotar nun rächen und fiel mit gewaltiger Heeresmacht in Frießland ein.

Im Weſtergoo bei dem Dorfe Engelum kam der edle König Berwald dem Könige Clotar unter dieſen Worten entgegen: „Ah du ade ſchiere bulle, biſtu dir ſalw", denn er glaubte, mit Clotar gleichwie mit Dagobert fertig zu werden; er wollte nie und nimmer ſich dem Scepter der Franzoſen beugen und lieber ſterben. Aber das Glück der Waffen war nicht für König Berwald, und er wurde überwunden und alles Land fiel unter franzöſiſche Tyrannei, und die war ſo groß, daß Clotar alles Männliche tödten ließ, welches größer war, als ſein Schwert.

540.

Gotfried mit dem Barte.

De brabantſche Yeeſten door Jan de Klerk van Antwerpen. Herausgegeben von Willems (in Collection des chroniques belges inédites publiées par ordre du gouvernement). Brüſſel 1839. S. 288.

Woher Gotfried von Löwen zubenamt war „mit dem Barte", das will ich euch in kurzen Worten ſagen. Zu den Zeiten, als Heinrich der Vierte Kaiſer war, im Jahre 1003, da hatte Gotfried zwölf Jahre und ſein Vater war Graf von Löwen und Brüſſel und beſaß das Land zwiſchen der Nethe und Schelde. Dieſer Graf Heinrich ſaß eines Chriſttages mit ſeinen Genoſſen in ſeinen weiten Sälen zu Löwen bei der Tafel, wie er das zu thun pflegte an allen Hochzeiten. Zu ſeiner Seite ſaß Herr Robert von Aſſche; der hatte einen wackern Diener in ſeinem Sohne Heinrich; auch war der ſtolze Herr von Desmale zugegen und der junge Werner von Graven.

Während nun der Graf fröhlich beim Mahle saß, gedachte er, wie jämmerlich sein Vater, der reiche Graf, in seiner Burg ermordet worden, und er versank darob in Betrübniß. Das sah Gotfried, sein Sohn, und sprach: „Vater, warum seid ihr so betrübt, da ihr doch unter euren liebsten Freunden sitzet: machet sie nicht mit traurig, sondern erfreuet sie vielmehr.“ Darauf erwiederte der Graf: „Du sprichst ein wahres Wort, aber wenn ich gedenke, wie mein Vater von Hermann, der ihn gefangen genommen, ermordet wurde, dann kommt mir großer Zorn; und gedenke ich der großen Güter, welcher meine Väter beraubt worden, dann betrübe ich mich mit Recht und über die Maßen. Stamme ich doch von so edelm Geschlechte und bin so ohne mein Gut.“ Da sprach Gotfried: „Laßt die Betrübniß, Vater, und den Zorn: nackt werden wir geboren und kehren nackt zur Erde zurück; darum bekümmert diese Herren nicht.“ Der Graf antwortete: „Nein, ich will's nicht mehr thun, doch es macht meinem Herzen groß Weh.“ Da fuhr Gotfried fort: „Laßt euer Weh und eure Sorge fahren; es kommt doch alles wieder an mich; alles muß ich wieder gewinnen, was unsere Väter besaßen, so Gott mir das Leben schenkt, und müßte der Kaiser selbst davon abstehen.“ — „Schweige, Sohn“, sprach der Vater, „du bist noch zu jung und hast noch zu kurze Härchen in deinem Barte, als daß du dich dazu vermessen möchtest.“ Da sprach Gotfried, wie es einem wackern Manne wohl gebührt hätte: „Vater und Herr, verstehet mich wohl: ich sag' es euch sonder Spiel und schwöre es euch bei unserm Herrn im Himmelreich und bei der Treue, die ich euch schulde, daß ich meinen Bart nimmermehr scheeren werde, ich habe denn Lotharingen und Brabant wieder und all das Land, welches Herzog Karl verlor, dessen ihr so oft gedenket und um welches ihr so viel

klagt." — „Sohn, dann wirſt du deinen Bart lange tragen", ſprach der Graf und all die Herren lachten ob dem kühnen Worte des jungen Gotfried. Doch es wurde wahr, und er hielt ſein Verſprechen und eroberte alles Land ſeiner Vorfahren wieder; dann ließ er auch ſeinen Bart ſcheeren, nicht eher.

541.

Das Wappen von Haarlem.

Ellies de Beert, Chronyke van Hollant, Zeelant ende Brieslant. Fol. 93 d.

Kaiſer Friedrich der Rothbart lag mit dem Kreuzheere, unter welchem ſich der tapfere Graf Floris von Holland mit ſeinem Sohne befand, vor einer Stadt in Egypten, welche man Damiaten nannte und die ſehr ſtark war durch ihre Thürme, wie beſonders auch durch den Hafen, welcher zu ihr führte und deſſen Eingang mit ſchweren eiſernen Ketten verſperrt war; und dieſe Ketten liefen unter dem Waſſer her. Als man gar keine Mittel mehr wußte, dieſe Ketten zu brechen, da hielt zuletzt Graf Floris' Sohn Rath mit den Haarlemern, welche im Heere waren, und ſie ließen unten an des Grafen Schiff eine große ſtählerne Säge mit ſcharfen Zähnen feſt machen und erwarteten guten Wind und volle Strömung, und als beides kam, da ſegelten ſie kräftig gegen die Ketten an und zerbrachen dieſelben, ſo daß alle Schiffe in den Hafen laufen konnten und die Stadt eingenommen wurde. Da ſchlug der Kaiſer zum Danke den Sohn des Grafen von Holland zum Ritter und gab den braven Bürgern von Haarlem zu den vier Sternen, welche ſie im Schilde führten, noch ein ſilbernes Schwert, und der Patriarch von Jeruſalem

schenkte ihnen ein Kreuz ins Wappen, weil sie also frommlich für den Sieg des Kreuzes gefochten hatten.

542.

Tischtuch entzweigeschnitten.

Oude Divisie-Cronycke van Hollant ꝛc. Delft 1585. Fol. 409.
Kemps Beschryving der stad Gorinchem. S. 137.

Herzog Wilhelm von Baiern, Graf von Oosterbant, saß auf Dreizehn-Abend des Jahres 1395 mit vielen Fürsten, Grafen und Herren an der Tafel des Königs Karl VI. von Frankreich, und alle waren lustig und guter Dinge. Da trat plötzlich ein Herold des Königs in die Kammer und schnitt das Tischtuch, welches vor Herzog Wilhelm lag, in Stücke und sprach: „Es ziemt sich nicht, daß ein Fürst ob Herr, der nicht Schild noch Wappen hat, sitze an des Königs Tafel.“ Darob wurde Herzog Wilhelm höchlich beschämt und niedergeschlagen und entgegnete: „Ich habe Schild und Wappen; wie mögt ihr solches sagen?“ Darauf antwortete ein anderer Herold: „Herr, ihr habet es nicht, denn euer Großohm Graf Wilhelm von Holland ist nicht allein von den Friesen erschlagen worden, sondern er liegt selbst noch ungerochen begraben in der Feinde Land.“

Solches traf den edeln Herzog tief, doch schwieg er stille. Bald fuhr er eilig aus Frankreich nach Hennegau; fürchtend seines Vaters strenges Auge, schrieb er von da an denselben und bat und beschwur ihn, solche Schande von seinem Geschlechte abzuwaschen. Das versprach Herzog Albert und sprach: „Dieß soll meinen Kindern fürder nicht mehr vorgeworfen werden, und ich räche Willems Tod, so Gott mich spart bis zum nächsten Jahre.“ Und das Wort hielt er.

543.

Koppel-Maandag.

Mündlich.

C. R. Hermans, Geschiedkundig Mengelwerk over de provincie Noord-Braband. 1 Stuk. 's Hertogenbosch 1839. S. 96.

Ich hörte von einer bejahrten Frau Folgendes über den Ursprung des Koppel-Maandags erzählen.

Es wurde einmal eine Stadt belagert, und der Hunger zwang die Einwohner nach langem Widerstande zur Uebergabe. Der Feind war so wüthend gegen die Städter, daß er alle sammt und sonders ermorden wollte. Da gingen die Frauen vor das Thor und ins feindliche Lager und erwarben sich durch inständiges Bitten die Gunst, ihre theuersten Pfänder auf dem Rücken mit sich nehmen zu dürfen. Zur Stadt zurückgekommen, faßte eine der Frauen alsbald ihren Mann auf den Rücken und die übrigen folgten erfreut dem schönen Beispiele. So gelangten die meisten der Bewohner Koppel bei Koppel (Paar an Paar) aus der Stadt und waren gerettet.

Zum Danke dafür beschlossen die Männer, ihren Frauen jährlich an dem Tage alle häusliche Autorität zuzugestehen und nannten ihn zum ewigen Gedächtniß Koppel-Montag.

544.

Von dem Ritter, der Marien nicht entsagen wollte.

Caesar. heisterbac. dial. mirac. dist. II, c. 12.

An dem Ende des zwölften Jahrhunderts trug sich folgende Geschichte zu Floreffe im Bisthume Lüttich zu.

Ein edler Ritter, reich an Gut und Geld, war auch lange an Tugend reich geblieben, doch trieb ihn die

Eitelkeit der Welt und Ehrsucht endlich so weit, daß er den Weg des Guten verließ. Er lud tagtäglich seine Freunde zu sich und tafelte mit ihnen von silbernen und goldenen Schüsseln, und die Becher wurden nie leer dabei. Unbekümmert um die Zukunft, lebte er nur der Freude. Dadurch aber minderten sich bald seine Reichthümer, und nicht lange, da war auch das letzte Geld aus seinen Kisten verzehrt. Zugleich verließen ihn seine Freunde, die Sänger und Gaukler zogen weg, seine Kleider verschlissen und er fand sich in äußerster Armuth. Er dachte und dachte nach, wie er sich wieder Geld verschaffen und die vergeudeten Schätze wieder ersetzen könne, aber nichts wollte ihm helfen.

In dieser Noth eilte er der Wohnung eines Juden zu, der ringsum als Zauberer bekannt und berüchtigt war, und sprach zu dem: „Ich komme in einer kläglichen Sache dich um Trost und Hülfe zu bitten; ich war reich und bin arm und elend, und alle verließen mich, die sich meine Freunde nannten. Gibt es ein Mittel, wieder zu meinen Schätzen zu kommen, dann sprich nur, ich bin zu allem bereit." Da sprach der Jude: „Ja, es gibt wohl ein Mittel, aber dazu gehört ein männlich kühnes Herz. Habt ihr Muth, dann will ich euch jemand bringen, der auf meine Bitte euch in seinen Schutz nehmen wird; bleibt ihr dem getreu, dann werdet ihr bald wieder glücklich sein und in Schätzen euch wälzen können." Der Ritter entgegnete: „Meine Leibeskräfte sind nicht klein; will euer Freund solches thun, ich stehe zu seinen Diensten und vollbringe alles, was er begehrt, als sein getreuer Lehnmann." — „Wohlan denn", sprach der Jude darauf, „dann kommt diesen Abend zurück und wir wollen sehen."

Spät am Abend kehrte der Ritter zu dem Juden zurück, der ihn auf einen Kreuzweg in einem dichten Walde

brachte. Daſelbſt angelangt, ſprach der Zauberer: „Sitzet hier nieder und fürchtet euch nicht, komme was wolle.“ Da erſchien ein Mann, ſchwarz von Haut und mit ſchielenden Augen, der ſprach zu dem Juden mit bittern Worten: „Warum läſſeſt du mich nicht in Ruhe, da du doch weißt, daß ich ſo ſehr viel zu thun habe. Was willſt du?“ Darauf antwortete der Jude: „Der Herr da gelobt uns beiden Gehorſam; er war reich, iſt nun arm und will euer Dienſtmann werden.“ — Der arge Satan ſprach: „Wohlan, wollt ihr Schätze, ich gebe euch ſo viel ihr haben wollt. Aber ich muß vorher noch um eines bitten: Seid ihr hierhin gekommen mit dem feſten Entſchluſſe, mir zu dienen, dann müſſet ihr Chriſtum abſchwören.“ Darauf ſprach der Ritter ohne Zaudern: „Gut, ich ſchwöre Chriſtum ab.“ — „Und ſeid mein Dienſtmann fürder?“ fragte Satan weiter, und der Ritter antwortete: „Ja, ich erkenne euch als meinen Herrn.“ — „Und ſagt euch los von Maria, der Mutter Gottes?“ frug der Böſe ferner; doch darauf gab ihm der Ritter keine Antwort. Der Teufel ſowohl, als der arge Teufelsknecht von Jud verſuchten alles, um ihn zu bereden, aber der Ritter wollte nicht und flüchtete endlich Lange irrte er in dem weiten Wald umher, bis er unter den dunkeln Bäumen hervor eine weiße Kapelle ſah; darauf ging er zu.

In derſelben Zeit lebte auf einer nahen Burg ein äußerſt frommer und milder Herr mit ſeiner Frau und einer Tochter, deren Tugend noch größer war, als ihre Schönheit. Der Herr hatte die Gewohnheit, jeglichen Morgen früh nach der Kapelle zu gehen und dort bei Lampenſchein ſein Morgengebet zu verrichten. Damit war der Herr juſt beſchäftigt; als er den Ritter aber an der Kapelle hörte, ſtellte er ſich zur Seite in den Schatten, um abzuwarten, wer der Kommende ſei. Der

Ritter trat in die Kapelle hinein und fand zu seiner großen Verwunderung und Freude ein schönes in Holz geschnittenes Marienbild auf dem Altare stehen, welches mit hellen Farben gar lieblich bemalt war. Doch da fiel ihm ein, daß er Christum abgeschworen hatte, und er fürchtete sich fast, dem Altare zu nahen, zögerte auch lange; doch vermeinte er, die Hoffnung nicht ganz aufgeben zu können; er trat vertrauungsvoll näher, warf sich vor dem Marienbilde auf seine Kniee nieder und flehte die heilige Jungfrau um Fürsprache bei ihrem lieben Söhnlein, daß seine Sünde ihm möchte vergeben werden.

Indem er aber noch betete, überfiel ihn ein tiefer Schlummer; doch weinte er in dem Schlafe selbst noch fort. Das rührte den alten Herrn und um so mehr, als er hörte, wie das Marienbild zu dreien Malen das Jesuskind um Vergebung für den Ritter flehte und diese auch erlangte. Im selben Augenblicke erwachte der Ritter wieder, der dasselbe im Traume gesehen hatte. Der Herr trat aber zu ihm und sprach freundlich, wie Maria für ihn gebeten habe; da fiel der Ritter von neuem auf die Kniee und dankte der Gottesmutter von ganzem Herzen. Alsdann lud der Herr ihn zum Frühstück ein, und beide gingen zusammen zur nahen Burg. Bei der Tafel frug der Herr ihn, wer er wäre, und der Ritter bekannte ihm alles. Später gab der Burgherr ihm seine Tochter zur Frau, und mit derselben empfing er große Reichthümer und lebte fürder in großem Frieden und Glück.

545.

Die Tempelritter von Canegem.

F. W. in dem Kunst- en Letter-Blad. 1842. S. 51.

Das Andenken der Tempelritter ist nirgend in ganz Flandern gesegnet; überall, wo ihre Häuser standen, weiß man noch das eine oder andere Schlimme von ihnen, und das Sprichwort „trunken wie ein Templer" ist allgemein bekannt.

Zwischen Canegem und Ruisselede stand auch ein Tempelhaus. Zwei von den Rittern desselben drangen eines Tages in die Pfarrwohnung von Canegem, schlugen den Geistlichen todt und zogen dann ganz ruhig wieder dem Tempelhause zu. Unterwegs kam ihnen ein Landmann nach und erzählte ihnen von dem ruchlosen Morde des alten Herrn; aber die Ritter thaten, als hätten sie davon nichts gewußt und sprachen: „Ei, wir kommen doch soeben erst von Canegem, und kein Mensch hat uns etwas davon gesagt." Langsam kam es doch ans Licht, wer die Mörder gewesen; von der Zeit an ging das Sprichwort im Volke rund: „Er kommt von Canegem", das heißt, er thut, als wisse er nichts von diesem oder jenem, und weiß es doch recht wohl.

546.

Der Tempelhof zu Lovendeghem.

Mündlich von Frau Courtmans.

Der Hof hat seinen Namen von den schlechten Geistlichen, den falschen Priestern, die man anders auch Tempelherren heißt. Ehedem fuhr jede Nacht ein Wagen mit glühenden Pferden daselbst rund; auch sah man auf dem Hofe selbst häufig ein weißes Pferd. Nachher hat

man große Schätze da gefunden. Seitdem geht ein stattlicher Herr mit einem goldenen Band um den Kopf daselbst um.

547.

Die Roodestraet zu Veurne.

Mündlich.

H. de Wandele in J. W. Wolf's Wodana, Museum voor neder-duitsche oudheidskunde. Eerste Stuck, S. 37.

Oestlich von Veurne liegt eine Straße, die von uralten Zeiten her die rothe Straße heißt; sie führt nach dem Duivekot, einem großen Hofe mit Kapelle, der ehedem dem Kloster der Predigerherren zugehörte. Vor der französischen Revolution sah man in jeder Nacht einen Wagen ohne Pferde in der Straße; der fuhr bis auf den Markt von Veurne, blieb da einige Zeit still stehen und verschwand. In den Weiden um den genannten Hof sah man häufig umwandelnde Kälber, Ochsen und Schafe. Die Halbwinnerin bemerkte Nachts stets, daß sich etwas an das Fußende ihres Bettes auf die Decken legte; griff sie darnach, so fühlte sie ein zottiges Thierfell.

Am Eingange des Hofes befindet sich ein kleines Sträßchen, welches das Zauberinnensträßchen heißt; da sah man Nachts die Hexen im Kreise tanzen, und die machten oft einen so schrecklichen Spektakel, daß kein Mensch vorbeizugehen wagte.

Ein Bauersknecht hörte Nachts gegen zwölf Uhr im Vorbeigehen an dem Duivekot ein Pferd wiehern; er sah um und bemerkte eine Gestalt, wie die eines Pferdes, welche ihn verfolgte. Er lief natürlicherweise, so schnell er konnte, und das Pferd lief immer hinter ihm drein. Endlich hörte er nichts mehr und wagte es, zum ersten Male umzusehen: da war nun das Pferd verschwunden,

aber es kam dagegen eine große Erdwalze von ſelbſt auf ihn zugerollt. Da begann er von neuem zu laufen und hielt auch nicht eher an, als bis er an der Hecke des Meierhofes war, wo er wohnte. Als er jedoch hereingehen wollte, ſtand plötzlich ein großer rother Mann ſonder Haupt vor ihm, und der ſetzte ihm durch das Thor und bis an die Thüre des Kuhſtalles nach: da ſchlüpfte der Knecht hinein und in ſein Bett und zog die Decke über die Ohren; als er nach einiger Zeit es wagte, einmal herauszulauern, ſah er nichts mehr.

Von dem oben vermeldeten Wagen geht auch ein Liedchen rund, welches alſo heißt:

Bruno heeft een koets gemaekt
op vier wielen ſonder peerden;
Bruno heeft een koets gemaekt,
die alleen naer Brüſſel gaet.

548.

Germanus van der Hagen.

Robert. Gaguini histor. francor. l. 10.
Delrio. Disquis. mag. l. II, quaest. XXVI, sect. III. ed. Lugd. fol. 89.

Germanus van der Hagen war ein berühmter Doctor der Gottesgelahrtheit, wurde aber wegen Zauberweſens zu ewigem Kerker verdammt. Er liebte nämlich eine Frau aus edelm Geſchlechte; als er jedoch keinen Ausweg ſah, dieſer Frau nach Luſt und Liebe genießen zu können, ergab er ſich dem Teufel und empfing von dem die Gabe, ſich, auf einem Beſenſtiele reitend, hinwünſchen zu können, wohin er wolle. Dieſes gottloſe Treiben kam aber bald heraus, und er empfing ſeine nach Geſetz und Recht verdiente Strafe.

549.

Der Wilddieb.

Mündlich.
Jack van de Velde in der Wodana. I, S. 26.

Zu Wetteren-Overbeke war einmal ein Wilddieb (Pensjaeger), und der hatte den ganzen Tag nichts geschossen. Das verdroß ihn, und er blieb den ganzen Abend noch im Busche, stets hoffend, etwas zu erjagen. Um Mitternacht endlich sah er im Mondschein einen Hasen wenige Schritte von sich ab im Klee spielen: er legte flugs an, drückte los und der Schuß fuhr weg, aber der Schütze stürzte zu gleicher Zeit auf den Rücken, so sehr hatte die Büchse ihn gestoßen. Er raffte sich zusammen und untersuchte die Waffe und fand, daß der Lauf ganz krumm gebogen war. Sein erster Gedanke fiel auf einen schlimmen Streich von Seiten seiner Kameraden, die ihm, wie er meinte, eine zu starke Ladung in die Büchse gestopft hätten; bei allem Aerger tröstete ihn doch wieder der Hase, den er sicherlich todt glaubte. Eben wollte er auf die Stelle zu gehen, wo das Thier gesessen hatte, als er zu seinem Schrecken bemerkte, daß dasselbe langsam auf ihn zu kam. Er stutzte einen Augenblick, denn solches war ihm noch nicht vorgekommen; doch neuer Schreck: der Hase verwandelte sich in eine große, schwarze Kugel und rollte schnell auf ihn zu. Da faßte den Jäger die fürchterlichste Angst und er lief, was er konnte; doch die Kugel lief ihm gleichschnell nach und vergrößerte sich noch dazu mit jedem Augenblicke. Endlich ersah er sich einen ziemlich hohen Baum, und er kletterte pfeilschnell hinauf, fest überzeugt, da werde er wenigstens sicher sein; aber die Kugel kam zum Baume und wuchs und wuchs, bis der Jäger alles um sich her kohlrabenschwarz sah.

Da fiel er auf die Kniee und betete und that das Gelübde, in seinem Leben nicht mehr auf den Wildfang zu gehen, und kaum hatte er das gethan, als die Kugel verschwand.

550.

Die Reise nach Egypten.

Mündlich.
Jaek van de Velde in der Wodana. I, S. 29.

Peter von Wetteren ging mit dem Teufel um, dem er auch seine Seele verkauft hatte; er stand so genau mit dem Bösen in Verbindung, daß er zu den geheimen Berathungen der Hölle, die in Egypten irgendwo stattfanden, zugelassen wurde, und das nur auf die einzige Bedingung, den Mund so lange zu halten, als die Versammlung dauerte. Die Reise dahin machte er so schnell, daß, wenn er ein Viertel vor zwölfe von Wetteren wegzog, er just um zwölfe in Egypten ankam.

Einst saß er mit einem Freunde in der Schenke, und es war spät geworden, ohne daß beide es wußten. In der Mitte des Gespräches zog Peter die Uhr aus dem Sacke und sah zu seiner großen Verwunderung, daß es nur noch zehn Minuten vor zwölfe war. „Nehmt mir es nicht übel, Freund", sprach er dann, „ich muß weg, es ist Zeit." — „Zu eurer Frau?" fragte der andere, aber Peter sprach: „Nein, die sieht mich nicht vor Tagesanbruch." — „Wo treibt ihr euch denn so lange herum?" — „Ich gehe nach Egypten." — „Was, nach Egypten?" — „Ja, ja, und ich habe keine Zeit zu verlieren, lebt wohl." — „So geht es nicht, Freund", sprach der andere darauf, „ich verlasse euch nicht und gehe jedenfalls mit." — „Nun, wenn ihr nicht anders wollt", entgegnete Peter, „dann kommt", und so gingen

beide aus der Schenke und nach dem erſten Kreuzwege zu: da lag ein Strohbüſchel und beide ſetzten ſich darauf, nachdem Peter ſeinen Freund noch vorher gewarnt hatte, nur ja nicht zu ſprechen. „Ueber Buſch, über Berg und über Thal!“ rief Peter, und ſie flogen durch die Luft hin und waren in Zeit von einer Viertelſtunde in Egypten, wo die Verſammlung bereits ihre Berathungen begonnen hatte. Als alles Gerede zu Ende war, wurde ein köſtliches Mahl aufgetragen und Peter und ſein Freund hielten ihren leeren Magen eine kräftige Seelenmeſſe. Zum Nachgerichte kam eine Schüſſel auf die Tafel, deren Geruch höchſt unangenehm war. Der neue Gaſt prüfte ein wenig davon, ſpuckte es aber alsbald wieder aus und rief mit Abſcheu: „Peter, das iſt ja Menſchenfleiſch!“

Dieſe Unvorſichtigkeit kam ihm theuer zu ſtehen: in einem Augenblicke verſchwand der Saal mit den Teufeln, und Peter lag zu Hauſe in ſeinem Bette, während ſein Freund in Egypten ſaß. Der ganze folgende Tag verging dem armen Peter in Angſt und Noth, denn er wußte, daß ſein Freund in der Verſammlung der kommenden Nacht als Uebertreter der Geſetze mußte hingerichtet werden. Gegen halb zwölfe ſchon ging er nach dem Kreuzwege und ſetzte ſich auf ſein Strohbüſchel. Einige Stunden von Egypten ab, ſah er ſchon, wie alles zur Enthauptung bereit war und ſelbſt, wie einer von den Teufeln ſchon das Schwert hob, um ſeines Freundes Haupt abzuſchlagen. „Ju! Ju!“ ſchrie er ſeinem Büſchel zu, und in einem Fluge ſchoß dieſer mit den Aehren auf den Hals des Verbrechers und das ſinkende Schwert hatte ſeine Kraft verloren. Der Gerettete ſprang zu Peter auf das Strohbüſchel und beide zogen nach Wetteren zurück. Gottesfürchtiges Zureden des Freundes brachte Peter bald auf einen andern Weg, und der Bund mit dem Teufel wurde für immer gebrochen.

551.

Die schwarzen Hühner.

Mündlich.
Jaek van de Velde in der Wodana. I, S. 28.

Zu Herzeele kommt jede Nacht gegen zwölf Uhr ein schwarzes Huhn auf die Kreuzwege und bleibt dort sitzen bis zum Anbruche des Tages.

552.

Das weiße Schaf.

Mündlich.
Jaek van de Velde in der Wodana. I, S. 28.

Zu Massemen-Westrem in dem Raemsträßchen läßt sich jede Nacht ein weißes Schaf sehen. Man sagt, es sei eine verborgene Höhle in der Pfarre, worin das Thier sich bei Tage aufhalte. Wenn es zum Vorschein kommt, hört man eine gar lieblich tönende Musik in der Nähe, die auch so lange dauert, bis es verschwindet. Niemand kann das Thier berühren; bei jedem Versuche, den man noch dazu gemacht hat, schwebte es vor den Füßen des Verfolgenden weg, verschwand plötzlich und zeigte sich einige Minuten später im Rücken des Getäuschten. Was die Erscheinung zu bedeuten hat, weiß man nicht zu sagen.

553.

Die Tänzer zu Herzeele.

Mündlich.
Jaek van de Velde in der Wodana. I, S. 32.

Drei Bursche von Herzeele gingen zusammen zur Kirmeß von Hillegem; dort sahen sie einen ihnen durchaus fremden und neuen Tanz, und der gefiel ihnen so gut, daß sie Abends auf dem Rückwege von nichts

anderem ſprachen. In dem Daelmeerſch bei Herzeele angekommen, ſagte einer von ihnen: „Halt, wenn wir zu Vieren wären, dann könnten wir wohl einmal verſuchen, den fremden Tanz zu tanzen, den wir zu Hillegem ſahen.“ Er hatte das Wort kaum aus dem Munde, als ein Vierter zu ihnen trat, ſie alle faßte und mit ihnen rund und immer rund und ſo lange rund tanzte, bis ihnen der heftigſte Schwindel alle Beſinnung nahm und ſie halb leblos hinſtürzten. Als ſie wieder zu ſich kamen, ſtand die Sonne ſchon hoch; von dem Vierten haben ſie nie mehr eine Spur geſehen.

554.

Luftiger Tanz.

Mündlich.
Jaek van de Velde in der Wodana. I, S. 34.

Es waren einmal Zigeuner nach Herzeele gekommen, und die hatten in einem Thälchen daſelbſt ein Seil geſpannt, auf dem ſie luftig ſprangen und tanzten. „Ei ſieh doch“, ſagte ein kleiner Junge zu ſeinem Spielkameraden, „ſo möchte ich auch tanzen können.“ — „Nichts leichter, als das“, entgegnete einer der Zigeuner, der in der Nähe ſtand; „hier haſt du ein Pülverchen, wenn du das aufgegeſſen haſt, dann kannſt du ſo gut tanzen, als wir.“ Der Junge nahm das Pülverchen ein und wurde mit einem Male ſo leicht zu Fuße, daß er faſt nicht mehr auf der Erde gehen konnte. Die mindeſte Bewegung, die er machte, ſchwang ihn auf, und er tanzte auf den Kornähren, die Bäume hinauf, ja ſelbſt bis zur Spitze des Kirchthurmes. Das kam den Leuten im Dorfe verdächtig vor und um ſo mehr, als ſie bemerkten, daß der Junge nicht mehr zur Kirche ging.

Darum ließen sie den Pfarrer kommen, und der beschwur ihn mit Sankt Jans Evangelium, und kaum war das geschehen, als es mit dem Tanzen aus war und aus blieb.

555.

Der lange Mann zu Massemen-Westrem.

Mündlich.
Jaek van de Velde in der Wodana. I, S. 27.

Am Platsenberge zu Massemen-Westrem geht ein ungeheurer Riese um, den man den langen Mann nennt. Kommt jemand Abends in die Umgegend, dann zeigt sich plötzlich eine lange schwarze Gestalt neben ihm, die mit geschlossenen Beinen, steifem Halse und hängenden Armen zur Seite des Wanderers auf dem Wege hinschwebt. Man unterlasse nicht, den langen Mann zu grüßen, denn er ist ein ganz treuer Geleitsmann und man hat in seiner Gesellschaft nichts zu fürchten. Ist man zu Hause angekommen, dann beugt er das Haupt, dreht sich steif um und verschwindet.

556.

Der lange Mann zu Zele.

Mündlich.
De Truy in der Wodana. I, S. 45.

Ein ungewöhnlich großer Mann, so ziemlich von Baumlänge, durchkreuzt nachtnächtlich die Straßen von Zele. Er ist keines bösen Charakters, aber er kann nicht leiden, daß jemand ihm in den Weg kommt; wagt man das, dann kann man sicher sein, von ihm umhergejagt zu werden, oder sich zu verirren. Nicht weniger unangenehm ist seine Gegenwart für den Landmann; pflügt

ein Arbeiter Nachts in der Nähe einer Straße, wo er umwandelt, dann findet er Morgens, daß er bei allem Fleiße nicht eine einzige Furche gezogen hat.

557.

Die verwandelten Hühner.

Mündlich von L. Vleeschouwer.

In Antwerpen ist ein Spaziergang, der heißet der Kirchhof, denn es stand daselbst ehedem eine Kirche und um dieselbe herum lag ein Friedhof. Ein Bürger kam spät nach Hause und mußte über den Kirchhof gehen, und fand da eine Henne mit vielen Hühnern, welche piepten und um die Alte liefen. Der Bürger dachte, es wäre besser, daß er die Thierchen mit nach Hause nähme, als daß sie dort blieben, und er steckte sie alle mit der Henne in einen Sack und nahm sie mit und ließ sie auf seinem Hofe erst wieder heraus. Als er sie aber am andern Morgen suchte, da fand er sie nicht mehr, wohl aber an der Stelle, wo er den Sack geöffnet und sie frei gelassen hatte, einen großen Haufen Menschenknochen.

Erschreckt lief er zum Pfarrer und erzählte dem alles, und der Pfarrer sprach: „Es ist kein anderes Mittel, als daß ihr die Knochen um dieselbe Stunde wieder zurücktragt, in welcher ihr sie geholt habt.“ Das that der Bürger; eben hatte er sie aber ausgeschüttet aus dem Sacke, als eine Stimme aus einem Grabe rief: „Es wäre dir schlecht bekommen, hättest du das nicht gethan.“

558.

Das Spukthier zu Massemen-Westrem.

Mündlich; mitgetheilt von Jack van de Velde.

Ein Mann in Massemen-Westrem, der als Trunkenbold und Flucher überall bekannt war, kam eines Abends spät aus der Herberge, und zwar wieder so betrunken, daß er nicht wußte, wo er ging noch stand. Fluchend ging er des Weges weiter und nach Hause zu; als er aber an den Busch bei der Mühlenbachbrücke kam, da hörte er plötzlich all seine Flüche wiederholen und sah zu gleicher Zeit ein gräuliches Thier mit gräßlich funkelnden Augen langsam auf sich zu kriechen. Schnell schlug er ein Kreuz; doch das Thier lachte laut und spie Feuer und Rauch auf ihn los. Da betete er ein Vaterunser; aber das Thier lachte noch mehr und warf ihm noch dickere Rauchwolken mit Feuer gemischt zu. Endlich erinnerte er sich an die Kraft des Evangeliums von Sankt Jan, und kaum hatte er die ersten Worte desselben aus dem Munde, als das Thier verschwand.

Seitdem konnte er nie mehr an der Stelle vorbeigehen, ohne daß ihm ein kalter Schauder durch alle Glieder fuhr. Das schrieb er natürlicherweise dem Thiere zu und hing darum ein Kästchen mit einem Muttergottesbildchen an dem nächsten Baume auf. Seit der Zeit ging er ganz ruhig da vorbei, und das Thier ließ sich auch nicht mehr blicken.

559.

Die Umwandler am Kreuz zu Herzeele.

Mündlich; mitgetheilt von Jaek van de Velde.

In der Mühlenstraße zu Herzeele steht ein altes Kreuz dicht am Wege; es ist zur Gedächtniß eines dort Verunglückten dahin gestellt. Jede Nacht erscheint ein Geist daselbst, nun in der Gestalt eines Pfarrers, dann in der eines reichen Herrn; immer aber in Schwarz gekleidet. Was das bedeutet, weiß man nicht; aber man bemerkt, daß jedes Mal, wenn der Geist da umwandelt, das Kreuz sich erhebt und am andern Morgen herausgeworfen liegt.

560.

Der Kasteelberg.

Mündlich von Frau Courtmans.

Bei Beveren im Hennegau liegt der Kasteelberg, und der war ehedem — und ist vielleicht noch — von Kabouterchen bewohnt. Bis vor etwa fünfzig Jahren noch brauchten die Leute aus der ganzen Umgegend nie zu waschen; sie packten die schmutzige Wäsche nur in einen Korb zusammen und trugen sie auf den Berg, wo sie noch ein Stichelchen Butter, ein paar Eier, Milch zum Breikochen und zwei Schillinge hinzulegten; am andern Morgen war die Wäsche schneeweiß und sie konnten dieselbe nur wieder abholen. Setzte man eine Waschküfe dabei, dann geschah es oft, daß man am Morgen die Kaboutermännchen springend und tanzend in derselben fand.

Nach der Zeit sind die guten Männchen verschwunden. Viele Leute sehen jedoch noch bis heute Abends

ein ſteinaltes Kabouterchen oben auf dem Berge ſitzen; ſein Bärtchen iſt ſo lang, daß es bis auf die Füße reicht, und in ſeiner Hand hält das Männchen eine Pfeife, aus der es ganz genüglich ſchmaucht.

561.

Zwei Katzen beherxen ein Kind.

Mündlich.

Ein ehrſamer Bürger in Haarlem lag eines Nachts mit ſeiner Frau im Bette und ſchlief, als plötzlich ihr kleines Söhnchen jämmerlich in der Wiege zu ſchreien begann. Der Mann drehte ſich ſchnell um und ſah zwei große Katzen bei dem Knaben in der Wiege liegen. Er erkannte alsbald, daß da Hexerei im Spiele war, nahm einen dicken Stock und wollte die Katzen todt ſchlagen; aber er traf nur eine ans Bein, die andere brach eine Scheibe und entfloh, und die verwundete ſprang ihr nach.

Der Knabe ſchrie aber die ganze Nacht ohne Aufhören. Am andern Morgen war er ſo krank, daß man den Arzt holen mußte. Der gab ihn alsbald verloren; kurz, das Kind zehrte aus und ſtarb am dritten Tage.

562.

Das nächtliche Feſt.

Mündlich.

Ein ziemlich begüterter Bauer in der Gegend von Leyden war nach einem heißen Sommertage um Mitternacht aufgeſtanden und mit ſeinen Pferden auf den Acker gegangen, um Frucht aufzuladen und zur Scheune zu bringen. Im Felde angekommen, ſah er plötzlich viele

hundert Lämpchen in der Ferne, und er ging neugierig darauf zu, um zu sehen, was das sein möge. Je näher er kam, desto mehr unterschied er menschliche Gestalten, und als er endlich ganz bei ihnen war, da fand er eine zahlreiche Menge um glänzende Tafeln gereiht und einige Schritte weiter mehre Tausende von Männern und Frauen, die begleitet von fackeltragenden Dienern tanzten. Bald erkannte er seinen Nachbar aus dem Kreise heraus, und trat zu dem hin und bot ihm die Hand und sprach über manches mit ihm. Auch des Nachbars Tochter und Frau waren zugegen, und die grüßten den Bauern gar freundlich und er grüßte sie wieder. Während sie aber noch am Sprechen waren, geschah plötzlich ein Zeichen — was es war, das hatte der Bauer nicht sehen können — und im selben Augenblicke war alles verschwunden.

Zu hundert Malen hat der Mann diese Geschichte erzählt; aber er war so klug gewesen, nicht eher etwas davon zu sagen, als bis der Nachbar mit seiner Frau gestorben und dessen Tochter in die Stadt verheirathet war.

563.

Mahr gefangen.

Mündlich.

In einem reichen Hause zu Haarlem hat sich diese Geschichte zugetragen.

Eines Morgens fand man in der Schlafkammer des ältesten Knaben ein Mädchen nackt an der Erde liegen, und das hatte einen Besenstock neben sich und jammerte und schrie. Als man es faßte und fragte, wie es in die Kammer gekommen sei, erzählte es Folgendes.

In der Nacht hatte es gesehen, wie seine Mutter aufstand, ihre Kleider und ihr Hemde auszog und sich

alsdann mit einer Salbe aus einem Töpfchen, welches auf dem Schranke ſtand, beſtrich; darauf hatte ſie einen Stock genommen, ſich darauf geſetzt und war zum Fenſter hinausgefahren. Das Mädchen war neugierig, zu wiſſen, wo ſeine Mutter hingeritten ſei auf dem Stocke, und es holte den Beſenſtock, zog ſich aus und beſtrich ſich gleichfalls mit der Salbe. Im ſelben Augenblicke fuhr es auch aus dem Fenſter und ſo lange durch die Luft, bis es über das Haus kam; da ging das Fenſter an der Schlafkammer des Knaben auf, und das Mädchen wurde hineingeriſſen und fand allda zu ſeiner großen Verwunderung ſeine Mutter gleich einer Mahr auf des Knaben Bruſt liegen. „Jeſus, Maria!“ ſchrie es vor Schrecken, und kaum hatte es das Wort aus dem Munde, als die Mutter mit geballten Fäuſten wieder zum Fenſter hinaus- und wegfuhr.

Das kam bald vor Bürgermeiſter und Schöffen, und die Hexe wurde gegriffen und geſtand, daß ſie jede Nacht die Leute bald hier bald dort als Mahr gequält habe.

564.

Die ſingende Nixe.

Mündlich.

Ein Mann in Gent wollte ſpät Abends aus der Herberge nach Hauſe gehen. Sein Weg führte ihn über die Buttermilchbrücke; auf deren Mitte angekommen, fand er ein ſchönes Weib, die ihre langen blonden Haare ſtrich und wunderliebliche Weiſen ſang. Der Mann war ein bischen angetrunken und ging auf die Frau zu, um ſie zu umhalſen; aber kaum hatte er ſie berührt, als ſie ihm einen fürchterlichen Backenſtreich verſetzte und ins Waſſer ſprang, wo ſie verſchwand.

565.

Die Meerminne zu Schouwen.

Mündlich von E. van den Plaſſche.

Die Stadt Schouwen in Holland ſtach einmal in tiefen Sünden und faſt alle Einwohner waren gottloſe Leute. Da kam eine Meerminne geflogen und ſchwebte über der Stadt und ſang:

Schouwen, Schouwen ſal vergaen,
't water boven den toren ſtaen.

Seit der Zeit ſpülen die Wellen heftig gegen die Stadt an, und ſie werden nicht eher aufhören zu ſpülen, bis die Stadt untergegangen iſt.

566.

Das Geiſterhaus zu Antwerpen.

Mündlich von L. Bleeſchouwer.

Eine Herberge in Antwerpen heißt noch bis zum heutigen Tage „das Geiſterhaus"; dieſen Namen hat ſie von folgender Begebenheit bekommen.

In dem Hauſe wohnte einmal eine kühne Magd, die vor nichts bange war. Zu derſelben Zeit hieß es in der Stadt, auf dem Minoritenkirchhofe ſitze jeden Abend ein Geiſt mit einem weißen Tuche um den Leib auf einem Grabſteine. Zuerſt waren die Bürger erſchrocken darob; langſam aber gewöhnten ſie ſich an die Erſcheinung und endlich merkten ſie gar nicht mehr darauf. Ein Bürger machte gar eine Wette mit einem andern, das kühne Mädchen würde hingehen und dem Geiſte das weiße Tuch vom Rücken ziehen. Beide verſprachen dem Mädchen eine Summe Geldes, und ſie ging wirklich auf den Minoritenkirchhof und zog dem Geiſte das Tuch vom Rücken und nahm es mit auf ihre Kammer.

In der folgenden Nacht aber wurde ihr, als sie schlief, plötzlich das Hemde ausgezogen. Sie lachte darob und zog es wieder an, aber bald mußte sie es auch wieder lassen. Solches geschah zu mehren Malen, und sie erschrak endlich so darüber, daß sie gelobte, das weiße Tuch wieder zurückzutragen. Da ließ es sie in Ruhe, und am folgenden Abend trug sie das weiße Tuch zurück und hing es dem Geiste wieder um, worauf dieser verschwand.

567.

Sankt Nicolas zu Dixmüde.

Mündlich.
Frau van Ackere in der Wodana. I, S. 44.

In der großen Kirche zu Dixmüde sieht man ein Bild des heiligen Nicolas, dessen Haupt nach der linken Seite gewendet ist. Ehedem sah das Bild geradaus, aber als bei einem schrecklichen Unwetter der Blitz einmal in die Kirche fuhr und an dem Bilde vorbeischoß, wandte dieß sein Haupt, um nicht getroffen zu werden. Seitdem sieht es nach der linken Seite.

568.

Unsere liebe Frau von Cortryk.

Mündlich.
Bruno van Ackere in der Wodana. I, S. 44.

Der selige Martinus von Cortryk war in seiner Jugend der größte Taugenichts, der je gelebt hat. Einmal war er so trunken von Bier, daß er nicht mehr gehen noch stehen konnte. In diesem Zustande lief er in die Kirche und vor das Bild unserer lieben Frau,

wo er ſpottend alſo ſprach: „O Maria, du biſt ſo voller Gnaden und ich bin ſo voll von Bier.“

Dieſen Schimpf wollte unſere liebe Frau nicht ungerochen laſſen, und ſie gab dem Trunkenbolde einen ſolchen Schlag ans Ohr, daß er beſinnungslos zuſammenſtürzte. Seit der Zeit hält ſie ihre rechte Hand in die Höhe, wie man noch heutzutage ſehen kann.

569.

Sankt Lievensſträßchen zu Herzeele.

Mündlich.
Jaek van de Velde im Kunſt= en Letter=Blad. 1842. S. 60.

Bekannterweiſe wurde dem heiligen Livinus zu Houthem von den grimmen Heiden das Haupt abgeſchlagen; davon heißt das Dorf noch heute Sankt=Lievens=Houthem. Einige Tage nach ſeinem Martertode wandelte der Heilige, das blutige Haupt in der Hand, an einem Meierhofe vorbei, wo ein alt Heidenweib ſaß und Kraut ſchnitt, um eine Suppe daraus zu kochen. „Aha, ſeht doch den Narren“, rief das Weib, „der hat ſeinen Kopf in der Hand.“ Da ſprach Sankt Lieven: „Frauchen, der Narr iſt nicht ſo närriſch, als ihr, denn ihr ſchneidet Kraut für eine Suppe, die ihr nie eſſen werdet.“ Und damit drehte er den Kopf herum und ging weiter. Die Frau ſtarb aber noch ehe es Mittag war.

Zu Herzeele kam Sankt Lieven auf dieſelbe Weiſe durch ein Sträßchen, welches zur Seite dieſes Dorfes liegt, und zahlloſe Blutstropfen fielen von dem Haupte auf die Erde. Dadurch wurde der Boden ſo geweiht, daß fürder kein Unkraut mehr da wachſen konnte. Das Sträßchen heißt noch heute Sankt Lievensſträßchen.

570.

Sankt Amalberga's Kapellchen zu Temſche.

Mündlich.
Jack van de Velde im Kunſt= en Letter=Blad. 1842. S. 60.

Dieß Kapellchen iſt uralt und wurde zum Andenken an folgende Begebenheit gebaut.

Wenige Schritte von der Stelle, wo es nun ſteht, quoll ehedem ein Brünnlein, das einzige in der ganzen Umgegend, woraus denn auch alle Umwohner ihr Waſſer holten. Der Eigner des Ackers, auf dem es entſprang, war aber ein geiziger Mann und gedachte Nutzen aus dem Brünnlein zu ziehen: darum verbot er allen und jedem, ferner ſich Waſſer daſelbſt zu ſchöpfen. In der Noth, welche aus dem Verbote entſproß, verſammelten ſich die Dakens der Gemeinde und gingen zur Sankt Amalberga, welche als Burgfrau in Temſche wohnte, um dieſer das Leid zu klagen. Da nahm Amalberga ein Sieb mit recht vielen Löchern und ging mit den Klägern zu dem Brünnlein; da ſchöpfte ſie das Sieb voll Waſſer, trug es einige Schritte fort, wo der Acker des Geizhalſes aufhörte, und ſtürzte es da um. Und zur ſelben Stunde entſprang dem Boden daſelbſt ein heller Waſſerſtrahl, der noch reichlicher emporſchoß, als der in dem andern Born, welcher ſeit dem Augenblicke gänzlich verſiegte.

Noch heute quillt die wunderbare Quelle und Tauſende von Pilgern wallen zu ihr hin, um ſich von ihrem Waſſer zu holen; denn daſſelbe iſt heilkräftig und half ſchon manchem, an deſſen Aufkommen alle Aerzte verzweifelten.

571.

Sankt Amands Baum.

Gillis de Wevel, Leven van Sinte Amand. Msc. bibl. gand. sec. XIV, v. 3260 sqq.

Als Sankt Amand das Evangelium zu Oedelem und Knesselaere predigte, da bekehrten sich viele zu Christus. Viele aber lagen also sehr in den Stricken und Banden des leidigen Teufels, daß sie auf alle Weise dahin strebten, den heiligen Apostel zu tödten. Dazu erkoren sie einen, der ein guter Schütze war, und der sollte Sankt Amand mit einem spitzen Pfeile durchschießen, während er predigen würde von Jesus; aber Gott, unser Herr, beschirmte den heiligen Mann. Der Bogenschütz wollte nun den Bogen so recht hart anspannen, damit der Pfeil recht scharf fliegen sollte, und setzte darum ein Ende an die Erde und faßte das andere Ende mit der Hand, um es niederzubeugen. Aber das eine Ende drang einen halben Fuß tief in die Erde, und, was das wunderbarste bei der Sache war, es begann zur Stunde Blätter zu treiben und wuchs empor als ein schöner Baum.

Dieser Baum stand im vierzehnten Jahrhundert noch gerade vor der Kirche, und man brauchte nur nach Sankt Amands Baum zu fragen, und jeder wies denselben.

572.

Elben.

Mündlich.

Häufig sieht man auf dem Wasser schwimmende Eierschalen: darin fahren die Elben herum. Aehnlich sagt man, daß die Wasserbläschen, welche man oft auf fischleeren Weihern sieht, von ihnen bewohnt sind. Das

Elbenblatt oder Zauberinnenkraut iſt ihnen beſonders lieb; darum darf man es nicht abſchneiden.

Es gibt auch böſe Elben, und die bereiten das Gift in einigen Pflanzen; erfahrene Hirten hüten ſich, ihr Vieh noch nach Sonnenuntergang weiden zu laſſen; „Nachtkraut gehört den Elben", ſagen ſie, „und wer es nimmt, muß ſterben." Auch darf kein Menſch nach Sonnenuntergang auf einer Wieſe oder Weide ſchlafen: er hätte alles zu befürchten.

In Brabant ſieht man viele kleine Hügel, welche das Volk Alvinnenberge nennt: da wohnen ſie darin.

573.

Neckers.

Mündlich.

In ganz Brabant geht die Sage, daß der Necker den Ertrunkenen das Blut ausſauge. Oft hört man aus Bächen das jammernde Rufen eines Kindes; da muß man aber ſo leicht nicht trauen, denn es iſt oft ein Betrug vom Necker.

Die Ertrunkenen, welche Jan heißen, haben die ſonderbare Eigenſchaft, daß ſie aufrecht im Waſſer ſtehen bleiben, und da kann kommen was will, ſie werden nie auf die Seite gelegt ſich finden.

574.

Flabbaert.

Mündlich.

Mehre junge Burſche kamen von der Kirmeß von Kerſelaere und wollten nach Hauſe. Einer von ihnen,

des Pfarrers Bruder, der ein gar fluchsüchtiger Mensch war, begann unterwegs zu fluchen und zu schimpfen, und besonders auf Flabbaert, einen rothen Geist, der in der Gegend sein Wesen treibt. Das ging eine Zeit lang gut; endlich wurde Flabbaert deß aber müde und packte den Burschen beim Nacken, tauchte ihn ein paar Mal ins Wasser und schmiß ihn dann aufs Land, daß ihm alle Rippen im Leibe krachten.

Als der Pfarrer am andern Tage davon hörte, bedauerte er zwar seinen Bruder nicht, sagte vielmehr, es wäre ihm recht geschehen; aber er verbannte den Geist für hundert Jahre an das Gestade der rothen See.

575.

Glockenläuten.

Mündlich.

Zwischen Ursel und Maldeghem trifft man noch zuweilen auf alte Mauern. Da stand zu Zeiten des Helden Julius die Stadt Ursel, welche eine Bevölkerung hatte von 36,000 Seelen. Noch hört man häufig, besonders in der Christnacht, die Glocken der ehemaligen Hauptkirche läuten; diese sind nämlich versunken, und kein Mensch weiß, wo.

576.

Hellegat.

Mündlich.

Bei Ronsse lag ein Höllenloch; es ist nun zugeworfen und die Straße führt darüber. Ein anderes findet sich in der Gegend von Dendermonde; auch heißt ein

Dorf Hellegaten. Von diesen Löchern hat man sich ehedem viel erzählt. Man hat auch viele Hellenwege, auf denen es spukt.

577.

Der Pfaffen Kirchweg.

Mündlich.

So heißt ein Weg, der von einem ehemaligen Tempelhause nach Ronsse führt. Er läuft gerade durch den Hof des Notars von Somerghem. Nachts geht es daselbst um, und jeden Morgen findet man das große Hofthor des Notars offen stehen, man mag es so fest verriegeln, als man will. Ein Schäfer erkühnte sich einst und blieb Nachts wachend, um zu sehen, was denn eigentlich da umginge. Lange hatte er schon mit gespannter Büchse im Fenster gelegen, denn er wollte auf den Umwandler schießen; meinte, das wäre ein Dieb oder schlechter Mensch, weil jeden Morgen auch das eine oder andere Stück Geflügel weg war. Um zwölf Uhr just hörte er, wie sich die Riegel am Hofthore verschoben, und paff! schoß er los. Zu gleicher Zeit aber stand ein baumlanger Mann vor ihm und packte ihn beim Nacken; in der fürchterlichsten Angst schrie er: „Jesus, Marie, helft!" und im selben Augenblicke verschwand der Mann. Seitdem hat es keiner mehr gewagt, dem Spuk aufzupassen.

578.

Sankt Martins Sieg.

Mündlich von C. van den Houte.

Vor Zeiten trug es sich zu, daß die Bewohner von Assche in Brabant sich einen Patron wählen wollten.

Dazu ſollte nun ein recht tüchtiger Heiliger gewählt werden, und damit man um ſo ſicherer gehe, rief man ſämmtliche Bewohner von Aſſche zuſammen. Da wollten nun die Einen Sankt Peter haben; die Anderen dagegen ſprachen: „Nein, der iſt zu alt, wir ſind für Sankt Martin, der ein kräftiger junger Mann iſt und gut zuhauen kann.“ Der Zwiſt dauerte lange und wurde von beiden Parteien mit der größten Heftigkeit geführt; wäre gar am Ende in Schlägerei und Mörderei ausgelaufen, hätte nicht ein kluger Mann den Vorſchlag gemacht, daß alle ſich nach der Kirche begeben und dort ſeines weitern Rathes gewärtig ſein ſollten. Das thaten die Einwohner gern. In der Kirche angekommen, beteten ſie die beiden Heiligen aus dem Himmel herunter und ließen ſie ſich auf den Altar ſetzen. Aber da begann der Zank von neuem, denn die Alten ſprachen: „Sankt Peter hat die Schlüſſel des Himmels“; wovon die Jüngern nichts wiſſen wollten, indem ihnen der Kriegsruhm Martini beſſer gefiel. Da ſprach der kluge Mann wieder: „Kommt, laßt uns beide in einen Brunnen werfen, wer dann zu längſt oben ſchwimmt, der ſoll unſer Patron ſein.“ Deß waren alle zufrieden, und ſie warfen die beiden Heiligen in einen Brunnen. Da ſchrieen die Jüngern Sankt Marten zu: „Marten, Muth, halt dich oben, halt dich oben!“ Und ſo geſchah es auch; Marten hielt ſich zulängſt oben und Sankt Peter ſank unter, und ſomit wurde Sankt Marten Patron von Aſſche und blieb es bis zum heutigen Tage.

579.

Warum die Juden kein Schweinefleisch essen.

Mündlich von Fr. C..s.

Als unser Herr Jesus Christus noch auf Erden lebte, da kam er einst auch durch Flandern, und da standen einige Dutzend Juden zusammen, die schon lachten und spotteten, als sie ihn in weiter Ferne erblickten. „Wartet", sprach einer von den Juden, „wir wollen doch sehen, was es ist mit seinen Wundern, und ob er auch gut rathen kann." Und damit setzten sie einen von sich unter eine Tonne; und als Jesus nun herbeikam, fragten sie ihn: „Sage uns doch, was sitzet in dieser Tonne?" — „Das will ich euch wohl sagen", antwortete Jesus, „das ist ein Schwein." Darob lachten die Juden und meinten, Jesum gefangen zu haben, und hoben die Tonne auf; aber was machten sie für Augen, als ihr ehemaliger Kamerad in Gestalt eines Schweines unter wüthendem Gegrunze der Tonne entschlüpfte und einer Heerde anderer Schweine zulief, die eben vorbeikam. Da liefen die Juden nach und meinten, ihren Gesellen wiederzunehmen, aber sie konnten kein Schwein von dem andern unterscheiden, so gleich waren sich alle. Und noch heute essen die Juden kein Schweinefleisch, weil sie fürchten müssen, einen Abkömmling jenes Schweines zu tödten und zu verspeisen.

580.

Der Höllenpütz zu Melden bei Audenaerde.

Mündlich.

Unter allen Glockenspielen haben die Schiffer auf der Schelde seit Menschengedenken kein schöneres gekannt,

als das von Melden. Der Teufel wurde aber neidiſch darüber, daß die vielen Glöckchen ſo oft ein Lied zu Gottes Lobe ſpielten, und gedachte, den Meldenern die Freude zu verderben. Während eines ſchrecklichen Unwetters fuhr er wüthend in den Kirchthurm, erfaßte daſelbſt die beſte von allen Glocken und führte ſie mit ſich weg; am Thurme ſelbſt war nicht das mindeſte beſchädigt, und keiner merkte eher etwas von dem Streiche, als bis die Uhr ſchlug und man natürlich hören mußte, daß die ſchönſte Glocke mangelte.

Viele Hirten inzwiſchen, die auf den umliegenden Weiden ihr Vieh hüteten, hatten alles ganz genau beobachten können. Sie hatten geſehen, wie die Glocke mit Gewalt aus dem Thurme geriſſen und in die Luft geſchleudert worden war, von wo ſie blitzesſchnell in die Schelde hineinfuhr: an der Stelle, wo ſie unterſank, hat ſich ſeit dem Augenblicke einer der gefährlichſten Strudel gebildet, die man im Fluſſe trifft; viele Menſchen und Böte ſind ihm ſchon zum Opfer gefallen, und das Volk nennt ihn den Höllenpütz. Wenn es recht donnert und wettert, dann hört man noch heutzutage die Glocke aus der Schelde her läuten; nach einigen ſoll es Sankt Martens Glocke geweſen ſein.

581.

Geiſtermeſſe.

Mündlich von Fr. C.

Eine Frau von Hofſtade ging eines Morgens früh aus und wollte nach der Stadt. Ihr Weg führte ſie an einer alten Kapelle vorbei, die nun ſeit zehn Jahren abgebrochen iſt, und da ſah ſie Licht darin. Sie ging alſo hinein und fand die Kirche ganz voll Geſtalten

mit weißen Tüchern ums Haupt; als sie noch so daſtand und ſchaute, kamen drei Prieſter aus der Sakriſtei und nahten dem Hochaltar; ein Küſter folgte ihnen mit Chorknaben, und die Geiſtlichen begannen die Meſſe. Sie gingen aber nicht dabei wie gewöhnliche Menſchen, ſondern ſchwebten nur leicht über der Erde; auch ſahen ihre Gewänder gar verblichen aus. Da faßte die Frau ein ſchreckliches Grauſen und ſie wollte aus der Kirche, aber die Thüre war geſchloſſen und ſie mußte darin bleiben. Als die Meſſe nun aus war, zerrannen die Prieſter in Luft, die Kerzen erloſchen und all die weißen Geſtalten ſchwanden; zugleich ſchlug es auf der Kirchenuhr eins.

Als der Küſter Morgens aufſchloß, fand er die Frau halb todt vor Schrecken und Angſt an der Thüre liegen.

582.

Das abgeriſſene Leichentuch.

Mündlich von Fr. C.

In Geeraerdsbergen wohnte vor langer Zeit eine Frau, die ſich vor nichts fürchtete. Dieſe kam auf Dreikönigenabend, wo man die Runde macht im Städtchen, um Geniever zu trinken, über den Friedhof und ſah daſelbſt eine lange Geſtalt neben einem Grabſteine ſtehen, die ein weiß Tuch umgeſchlagen hatte. „Ah", ſprach die Frau, „ihr wollt mich bange machen, doch das gilt nicht; kommt einmal her mit dem Tuche." Und mit den Worten riß ſie der Geſtalt das Leintuch ab und — es ſtand ein gräßlich Gerippe vor ihr. Sie wollte das Tuch hinwerfen und entfliehen, aber das Linnen war wie an ihre Hand gezaubert, und ſie mußte ſich endlich entſchließen, mit dem Tuche wegzulaufen.

Am andern Morgen war ihre erſte Sorge, dem Pfarrer alles zu beichten und ihn um Rath zu fragen, was ſie wohl anzufangen hätte. Da ſprach der Pfarrer alſo: „Das Tuch müſſet ihr dieſe Nacht um zwölf Uhr dem Todten wieder umhängen, aber er wird euch den Hals brechen, wenn ihr nicht ein unſchuldig Kind auf dem Arme mit euch traget.“ Deß war die Frau froh, und ſie ging Nachts um zwölfe zitternd und bebend auf den Kirchhof: da ſtand der Todte wieder an dem Grabſtein und lachte zuerſt; als er aber das unſchuldige Kind auf ihren Armen ſah, knirſchte er mit den Zähnen und verſchwand, nachdem die Frau ihm das Tuch eben umgehangen hatte, mit ſchrecklichem Geprasſel.

583.

Speiſen in Schlangen verwandelt.

Mündlich von Fr. C.

Zu Wachelen ſah man noch vor zwanzig Jahren ein Schlößchen, worauf kein Menſch ſich zu wohnen getraute; weil es ſo erſchrecklich darauf ſpukte. Das ſchrieb ſich aber von der folgenden Geſchichte her.

Es mögen nun fünfzig bis ſiebenzig Jahre ſein, da lebte in dem Schlößchen ein ſehr reicher und höchſt wollüſtiger Herr, der all ſeine Zeit nur mit irdiſchen Dingen und ſündhaftigem Treiben verſchwendete und des Ewigen nimmer gedachte. Einſt hatte er wieder mehre Tage nach einander dort getafelt und geſchwelgt, und doch war ihm noch eine Menge der köſtlichſten Speiſen übergeblieben. Die hätte er nun wohl einem armen Menſchen geben können, der daran ſeinen Hunger geſtillt hätte; doch das that er nicht, ſondern er ſchloß die Speiſen in den Keller und zog gleich nachher mit ſeinen

Freunden und vielen ſchlechten Weibsbildern nach der Stadt. Da blieb er einige Tage und kehrte alsdann wieder nach dem Schlößchen zurück. Bald gedachte er der Speiſen im Keller und ſtieg hinunter, um dieſelben zu holen; aber kaum hatte er die Thüre des Kellers aufgemacht, als er ſah, wie der ganze Boden von Schlangen wimmelte. Da faßte ihn fürchterliche Angſt und er wollte entfliehen, aber die Schlangen krochen ſchnell auf ihn zu, umringelten ihn und ſogen ihm das Blut aus, ſo daß er ſein Leben elendig laſſen mußte. Als ſeine Diener ihn nicht zurückkehren ſahen, gingen ſie ihm nach, doch eilten ſie bald wieder zurück, als ſie die Tauſende von Schlangen ſahen, die um ſeinen Leib ringelten. Seitdem ſtand das Schlößchen leer, und keiner der Umwohner hätte es für alle Schätze der Welt gewagt, dort eine Nacht zuzubringen. Später hat die Familie es abreißen laſſen.

584.

Alvina.

Mündlich.

Wenn der Wind ſo recht heult und pfeift, dann ſagt man in Weſtflandern: „Hör', Alvina weint." Alvina war nämlich eine ſchöne Königstochter, welche wegen einer Heirath von ihren Eltern verwünſcht wurde, ewig umherzufahren. Es gibt über die Sage ein altes Volkslied, von dem ich jedoch nur wenige Strophen erhalten konnte. In demſelben heißt es unter anderm:

Ik voel dat ik moet gaen
Vliegen in de winden
Zoo lang de wereld ſtaet
En nooit geen trooſt meer vinden.

Adieu Kinders, lieve vruchten!
Adieu Man, die de oorzaek zijt,
Un moeden moet voor eeuwig zuchten!

585.

Rothſelchen.

Mündlich.

Auf den großen Flachsfeldern in Flandern findet man ein Kräutlein, deſſen hellgrünes Blatt mit vielen rothen Fleckchen wie beſäet iſt; darnach heißt man es auch Rothſelchen. Davon geht die Sage, es habe unter dem Kreuze geſtanden und ſei von des Heilandes Blut darauf geſpritzt, welches ſich auch ſpäter nicht mehr habe abwaſchen laſſen, noch durch Regen, noch durch Schnee.

Anmerkungen.

Digitized by Google

2. **Die heilige Fahne und die ſtählerne Krone.** Winſemius gedenkt der beiden Güter nicht im Texte ſeiner Chronik, doch hält Friſo's Bild auf Fol. 6 die Krone in der Rechten und die Fahne in der Linken. Eine andere heilige und wunderkräftige Fahne beſchreibt Cromer im 8. Buche ſeiner Historia Poloniae Fol. 209.

7. **Walcheren.** Der Belus ſcheint auf celtiſchen Grund der Sage hinzuweiſen, aber manche der niederländiſchen Chroniciſten nehmen ihn, wenn ſie gerade keinen andern Götternamen zur Hand haben: iſt er ihnen doch ſchon aus der Bibel bekannt. Zudem iſt eine celtiſche Niederlaſſung auf Walcheren, dem Hauptſitze des Cultus der Nehalennia, deren Altäre dort, umgeben von Reſten eines heiligen Haines um 1648 wiedergefunden wurden, höchſt unwahrſcheinlich.

12. **Hengiſt und Horſa.** Der Anfang findet ſich ausführlicher an der angeführten Stelle der Mythologie Jacob Grimm's.

15. 16. **Radbod.** Eine im Munde des Volkes in Belgien noch heute lebende Verſion ſagt, der „Heidenkönig" habe gefragt, wo ſeine edeln Vorfahren wären, und auf des taufenden Apoſtels Antwort, ſie wären in der Hölle, geſagt: „Dann will ich lieber bei ihnen, den Edeln, ſein, als bei dem gemeinen Volk, denn eurer Lumpenchriſten iſt doch kaum einer edel."

17. Vgl. B. Baader in Mone's Anz. 1834. c. 314. Nr. 60: Der Wiedertäufer und ſein Gott.

19. **Pferd weckt eine Quelle.** Auch dem Hufſchlage des achtfüßigen Sleipner Odins entſprang ein Born. Vgl. andere Sagen bei Gr. Myth. 526.

23. **Der Schwan des Herrn von Arkel.** Daß die Ableitung des Namens von dem des deutſchen Herkules nicht von mir iſt, muß ich wohl nicht erinnern. So viel mir bewußt, war die Sage bisher noch wenig bekannt.

29. **Die erſte Kirche in Dordrecht.** Die Stelle, wo Kanut der Heilige den Märtyrertod ſtarb, bezeichnete auch ein plötzlich aufſpringender Quell. Saxo gramm. XIII. ed. par. 1514. Fol. 127.

31. **Des Papſtes Antwort;** erinnert an Diocletian.

34. **Graf Arnold III. von Holland läßt einen Brunnen quillen.** Eine ähnliche Sage geht von Karl dem Großen um; auch von Karl V. wird Verwandtes erzählt in „De heerlyke en vrolyke daeden van Keyzer Carel V."

37. Bischof Conrads von Utrecht Tod. Beim Baue der antwerpner Kathedrale soll der cölner Meister Appelmann gleichfalls auf eine Quelle gestoßen sein, die nur mit Ochsenhäuten zu stopfen war. Ist dieß ein letztes Opfer, dem alten Gotte zur Sühne gebracht?

38. Vgl. 139, 172, 543; 20, 90 und 116.

Hier darf ich wohl mit Recht noch einmal auf die so viel besprochene Frage über die Sage von den Weibern von Weinsberg zurückkommen. Der geniale G. Schwab, der, so viel ich weiß, zuletzt ein Wort über dieselbe sprach, läßt es unentschieden, dabei jedoch höchst zweifelhaft, ob Weinsberg wirklich und mit Recht die herrliche That für sich in Anspruch nehmen könne. (Wanderungen durch Schwaben im maler. und romant. Deutschl. S. 38.) Diese Zweifel werden bedeutend verstärkt durch das Wiederfinden der Sage in Niederdeutschland, wozu noch der Umstand kommt, daß sie hier einem in allen Städten und Städtchen und Dörfern gefeierten Volksfeste zu Grunde liegt. Auch ist es hier nicht blos Eine Stadt, welche sich den Ruhm zuspricht, solch treue Weiber in ihren Mauern gewiegt zu haben, es streiten sich mehr denn zehn darum. Wie dem aber auch sei, die Sage bleibt immerhin auf deutschem Grund und Boden und kein anderes Volk mag ihr eine ähnliche zur Seite stellen. — Keinesfalls kann ich übrigens Schwab beistimmen, wenn er meint, die Sage sei erst durch Adlzreiter in den Mund des Volkes gekommen. „Eine Mittheilung durch Schrift kommt bei dem Volke kaum vor und ist (in Bezug auf Märchen und somit auch Sagen) nicht denkbar", sagen die Gebrüder Grimm in der Einleitung zu den Kinder- und Hausmärchen (XXVI) und darin wird ihnen jeder beistimmen, der das Leben der Sage und des Märchens mehr in der Nähe beobachtete. Sonder Zweifel bestand die Sage von der Weibertreu schon manch Jahrhundert vor der Belagerung von Weinsberg und werden fernere Nachsuchungen sie auch noch unter andern deutschen Stämmen wiederfinden lassen. Für jetzt kann ich nur noch an den buchstäblich gleichen Ausgang des 94. Märchens der Grimmschen Sammlung erinnern, welches die verdienstreichen Sammler in Zwehrn hörten. (2. Aufl. 2. Th. S. 57.)

41. Des Storches Dank. Vgl. 333.

44. Der Hontsdam. Das Städtchen Dam führt darum auch noch einen Hund im Wappen. Vgl. Oudegherst, Annales de Flandre ed. Lesbroussart. I. p. 458 u. 459.

48. Wie die Predigerherren zuerst nach Utrecht kamen. Steht auch in der Grimmschen Sammlung unter Nr. 489 und in E. Weiden's Cölns Vorzeit. Bei dem Letztern findet sich noch der Umstand, daß des Kaisers Schalksnarr seine Mütze auf einen Baum geworfen hatte und heraufkletterte, sie zu holen; bei der plötzlichen Verwandlung aber saß er zwischen einem Fenstergitter festgeklemmt. Noch einige andere hübsche Sagen vom „Bruder Albrecht" finden sich zerstreut in ältern niederdeutschen Werken; ich werde sie später anderswo mittheilen. Behandelt wurde die vorliegende Sage unter andern von Carl Egon Ebert. Eine ähnliche Sage von Faust theilte Baader in Mone's Anzeiger 1838. c. 226. Nr. 27 mit.

50. Steht gleichfalls in den meisten andern Chroniken von Flandern und Brabant. Nr. 440 der Grimmschen Sammlung setzt Karl den Großen an Cäsars Stelle. De Grieck, der Verfasser des flämischen Volksbuches „De heerlyke en vrolyke daeden van keyzer Carel V." hörte dieselbe Sage aus dem Munde eines alten Mannes Karl V. zugelegt. Er gibt derselben S. 183 die folgende Ueberschrift:

Carel, die voert kroon en staf,
My de vryheyd wedergaf.

und führt S. 184 diese Reime als auf dem Halsbande eingeschnitten an:

Den keyzer Carel kwam my in het bosch te vangen,
Liet my in vryheyd gaen, maer met dit schrift behangen.

Der Hirsch soll hundert Jahre später wiedergefangen worden sein. Plinius zufolge soll auch Alexander der Große gefangenen Hirschen goldne Halsbänder mit Inschriften umgehängt haben. Verwandt ist die Sage von Kaiser Friedrich und dem Karpfen zu Kaiserslautern (Grimm Nr. 295), und mehr noch die von dem Bassa von Suez, der einem Delphin ein Plättchen anhängen ließ mit der Inschrift: „Ahmed Abdallah, Bassa von Suez, hat dir das Leben und diese Gabe geschenkt im 720. Jahre der Hegira." (Kircher, Mund. subterran. I, l. 2. c. 13. S. de Vries, Wonderen en Wondergevallen. S. 538.)

51. Frau Schwana. Zu vergleichen ist Sophia van Heusden Nr. 30 und Anm. zu Nr. 117.

53. Antwerpen. Offenbar von hohem Alterthume. Julius ist Julius Cäsar. Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts schrieb man noch Handwerpen oder Hantwerpen. Ueber dieß Werfen als alten Rechtsgebrauch vgl. Grimms Rechtsalterth. 55 ff. — Adde Anz. 1834, 155.

57. König Brunehaut. Der ist wohl nichts anders, als die bekannte Brunechaldis oder Brunehilt. Die erwähnten Heerstraßen sind römisch: sie danken der Frankenfürstin nur ihre Herstellung. Ein Stein bei Hollain heißt auch der Stein Brunehaut, oder andern zufolge Brunestein. Es ist eine gewaltige Masse, die noch 15 Fuß über der Erde steht; mindestens ebensoviel mag noch unter der Erde stecken. Ich versuchte eine Deutung des Namens Brunestein als Wodansstein in den Bülletins der brüsseler Academie, Tome VIII, no. 11. Recherches sur des traces de l'ancien culte germanique dans les Pays-Bas und im ersten Hefte meiner Wodana: der Beiname Bruno des Odhin brachte mich darauf.

59. Jupille. „Imperator eris, cum APRUM occideris", sagte das Druidenweib zu ihm. Aper hieß aber auch der Praefectus praetorii, der den Numerian ermordete.

65. Lyderik de Buck. Nach Dudegherst gebiert Frau Ermengard an einer Quelle und legt das Kind beim Nahen der Knechte Finards hinter einem Busche nieder, wo der Einsiedel es später findet; er trägt es mit sich nach Hause, und da kommt eine Hindin und bietet dem Knäbchen ihre Brüste. Ebenso wird der Schwanritter mit seinen

Geschwistern gefunden und aufgezogen, s. Nr. 117. Diese Wendung erinnert an die Erzählung der Vilkina-Saga von Siegfrieds Geburt. Wie Frau Ermengard in unserer Sage, so ist in der nordischen Sisilia in Noth und Lebensgefahr im Walde und in der Nähe eines Wassers, wie jene am Quell; beide Helden werden von Hindinnen gesäugt; jenen findet und benamt der Einsiedel Lyderik, diesen der Schmied Mime; beide werden im Walde erzogen:

inn einen finstern than,
Darin zoch jn ein meyster biß er ward zu eym man.

Wie Lyderik den Riesen, so erschlägt Siegfried den Drachen. Daß diese Berührungspunkte inzwischen nur höchst leicht sind, will ich nicht verhehlen.

Dudegherst verlegt die Geschichte unter die Regierung Dagoberts. — Die Gründung der brügger Liebfrauenkirche fällt dem Chronicon Sti. Bavonis zufolge in das Jahr 801. — Bei andern heißt Lyderiks Mutter Yolente, Tochter eines Ruthenerfürsten.

66. Lyderik und Idonea. Andere nennen Lyderiks Frau Rothilde.

67. Lyderik läßt seinen Sohn hängen, Dudegherst zufolge enthaupten.

68. Karl Martell. Der verstorbene Raepsaet schrieb eine treffliche Abhandlung, worin er Karl Martell glänzend von der Anklage rechtfertigt, die unsere Sage auf ihn wälzt. Sie trägt den Titel: „Defense de Charles Martel contre l'imputation, d'avoir usurpé les biens ecclesiastiques et nommement les dimes", und ist gedruckt Gent 1806.

71—75. Nebst dem bekannten deutschen Volksbuche „Die vier Haimonskinder", geben uns die niederdeutschen und französischen Volksbücher und Gedichte vom Ritter Malagis ausführliche Erzählungen von dem wunderbaren Rosse Bayard. In Belgien spricht Dendermonde sich vor allen die Ehre zu, in den Romanen, in welchen Bayard vorkommt, zu figuriren. „Urbem hanc antiquitus Dordonam appellatam, Tungrorum annales ferunt", sagt Lindanus de Teneraemonda. Antv. 1612. p. 1 und Sanderus sagt dasselbe in seiner Flandria illustrata. Col. 1641. T. I, p. 593: „Credibile hanc urbem ante Caroli magni aevum fuisse, quo tempore Haymonem, Teneraemundae comitem, Vorsiam Tungrorum regis filiam duxisse eius gentis annales tradunt". Foppens sieht dagegen in Dordona das alte Dortmund (Mém. pour servir à l'hist. littér. des Pays-Bas). Daß der Volksroman Frau Aye, Karls des Großen Schwester, als Frau Haimons angibt, ist bekannt. — Wie es nun auch mit Dordona und Dendermonde stehen möge, so viel ist sicher, daß nirgend Roß Bayard bekannter ist, als in der letztern Stadt. Man bewahrt dort auf dem Rathhause einen ungeheuren Koloß, der dieß Roß vorstellt und in festlichen Aufzügen, von zweiunddreißig durch reiche Decken versteckte Männer getragen, herumgeführt wird. Vier Bursche in Harnischen sitzen darauf: es müssen durchaus vier Gebrüder sein; ein Fiedler schreitet dem Rosse vor. An den Häusern der Notabilitäten der Stadt hält es still und dreht sich einmal rund. Auf dem Markte

stehen mehre kleine Kanonen auf verschiedenen Stellen aufgepflanzt, die auf Bayard schießen; nach langem Kampfe aber siegt er und kehrt unter Jubelrufen nach dem Stadthause zurück. Während des ganzen Tages hört man nur das folgende Lied singen und spielen:

't Ros Beyaert is verheven,
hy heeft hem in 't vier begeven;
en 't Ros Beyaert is een peerd
met 'nen strick om sin n steert.

d. i. Roß Bayard ist (hat sich) erhoben, es hat sich ins Feuer begeben; und Roß Bayard ist ein Pferd mit einem Stricke um den Schwanz. Der letztere ist nämlich bei vier Ellen lang und besteht aus einer Menge von Roßschweifen, die mit einem Stricke zusammengebunden sind. Der sehr künstliche Kopf des Rosses soll durch einen zum Tode verurtheilten Gefangenen verfertigt sein und dieser sich durch das Werk Leben und Freiheit gewonnen haben. Der flämische Dichter van Duyse, dem wir sehr schätzbare Beiträge zur Geschichte von Dendermonde verdanken, theilte Stadtrechnungen aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts mit, in denen des Rosses gedacht wird. Auch Mecheln und Brügge haben ein Roß Bayard, welches jedoch viel kleiner ist, als das von Dendermonde.

80. Herkenbal. Ich gab die Sage wörtlich nach Coremans, der sie aus dem Volksmunde geschöpft. Bei Cäsarius wird sie ganz anders erzählt und erhält noch einen wunderbaren, christlichen Schluß. Ihr Held heißt dort Archembaldus, Arkembaldus, bei Thomas Cantipratensis Erchinbaldus. Des Cäsarius Wendung bleibe für die deutschen Sagen zurückgelegt.

84. Gilles de Chin. Seitdem ich die Sage niederschrieb, hatte ich Gelegenheit, ihr weiter nachzuspüren, und fand sie bis in ihre kleinsten Züge genau übereinstimmend mit der Drachensage von Rhodos, die Schiller'n zu seinem „Kampf mit dem Drachen" begeisterte; nur soll der Drache eine Jungfrau in seiner Höhle gehabt haben. Schon früher soll Gilles de Chin durch das Tödten eines auf ihn zustürzenden Löwen ausgezeichnet und berühmt geworden sein. Balduin IV. liebte ihn so sehr, daß er lange nicht in den Zug gegen den Drachen willigen wollte, er ließ sich aber endlich durch des Ritters Flehen überwinden. Den Kopf des Drachen zeigt man noch heute auf der Bibliothek von Bergen (Mons). Das Gemälde, dessen in der Sage gedacht ist, ersetzt ein viel älteres, welches eine sehr dienstwillige Person zu Zeiten der französischen Räubereinfälle verbarg und später als entkommen ausgab. Noch ist eine lebensgroße Statue des Ritters übrig, die ehedem auf dem Grabe lag; er erscheint in ihr gepanzert und gehelmt, im Waffenrocke, das Schwert in der Scheide an der Seite hängend und mit gefaltenen Händen. Sein Schild liegt über dem Schwerte und trägt eine Inschrift; ein Hund ruht zu seinen Füßen. Diesen letztern ausgenommen, stimmt die Statue ganz zu der Todesart des Ritters, der zu Rollecourt von einem Lanzenstiche schwer verwundet gestorben sein soll. — Die Martyrologien von St. Gislen haben unter dem 12. August ein „Obit de Gilles de Chin"; dieß Anniversarium wird noch jährlich begangen.

Sollte ich noch die Anmerkung hinzufügen dürfen, daß vor wenigen Jahren sich ein belgischer Gelehrter bemühte, in einer sechzig Octavseiten langen Abhandlung zu beweisen, daß der Drache nie existirt habe? Das Buch trägt den Titel: „Recherches historiques sur Gilles Seigneur de Chin et le Dragon. Mons 1825. — Des erinnert an den mit Urkunden unterstützten Beweis des Archivs des historischen Vereines für den Untermainkreis (III, 3, S. 186—190), daß die Stiftskirche Haug trotz allem, was die Volkssage erzähle, bis auf den letzten Heller bezahlt sei, und daß ihr Baumeister nicht vom Teufel geholt worden, sondern zu Hause ruhig und christlich in seinem Bette gestorben sei. (S. Baader im Anzeiger 1838. c. 429.)

Sebast. Bottin gedenkt unserer Sage ausführlich in seiner köstlichen Abhandlung „Tradition des dragons volants dans le Nord de la France", die in den Archives historiques du nord de la France et du midi de la Belgique (T. I, p. 97) erschien.

86. **Wie Graf Balduin den Teufel heirathete.** Von Ed. Duller zu einer anziehenden Novelle benutzt im Rheinischen Taschenbuche dieses Jahres.

100. **Der zitternde Haselnußbaum.** Der Mittheiler entnahm die Sage einem Tagblatte und wandelte — warum? begreife ich nicht — die ursprüngliche Linde in einen Haselnußbaum.

105. Die letzten Worte von S. 160 stimmen merkwürdig zu der Sage von der Abstammung der Hunnen bei Jornandes, De rebus geticis c. 24. ed. H. Grotii p. 643. — Diese Sage von dem Ursprunge der Riesen scheint Strabo auch gekannt zu haben; wenigstens bemerkt er zu Genesis 6, 2—4: Videntes filii Dei filias hominum etc. „Non est credibile, ab hominibus, sed a quibusdam daemonibus, qui mulieribus sunt improbi, huiusmodi homines i. e. gigantes esse procreatos." Diese daemones können wohl keine andern sein, als die, von welchen der heilige Augustin, De civitate Dei XV, c. 23 sagt: „audisse confirmant, Sylvanos et Innos, quos vulgo incubos vocant, improbos saepe exstitisse mulieribus et earum appetisse et peregisse concubitum"; Isidor in der Etym. 8, c. ult.: „quem vulgo incubonem vocant, hunc Romani Faunum dicunt"; also wieder die Waldleute (wie die Grimm des Jornandes immundi spiritus per eremum vagantes übersetzen D. S. Nr. 377), von denen die Hunnen herstammen. So nennt auch Plinius das Mahrreiten „faunorum in quiete ludibrium". Vgl. auch Anm. zu Nr. 249—254. Mythol. 272 ff.

Baernewycks Quelle für die Sage war Jacques de Guyse, der sie wieder aus dem verlornen Lucius von Tongern schöpfte.

Ueber die Strafe des Aussetzens in steuerlosem Schiffe, der wir auch schon unter Nr. 18. S. 27 begegneten, vgl. Jac. Grimms Rechtsalterthümer 701.

107. **König Gambrin.** Der eifrige und verdienstreiche Geremans, dem die deutsche Geschichtforschung so viel zu danken hat, theilte vor einiger Zeit höchst interessante Notizen über diesen mythischen König in den Bülletins der königlichen Geschichtscommission von Brüssel mit (Tome V, compte-rendu no. 3). Wir entheben denselben die

folgenden Reime, die sich auf deutschen Bildern des „ruhmgekrönten und unsterblichen Wohlthäters des gute Trünklein liebenden Theiles der Menschheit" finden sollen.

Gambrinus im Leben ward ich genannt,
Ein König in Flandern und Brabant,
Aus Gersten hab' ich Malz gemacht
Und das Bierbrauen daraus erdacht:
Drum können die Herren Brauer mit Wahrheit sagen,
Daß sie einen König zum Meister haben;
Trotz, komm' ein ander Handwerk her
Und zeig' uns dergleichen Meister mehr.

Weihe's „Sagen der Stadt Stendal" zufolge, muß sich in einer Brauerei dieser Stadt ein sehr altes Portrait unseres Monarchen finden. Das Riesenbild von Cameryk trägt, Coremans zufolge, den Namen Gambrivius; ebenso macht eine holsteiner Sage Gambreev zu einem Riesensohn. In Franken sitzt er am 1. Mai bei Gräfenberg mit den alten Frankenkönigen um den Teufelstisch; in Irland ist er König der Zauberer.

Wäre nicht an Gambara zu erinnern?

108. **Abkunft der Westfriesen.** Wie verliert sich der Name Frouwa in diese Sage? Es wird nicht gesagt, daß Friso seine Frau mit sich führte, als er mit seinen Colonisten in fremde Lande zog. Der nordischen Freya Gemahl, Odur, reiste auch in die Ferne, und sie fand ihn trotz alles Suchens nicht wieder.

110. **König Arthur.** An Kaiser Karl im Unterberge, Desenberge, Kiffhäuser u. s. w. braucht wohl nicht erinnert zu werden. Auch in Spanien findet sich eine verwandte Sage. Auf dem Sonnenberge bei Grenada sieht man ein tiefes Loch: dahinein ist der unglückliche Boabdil-el-Chico verwünscht. Jedes Jahr am Vorabende von Sankt Johann verläßt er, gefolgt von seinem Hofe, die Höhle und besucht die Alhambra, die alsdann ihre alte Gestalt wieder annimmt. Er wird noch einmal wiederkehren, um Spanien von neuem den Mauren zu gewinnen. W. Irvings Alhambra. Wanderung durch die Berge.

112. **Amalberga.** Als die Heilige von Materen weg wollte und ans Wasser ging, nach einem Schifflein zu schauen, kam ein großer Stör auf sie zu; sie setzte sich auf dessen Rücken und der Fisch schwamm mit ihr bis gen Temsche. Zu einem Wahrzeichen läßt sich noch jedes Jahr um den Festtag Amalberga's bei Temsche ein Stör sehen, den die Fischer fangen und zu ihrer Kapelle bringen. Anders ist im ganzen Jahre kein Stör in der Gegend zu finden. Vgl. auch die Anm. zu Nr. 570.

114. **Schloß Bouillon.** Diese Sage wurde mir, ganz wie sie vorliegt, übersandt; ich erkannte zu spät erst, daß sie unächt ist.

117. **Der Ritter mit dem Schwan.**

Ich theilte die Sage genau nach dem Volksbuche mit. Dieß scheint jedoch durch die Hand Maximillans van Eynatten, der all diese Bücher so gräulich verstümmelte, auch gelitten zu haben; wenigstens theilen die beiden Grimm in ihren Deutschen Sagen II, S. 291

einige Umstände mit, die dem Volksbuche fehlen, oder sich in demselben anders finden. Dahin gehört die Frage der Beatrix, wie es möglich sei, daß eine Frau zwei Kinder haben könne von Einem Manne? und Oriants Antwort, daß mit Gottes Gnaden eine Frau sieben Kinder auf einmal von ihrem Manne empfangen könne. — In dem Volksbuche und somit auch in unserer Sage wird Beatrix beschuldigt, einen Ritter geworben zu haben, der den König vergifte; dagegen heißt es viel natürlicher bei Grimm, daß Beatrix mit einem Hunde Umgang gepflogen habe. Daß solche Dinge zu den Zeiten Alba's — auf dessen Canonisation man wohl nächstens von Belgien aus antragen wird — und der heiligen Inquisition — gegen die ein Wort zu sprechen, einem crimen laesae maiestatis in Belgien gleich steht — anstößig waren, ist wohl nicht schwer zu begreifen. Somit darf es uns auch nicht auffallen, daß man in Belgien bisher an eine neue und gute Ausgabe der alten Volksbücher noch nicht denken durfte; sie kämen in den ersten acht Tagen in den Index; wenigstens würde von allen Kanzeln herab gegen dieselben gepredigt.

Eine der Schwansage in Bezug auf die unheilvolle Frage der Frau des Schwanritters verwandte Sage theilt Ulrich Molitor in seinem Tractatus de pythoricis mulieribus im 6. Cap. aus des Vicentius Speculum naturale 3 mit. S. mallei malefic. ed. Francof. 1600 II, p. 58; ed. Lugd. 1669. II, p. 29. Ich lasse sie nach Molitor folgen. „Decanus quidam sacerdotum cum sorore ducis Burgundiae, regi Siciliae Rogerio desponsata, aliquamdiu regnum inhabitans, ibi certissime comperit, quod natabat juvenis quidam strenuus et natandi arte peritus circa crepusculum noctis lucente luna in mari balneans, mulierem post se natantem per crines apprehendit, tanquam unum ex sociis, qui eum vellet mergere, eamque alloquens, nullum verbum extorquere potuit, opertamque pallio in domum duxit et tandem in sororem solemniter accepit. Increpatus aliquando a socio quodam, quod phantasma accepisset, expavescens arripuit gladium, minatus in conspectu eiusdem mulieris, filium quem ex ea susceperat, interfecturum, nisi illa loqueretur, et diceret, unde esset. „Quid, inquit; vae tibi misero, utilem perdis uxorem, dum cogis affari. Tecum essem et tibi bene foret, si iniunctum mihi silentium tenere permisisses: nunc autem deinceps me non videbis"; et mox evanuit. Puer autem crevit et marinum balneum frequentare coepit. Tandem una dierum phantastica illa mulier coram multis eundem puerum in eisdem fluctibus occurrentem rapuit, quem si verus filius fuisset, mare ad littus expellere debuisset."

Bis heute blieb „De Ridder met de Zwaen" eins der beliebtesten Volksbücher in Niederdeutschland. Für eine sehr große Verbreitung der Sage spricht außerdem noch die ungemeine Menge von Orts- und Familiennamen, welche mit ihr in Verband stehen. So gibt es mehre Orte, die Schwanenburg heißen; Schwanenpfuhl, Zwanepoel, Schwanenbach, Zwanebeke, Zwanevliet, etwa Schwanenfluß, findet man jeden Augenblick. Dabei gibt es fast keine Stadt, die nicht eine Zwanestraet, Zwanegang, Schwanenstraße, Schwanengang, hätte ꝛc. Wasser-

land (Waterland) führt einen Schwan im Wappen. Tausende von Wirthshausschildern und Wetterfahnen zeigen den edeln Vogel.

Besonders aber in Valenciennes, dem Schwanthal der Sage, erhielt sich das Andenken an ihn frisch. Der Schwan im Wappen der Stadt ging auch in den Schild der ehemaligen Rosenkranzgesellschaft über, wo er silbern von Rosen umschlungen erglänzte. 1548 am 13. Mai schenkte der Fürst der Freude in derselben Stadt, an dem nach ihm genannten, jährlich gefeierten Feste, denjenigen, welche vor dem Stadthause, wo er Mittag hielt, ihre Späße machten und Spiele aufführten, einen silbernen Schwan, vier Stüber Tournois an Werth.

Ein ähnlicher Preis findet sich schon ein Jahrhundert früher in Ryssel (Lille). 1453 den 17. Februar nämlich gab Philipp der Gute dieser Stadt ein Fest und Herr Adolf von Cleve ließ ein Turnier ausrufen, auf dem der wackerste Ritter von den als Richterinnen urtheilenden Frauen einen goldenen Schwan empfing, der mit einer goldenen Kette gefesselt war, an deren Ende ein Rubin funkelte. Der Ritter hieß dann der Schwanritter.

Vgl. Mone im Anzeiger 1834, 149 ff.

120. Die Hühnerfresser von Audenaerde. Es möchte schwerlich eine Stadt oder ein Städtchen in Flandern geben, dessen Einwohner nicht einen ähnlichen Spitznamen führten. Mone gab einen Theil derselben in dem Anzeiger 1835, S. 299; ihm folgte J. de Saint-Genois in dem Messager des sciences et des arts de la Belgique. T. VI, p. 19 und später Willems im Belgisch Museum 1839, S. 99. Hier noch einige andere dieser Spottnamen zur Probe: Speerbrecher von Ryssel — Weißfüßler von Aelst — Schläfer von Veurne — Senfesser von Ostende — Kaninesser von Dünkirchen — Nußkracher von Orchies — Lügner von Aerdenborch — Platte Gesellen von Sleedingen — Gänsetreiber von Laerne — Großsprecher von Tourhout — Kesselflicker von Middelburg u. s. w.

121. Die Krüge Jacoba's von Bayern. Vgl. Wodana I, XIV. Die Finnen werfen drei Steine hinter sich, es scheinen Arngrim ebensoviel Berge. Saxo gr. V. f. 50.

> Fer cineres, Amarylli, foras, rivoque fluenti
> Transque caput iace: ne respexeris.
>
> Virg. Bucol. ecl. VIII, 101.

> Stans in aqua, retro tergum aquam proiecit.
>
> Delr. 374.

125. Isabellenfarbe. Eigentlich dauerte die Belagerung Ostende's nur acht Monate.

128. Trazegnies. Nach andern sprach die Edelfrau zu dem Weibe: „Wie ist es möglich, daß ihr zwei Kinder von Einem Manne haben könnet?" worüber das Bettelweib erzürnt die Verwünschung ausrief. — Eine ganz verwandte Sage geht auch über den „Ursprung der Welfen". Vgl. Grimm D. S. Nr. 513, nur gebiert Irmantrud in derselben zwölf Kinder.

129. Die Zwillinge auf dem Helme der Markgrafen von Trazegnies. Eine ähnliche Sage muß am Rheine umgehen. War

es nicht der edle Brömser von Rüdesheim, der eine Frau aus dem Orient seiner ersten Frau zufügte?

130. Herr von Falkenberg. Ein Spiel um die Seele kommt auch in Nr. 179 vor.

131. Margarethchen von Limburg. In der pfälzer Urschrift ist der Roman viel weiter geführt, doch sollte alles Fernere nicht späterer Zusatz sein? Das Räuberhaus mit gedecktem Tische kommt gar häufig in den Märchen vor; vgl. u. a. die Grimmsche Sammlung Nr. 27, I, 141; III, 50. Gleich darauf finden wir eine unsern Nummern 245, 246, 247 und 381—386 eng verwandte ächt belgische Sage. Der Schluß erinnert an Hirlanda.

132. Der Freitagmarktkeller zu Werwick. Das Reimchen kehrt mit verändertem ersten Verse wieder in Nr. 214. In Beurne stecken die Kinder den Finger durch das Schlüsselloch der Kirchhofthüre und rufen:

Grip, grap, gru,
Wilt gi mi biten,
Bit mi nu.

Sie ziehen aber schnell zurück, ehe sie die letzten Worte aus dem Munde haben; anders, meinen sie, bisse der Teufel ihnen den Finger ab.

133. Jan von Nivelle. S. die Anm. zu Nr. 265. Eine dritte Version wird mir eben und ich werde sie in den deutschen Sagen mittheilen.

136. Die Mutter des heiligen Ludger. Sobald das Brunnenmädchen in le tre cetre des Pentamerone (Gr. K.-M. III, 367) des irdischen Wassers genossen hat, bleibt es bei dem Königssohne und steigt nicht mehr in den Brunnen zurück. Umgekehrt darf Proserpina nicht zur Erde zurück, weil sie von der Unterwelt Speise genoß.

141. Johannisäpfel. Auf ähnliche Weise stößt der Papst im Tannheuserliede seinen Stab in die Erde:

Der Papst hat einen Stecken weiß,
Der war von dürrem Zweige:
„Wann dieser Stecken Blätter trägt,
Sind dir deine Sünden verziehen."

Desgleichen that auch Sankt Guido von Anderlecht, als der Engel ihm auf dem Felde erschien. Vgl. auch Gr. D. S. 180. K.-M. III, 254.

143. Der Fuß des heiligen Remaclus zu Spaa. Vgl. Gr. D. S. 180, 184, 227, 235. Baader im Anz. 1838, 41 — 1839, 62, 10.

144. Der Fuß des Pferdes des heiligen Capratius. Vgl. Körners Harrassprung; desgl. Nr. 318.

147. Das Kirchfeld zu Poucke. Vgl. Mone's Anz. 1834, 308, 45.

148. Der Mönch von Afflighem. Dieselbe Sage knüpft sich bekanntermeise noch an viele andere Klöster, u. a. an das von Heisterbach bei Bonn. Eine Bearbeitung der des letztern Ortes von P. W. Mosblech findet sich in L. Lersch's Bonn und seine Umgebung in Bildern und Liedern. Bonn, König. S. 45.

152. Der wiedergefundene Ring. Vgl. Baader im Anz. 1838, 54. Anm. 2.

154. Sankt Paul zu Gammerage. Folgende Beschwörung dient zur Weihung der Salzkügelchen: Ce fut par un lundi au matin, que le sauveur du monde passa, la sainte vierge après lui, monsieur Saint Jean, son pastoreau, son ami, qui cherche son divin troupeau, qui est entiché de ce malin claviau; de quoi il n'en peut plus a cause des trois pasteurs, qui ont été adorer mon sauveur redempteur Jesus-Christ en Bethléem, et qui ont adoré la voix de l'enfant. Hier spricht man fünf Vaterunser und fünf Ave Maria.

Mon troupeau sera sain et joli, qui est sujet à moi et aux miens. Je prie Madame Sainte Gertrude et Madame Sainte Geneviève, qu'elles me puissent servir d'amies dans ce malin claviau ici. Claviau banni de dieu, renié de Jesus-Christ, je te commande de la part du grand dieu, que tu aies a sortir d'ici, et que tu aies a fondre et confondre devant le sel et devant moi, comme fond la rosée devant le soleil. Très glorieuse vierge Marie et très Saint-Esprit! Claviau, sors d'ici, car dieu te le commande aussi vrai, comme Joseph Nicodème d'Arimathie a descendu le precieux corps de mon sauveur et redempteur Jesus-Christ de l'arbre de la croix: de par le père, de par le fils, de par le Saint-Esprit.

Digne troupeau des bêtes a laine, approchez vous d'ici, de Dieu et de moi: Voici la divine-offrande de sel, que je te présente aujourd'hui: comme sans le sel rien n'a été fait et par le sel tout a été fait, comme je le crois de par le père, de par le fils, de par le Saint-Esprit.

O sel, je te conjure de par le part du grand dieu vivant, que tu me puisses servir a ce que je pretends, que tu nous puisses preserver et garder nos troupeaux de claviau, rogne, gale, pousse, de pousset, des gobes et de mauvaises eaux. Je te commande, comme Jesus-Christ mon sauveur a commandé dans la nacelle, lorsque ses disciples lui dirent: „Seigneur, reveillez vous, car le mer nous effraye.“ Aussitôt le seigneur s'éveilla, commanda à la mer de s'arrêter; aussitôt la mer devint calme. Commandé de par le père, de par le fils, de par le Saint-Esprit. Amen.

Bei Keyssler, Antiquitat. selectae finde ich S. 493 Folgendes: „Impia plane est Venedorum tractus Wustroviensis consecratio, qua pecora fascino oculorum adflicta, wenn ein bös Aug beim Vieh gewest, lustrant sequentibus verbis:

Twee Hogen efft dij beseen,
Dre Hogen scholt dij weer gut seen.

Id appellant, das Vieh böten.“

Ich füge noch drei andere Beschwörungen zu aus Felic. Malleoli tractatus de exorcismis: 1) Ob das sey, daß Maria Magd oder Jungfrau ein Kind Jesum gebahr, so komme diesem Thier das Blatt ab, im Namen des Vatters, des Sohnes u. s. w.

2) Christus ward geborn,
Christus ward verlorn,

Christus ward gefunden,
Der gesegnet diese Wunden.
Im Namen des Vatters u. s. w.

3) Ich beschwere euch Würme bey dem Allmächtigen Gott, daß euch diese Statt oder Hauß als vnmähr seyn, als vnmähr Gott ist der Mann, der ein falsch Vrtheil spricht und ein rechtes kan, Im Namen des Vatters u. s. w.

155. **Das heilige Kreuz zu Gammerage.** Auf gleiche Weise taucht man jährlich die Reliquien des heiligen Domitian zu Huy in eine daselbst springende Quelle, aus welcher er einen Drachen vertrieben haben soll, der sie vergiftet hatte. Sankt Winnock's (zu Winnocksbergen) Leib oder vielmehr den Reliquienkasten, der ihn umschließt, senkte man alle Jahre in den die Stadt bespülenden Fluß. Grammaye, der uns das berichtet (in seinen Antiquitatibus Flandriae Winomontium 151), sagt dabei, man dürfe hier nicht an Aberglauben denken und fügt eine Legende zu, die im Ganzen wenig Ansehen von Aechtheit hat und auf den ersten Blick als ein Mönchsmärchen erscheint, welches zur Erklärung des Warum eines aus dem Heidenthume herübergenommenen Gebrauches fabricirt wurde. Wer dächte hier nicht an den Wagen der Nerthus, über deren Baden im heiligen See uns Tacitus so willkommene Nachricht gab? Myth. 152 ff.

156. **Das ungetaufte Kind.** In Belgien herrscht nämlich noch heute der christlich fromme, sehr löbliche und schöne Gebrauch, die ungetauften Kinder, Selbstmörder, ohne Buße gestorbenen Hingerichteten, Protestanten und zuweilen auch Freimaurer an einem wüstliegenden Plätzchen des Friedhofes, oder auch außerhalb desselben, zusammen in die Erde zu scharren. Wie wohl und ruhig muß der gute Katholik hier schlummern! Welch ein schrecklich Loos haben wir deutschen Katholiken dagegen nach unserm Hingang! O Aufklärung! — Vgl. Joa. Moschius in der Pract. spiritualis c. 88 und Evagrus Pontensis l. 4, c. 35, die eines heiligen Einsiedels Thomas gedenken, der mehre Male seinem Grabe entlief, weil man ihn neben einige unfromme Menschen beerdigt hatte. Auch Anzeiger 1839, 536. Nr. 72.

165. **Das Christusbild zu Maestricht.** Auf ähnliche Weise wuchs im Kloster der weißen Frauen zu Cöln ein Christusbildchen aus der Wand einer der Zellen. S. J. C. Wolf Heliotropen. S. 3.

167. 168. **Maria zur Eichen.** Hier Einiges über andere Marienbilder an Eichen.

Zu Houdtbeverle hing vor Menschengedenken ein Liebfrauenbild an einer Eiche. Wichmann 280 — B. M. V. in Scheutveld ad quercum collocata ibid. 322 — U. l. V. am Ochsenwege zu Zoutleeuw „ad quercum ibidem pendula fuit reperta" ibid. 457 — Nostra domina de Kortenbosch quercui erat imposita. Herdegom diva virgo candida p. 234 — Nostra domina in quercu Jesu in silva Soniensi. ibid. 244 — Stabat in via Gelam versus annosa quercus et in ea divae Virginis statua. ibid. 261 — u. s. w. In der Nähe der quercus Jesu stand eine quercus diabolica. Weiteres über den Gegenstand werden die Anmerkungen zu den deutschen Sagen bringen.

169. 170. So erzählt eine chinesische Sage; als der Held Comp eine Flotte zum Kriege gegen einen benachbarten Inselfürsten habe ausführen sollen, wären die Schiffe nicht von der Stelle zu bringen gewesen. Da habe der Held sich umgeschaut, die Ursache des Wunders zu finden, und gesehen, daß die heilige Jungfrau Noem auf dem Vordertheile gesessen. Nachdem er ihr in Ehrfurcht genaht, sie um Rath und Hülfe angefleht, und sie diese zugesagt, seien die Schiffe plötzlich flott geworden. Gonz. Mendoza, Histor. chinensis lib. II. cap. 2.

Auch Balders Schiff konnten die Asen nicht von der Stelle bringen, als sie dasselbe ans Land ziehen wollten, um in ihm des allbetrauerten Gottes Leiche zu verbrennen; Hirrokin, die Riesin, vermochte das allein. Snorro, Daemesaga 43.

171. U. l. Fr. von Lebbeke. Von unzähligen andern Kirchen erzählt man ebenfalls, daß die Muttergottes durch einen Seidenfaden derselben Länge und Breite bestimmt habe. — Der geopferte Flachs wird zum Vortheile der Kirche öffentlich versteigert und in kleinen Bündelchen dem Meistbietenden zugeschlagen. Da man das dafür ausgelegte Geld nur als Opfer ansieht, so bieten Begüterte mitunter ganz unmäßige Preise. Dieß Flachsopfer erinnert an Frau Holla, die altgermanische Göttin Holda. S. Grimm D. S. Nr. 5. Mythol. 166.

172. U. l. Fr. von Scherpenheuvel. Aus der Eiche wurde eine zahllose Menge von Muttergottesbildchen geschnizt, die alle miraculös sind. Justus Lipsius und Erycus Puteanus geben von diesem Liebfrauenbilde ausführliche Nachrichten.

177. Das Sandthor zu Mecheln. Auf ähnliche Weise heißt es im „Bruder Rickel" (Nr. 55 der D. S. von Grimm): „Das haben nicht alle Teufel, sondern ich mit meinem Bruder Rickel gethan", der Teufel hatte nämlich einen Kahn aus dem Wasser auf einen Baum geschleppt.

178. Das alte brüsseler Thor zu Mecheln. Vgl. Nr. 205, wo die Riesen den Steinen ihre Finger eindrücken. S. auch Anm. zu 143. 144 und Nr. 460; Anzeiger 1834, 91, 3.

179. Schach dem Teufel. Vgl. 130. Herr von Falkenberg, wo Engel und Teufel um die Seele spielen. Und wer dächte hier nicht an „die Schachspieler" unseres Moritz Retsch!

180. Der Höllenbrunnen zu Dendermonde. Eine andere Sage über denselben s. Nr. 463. Vgl. 576, 580.

181. Eierkuchen am Charfreitag gegessen. Hier ist zu bemerken, daß man in Belgien, wo man, wie ein Landsmann sagt, noch katholischer als in Rom ist, am Charfreitage nicht nur kein Fleisch, wie bei uns in Deutschland, sondern selbst keine Butter, Eier, Milch, Käse noch Fett essen darf. — Vgl. Anzeiger 1838, 475, 57.

182. Teufelsmauer. Vgl. die Nr. 193 der Grimmschen Sammlung. Der Teufel will darin die Donau zumauern, wie hier die Hoegne. S. auch ebend. Nr. 188. 189. Myth. 574.

183. Ameil-a-l'oeil de Lexhy. Die folgende verwandte Sage findet sich bei Caesarius heisterbac. dist. III, c. X. ed. Tissier in biblioth. patrum ordin. Cisterciens. p. 55. In der Abtei Prüm (in

der Eifel) lebte ein Scholastiker, Namens Johannes, dem hatte ein Weib versprochen, sie werde die Nacht zu ihm kommen. Sie kam jedoch nicht, wohl aber der Teufel in ihrer Gestalt. Am andern Morgen dieselbe Frage, wie in unserer Sage. Er entgegnet, daß er das wohl wisse, indem er sie sehr gut kenne. Sie offenbart sich als der Teufel und der Mönch verwundert sich höchlich darüber und spricht ein schamloses Wort. Vom Ausreißen des Auges wird nicht gesprochen. Vgl. die Sage von Balduin und dem Teufel Nr. 86.

184. **Der Teufel pflügt.** So pflügt nur Gefiona (in der ersten Dämesaga der Snorroniana) mit den vier Stieren aus Jotunheim.

186. 187. Aehnliche Sagen gehen noch von einigen zwanzig Scheunen in Belgien umher. In der von dem Teufelsdach zu Hamelghem spricht der Teufel: „Willst du deine Scheune wieder aufgebaut haben, ich kann das, aber dann mußt du mir das erste Söhnlein geben, welches deine Frau gebären wird." Auch ist es hier — dürfen wir der Emancipation (1834, 13. November) trauen — nicht der Teufel eigentlich, der die Scheune zu bauen sich erbietet, sondern ein klein schwarz Männchen und viel tausend andere ganz kleine Männchen — also wohl Kobolde oder Zwerge — arbeiten in der Nacht an dem Gebäude. Das offen gelassene Loch soll der Scheune jedoch nicht im mindesten schaden: es mag regnen und hageln, kein Tröpfchen Regen, kein Körnchen Hagel kann hindurch.

Im Ganzen ist der Gang der Sage durchaus gleich dem der eddischen Erzählung von dem Schmiede, der den Asen eine Stadt zu bauen sich erbietet, dieselbe auch vollendet bis auf die Thore, die er, durch Loke's List der Hülfe seines Pferdes Svadilfare beraubt, nicht vor dem Ablaufe der bestimmten Frist fertig bringen kann. Sn. 36. Man vgl. auch „die Hahnenkräh" in H. Gödsche's schlesischem Sagen-, Märchen- und Legendenschatz, 1. Heft. Grimm D. S. 181. 183. 188 (207). — Verwandt ist auch die Sage vom unvollendeten Kloster: G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben. S. 23.

193. **Der Teufelsstein bei Namür.** Dieselbe Sage haftet auch an dem Steine in Stavoren. Vgl. Nr. 33 und Grimm Nr. 289.

197. **Die ungetaufte Glocke.** Vgl. Nr. 461 u. ff.

Es gibt noch manche andere ähnliche, die mir jedoch erst nach dem Drucke der vorliegenden Sammlung zukamen.

199. **Das Höllenloch zu Cameryk.** Auf das flammenumgebene Schloß möchte besonders aufmerksam zu machen sein: Brunhilde's Palast ist auch flammenumwacht.

204. **Hünengräber.** Eine sehr fleißig ausgearbeitete Abhandlung über dieselben erschien von Westendorp in den Annalen der leydener Gesellschaft. Schade nur, daß der Verfasser sich nicht mehr Mühe um die an den gewaltigen Massen wuchernden Sagen gab. Die beiden unter 205 mitgetheilten sind die einzigen, die sich in dem Werke finden und die Van den Bergh daraus entlehnte. Mag es darum wohl wundern, daß Westendorp zu keinem Resultate kam?

206—211. Vgl. Grimm Nr. 29—45, 147—154.

208. Kabotermannekens zu Herſelt. Auch die Zippeneſſen ſollen ihre alten Leute alſo lebendig vergraben haben. Vgl. auch Schütze, Holſtein. Idiotikon I, 267. Rechtsalterth. 486 ff.

212. Witte Juffers und witte Wijven in Frießland. Vgl. Olaus Magn. hist. III, c. 9, 14.

213. Kludde. (Sprich Klödde.) S. die Anm. zu Nr. 487 ff.

214. Oſſchaert. Ebenſo hängt ſich der „Nachtgeiſt zu Kendenich" (Gr. Nr. 79 und 145) auf der an ſeinem Sumpfe Vorübergehenden Rücken; auf ähnliche Weiſe reitet der Meeresalte in der 1001 Nacht auf Sindbad dem Seemanne (Sindbads 5. Reiſe). Caſſian kannte verwandte Geiſter und läßt uns fauni in ihnen ſehen. S. Collat. 7, c. 32, wo es alſo heißt: „Nonnullos immundorum spirituum (quos etiam faunos vulgus appellat) ita seductores et ioculatores esse manifestum est, ut certa quaedam loca seu vias iugiter obsidentes, nequaquam tormentis eorum, quos praetereuntes potuerint decipere, delectentur, sed de risu tantummodo et illusione contenti fatigare eos potius studeant, quam nocere. Alios esse furori ac truculentiae deditos, est manifestum, ut non sint contenti hominum tantummodo corpora, quos suppleverint, atroci dilaceratione vexare: sed etiam irruere super eminus transeuntes et affligere illos saevissima caede festinent." Vgl. auch über das Springen auf den Rücken Mone's Anz. 1834, 145. Nr. 8. — 1838, 222. Nr. 19; 369. Nr. 44. — 1839, 60. Nr. 2.

215. Klackaert mit ſeinen Ketten zu Cortryk. Hier und in der folgenden Sage bricht der alte Hausgeiſt und Kobold ziemlich hell durch. Das leckere Schüſſelchen iſt noch das dem freundlichen Geiſte dargebrachte Opfer, aber ſeine Bedeutung kennt das Volk nicht mehr; ebenſo ſchenkt der Müller dem Zwerge in Nr. 209 ein Butterbrot, ſetzt man der Königin Habundia Speiſen hin in Nr. 231 und dem Flerus in Nr. 216 ſeine Milch mit Zucker. Vgl. Gr. Nr. 71 und 73. Myth. 291.

216. Flerus. Der Charakter des Geiſtes ſtimmt wenig zu dem Weſen der Nixen.

217—223. Vgl. Gr. D. S. 49—79, 304—308. — Unten 507—514. Myth. 284 ff.

218. Der Neckerspoel in Mecheln. In Brüſſel iſt eine Neckerſtraße, in Gent ein Neckersgat. Ob Sagen über dieſe umgehen, weiß ich nicht.

232. Spukende Thiere. Außer den hier angeführten Thieren erſcheint beſonders häufig im nördlichen Holland das Pferd oder Füllen ohne Kopf. Wo blieb der Kopf? Sollte man hier nicht an das den Göttern zum Opfer aufgeſteckte Roßhaupt erinnern dürfen? Auch in der Alhambra geht ein Pferd ohne Kopf um. S. W. Irvings Alh. Wanderung durch die Berge.

233. Das erwürgte Kaninchen zu Cortryk. Vgl. Anm. zu 415.

234. Die goldene Ziege auf dem Schloſſe Logne. Auf dem Thurmberge bei Durlach ſpukt eine weiße Jungfrau mit Geißfüßen. Baader im Anz. 1838, 476. 5.

236. Der alte Bär. Ein verwünschter Bär bewacht den Schatz. Anz. 1834, 259. 23.

239. Die Nonne mit der Sau. Die Sage scheint unvollständig und ist wohl verwandt mit „Maria als Pförtnerin".

240. Pieters-Rode. Vgl. Gr. 277.

241. La bête de Staneux. Die Cour du coucou (wallonisch für cocu) ist eine Art von Sittengericht. Ich theilte eine Notiz über dieselbe in der Europa mit.

244. Ins Wasser geworfen. Es geht in Belgien anders noch folgende Sage über die Luftfahrten der Zauberer rund. Wenn ein Hexenmeister gern von einem Orte zum andern möchte und der Wind das merkt, dann spricht dieser: „Setz' dich nur auf meinen Schwanz." Ist der Wind hier Drache oder Vogel? Im letztern Falle wäre an den nordischen Aar Sn. 16 zu erinnern. — Vgl. Anzeiger 1834, 312. 56.

245. 246. 247. Verwandt mit dem Hexentanz Nr. 251 und Räderberg Nr. 278 bei Grimm. Eine ganz ähnliche Sage theilt Delrio in den Disquisitionibus magicis II, XXVI, 3. fol. 87 aus Avignon mit. Vgl. die Anm. zu 381 ff.; auch Gr. D. S. 174.

248. Die gefischten Steine. Wie das Weib hier auf der Muschel fährt und sich ins Meer senkt, so fahren niederdeutschem Volksglauben zufolge die Elfen, Zauberer und Hexen auf Eierschalen über Flüsse und Bäche. Vgl. 515. 572.

249—254. Der Mahrensagen gibt es besonders in Belgien eine unendliche Zahl. Man vgl. Nr. 80, 247, 248, 249, 428, 455, 404 der D. S. von Gr. 598 ff. und 609 der Mythol., auch was Olaus Magnus l. 3. c. 18 der Descriptio regn. septentrion. von den lappländischen Zauberern meldet. Mit 250 und Gr. 80, Myth. 612 hängt gleichfalls enge zusammen, was Plinius (7, 52) und Plutarch (in vita Romuli) von Aristäas dem Proconnesier erzählen, der auch, so oft er wollte, leblos dalag und dessen Geist alsdann „cervi effigie" aus seinem Munde schlüpfte. — Eine Hexe zu Brisach wurde gefragt, ob sie blos geistig, oder auch leiblich zu den Tänzen fahre? Sie antwortete: „Auf beide Weisen. Will ich nicht gerade leiblich hinfahren, dann lege ich mich in aller Teufel Namen auf die linke Seite zur Ruhe und es geht ein grünlich weißer Dampf aus meinem Munde; ich sehe dann alles, was in unsern Versammlungen vorgeht." Sprengers Malleus. P. II, qu. 1. c. 3. ed. Lugd. 1649. I, p. 115. — Vgl. Myth. 609. 612.

Wie wir überhaupt den Glauben an die Elben langsam auf die Hexen übertragen sehen, so finden wir dieß besonders wieder deutlich in der Mahr, in der auch Grimm mit Recht ursprünglich nur „eine den Schlafenden drückende reitende Elbin" sieht. Myth. 262. Es scheint übrigens, daß auch die männlichen Elben dieß Reiten nicht verschmähten, denn in den Sagen finden sie sich eben so häufig, wie die Elbinnen. So sah eine ehrsame Matrone einen schwarzen Kerl sich über einen Schläfer werfen (Heurn. De morb. cap. c. 30), und kennt man in der Mark neben der Mahr den Mahrt. Der schwarze Kerl fällt zusammen mit dem Nachtelfen, der in der Vilkina-Saga

als Vater des Högni erscheint, im Heldenbuche als der des Otnit. — Boethius erzählt (Hist. Scoth. 8) von einem Mädchen, zu der jede Nacht ein, wie sie glaubte, schöner Jüngling kam. Nachdem sie von ihm empfangen, offenbarte sie es ihren Aeltern; der Jüngling wurde beschworen und erschien als ein häßlich Ungeheuer. Ebenso beschwur Sankt Bernhard einen schönen Soldaten, der sich dann als Teufel zeigte. (Caesar. heisterb. III, 7.) Einen ganz verwandten Charakter haben die gallischen Dusii. „Quaedam enim foeminae a Dusiis in specie virorum, quorum amore ardebant, concubitum pertulisse inventae sunt.“ (Hincmar, De divort. Lothar. p. 654.) Die Aebtissin Madelaine de la croix bekannte, daß sie seit ihrem zwölften Jahre mit dem Satan verkehrt habe, der sie in Gestalt eines Mohren besucht. (Bodini daemonoman. 56.) Eine verwandte spanische Sage findet sich bei Dom Calmet, Dissert. p. 153.

Das leichte elbische Wesen der Mahr wird noch mehr bestätigt durch den Volksglauben, daß, wo die Mahr auf dem Kornhalme ausruhe, schwarzer Raden wachse, wo sie auf den Hopfenstengeln sich niederlasse, der Hopfen schwarz werde. Die Maerentakken entstehen ja auf ähnliche Weise. Sie sind merkwürdig nichts Anderes als Misteln, jene besonders bei den Galliern so heilige Pflanze, aus der die Alchymisten später das Aucupium solis zogen. (De Lobel, Kruydtboek 775.)

Die Mahren und Aehnliches hat Gott am letzten Wochentage erschaffen, aber es war schon Abend und er konnte sie nicht ganz fertig kriegen, sagt Wierus (De praest. daem. col. 34. l. 1. c. 6). „Et hinc est, quod fugiunt sabbathi sanctitatem, quaerentes montes et tenebrarum latibula, in quibus delitescunt usque ad finem sabbathi, et tunc revertentes infestant homines.“

In Belgien hat man folgende Beschwörung gegen die Mahr:

O Maer, gy lelyk dier,
komt toch dezen nacht niet weer:
alle waters zult gy waeyen,
alle boomen zult gy blaeyen,
alle spieren gerst zult gy tellen,
komt my toch dezen nacht niet kwellen *).

Da alle Hexenautoren und die meisten Theologen die vollständigsten Nachrichten über die Mahren liefern, so können wir uns füglich aller weitern Anmerkungen über sie enthalten.

Grimm hält den In- und Succubus für nicht deutschen Ursprungs. — Mir bekannte Namen der Mahr sind: Alp, Nachtmenlin, Schrotlin (Junius), Nachtweibchen, Nachtmutter, Nachtschrättele (Dasypodius), Trude, Trempe (Keißler), Bolworm (Tuinman, Spr. 305), Mahrt (Kuhn, Märk. Sagen), Nachttoggeli (Stalder).

255. Die Pferdemahr. Vgl. Gr. D. S. 80. Mythol. S. 381. „Abigunt eas *nymphas* (matres deas, mairas) hodie rustici osse capitis equini tectis iniecto; cuiusmodi ossa per has terras in rusticorum villis crebra est animadvertere. Nocte autem ad concubia

*) Dr. C. van Swygenhoven, dem ich diese Beschwörung danke, bereitet eben eine ausführliche Abhandlung über die Mahr zum Drucke vor.

equitare creduntur et equos fatigare ad longinqua itinera; illud namque datum *deabus* illis magisque, si rusticorum fabulis credimus, ut manentes loca peregrina adeant in equis manentibus, qui tamen viae labores sudore testantur. Nuper confabulatus mecum villicus aegerrime ferebat, equos suos proxima nocte exagitatos defluente per corpora sudore: causam cum quaererem, respondit iratus, mairam nocturnam equitasse.“ Cannegieter, Epist. de ara ad Noviomagum reperta. p. 25. Man ſollte faſt glauben, C. habe den Saxo grammaticus vor ſich gehabt; doch iſt daran wohl nicht zu denken. Ich ſchreibe noch eine Stelle aus Keyßlers Antiquit. selectae septentr. et celticae p. 501 hierhin, die mir nicht minder wichtig ſcheint: „Druden etiam in Franconia et Helvetia adpellantur sagae. Drütner, incantatores, magi. Figura pentagona, olim ὑγειας, sive salutis signum ⛤ (quod multis superstitionibus commaculant et nocte Stae. Walburgae sacra creta inscribunt stabulorum portis, ne Sagae et Druidae ad armenta et pecora penetrent) adpellatur Drudenfuß, pes Druidum.“ Dieſem Drudenfuße entſpricht genau der niederdeutſche Familienname Marevoet.

Geiler von Kaiſersberg kannte die Pferdemahr wohl, aber er glaubte nicht daran. „Die pferde, die etwan in den ſaiten hend ſtegreiff, strick und wollen und zeichen und ſpricht man, die heren haben es geritten, und iſt etwan, als het mans mit wachs betreift. Ich ſprich, daß es nüt iſt.“ Ameiſe. Bl. 42.

Vgl. 515; Anzeiger 1839, 307. Nr. 43, 2.

256. Wechſelbalg. Vgl. Gr. D. S. 81. 82. 87. 88. 99. 90. Anzeiger 1834, 92, 6. Myth. 263.

258. Die wilde Jagd. Oneerbaar dochters en vrouwen, die met prieſters misdoen, worden alle 's duivels jachtmerryen. Columbanus Branckr in dem Trooſt der zielen in 't vaghevier. S. 58. Eine andere Sage, die dieſen Volksglauben noch mehr beſtätigt, werde ich in meinen deutſchen Sagen mittheilen.

259. Des wilden Jägers Geſchenk. In Nr. 48 der Grimmſchen Sammlung iſt der Antheil am Fange ein Viertel von einem grünen Mooswelbchen.

260. Der ewige Jäger zu Wynendael. Vgl. 308. 309 bei Gr., wo noch andere Sagen vom wilden Jäger unter 171. 172. 270. 310. Mythol. 515 ff.

261. Der Feuermann. Vgl. Gr. 283. Myth. 513. Mone's Anzeiger 1835, col. 406. Nr. 25. 1838, c. 51, 1. — c. 223, 20. — 1839, c. 186, 40. Olaus Magn. III, c.

262. Irrwiſche getauft. Vgl. Gr. 276. Myth. 513. Siehe auch Nr. 521.

264. Der Schüler des Agrippa. Eine verwandte Sage erzählt Boiſtuceau in ſeinem Schadtboeck der hiſtorien I, 143 aus Caspar Peucer; ſie haftet an Boulogne. Da lebte nämlich einmal ein hochberühmtes Zauberweib, die ſich durch Tränklein aller Art ihr

Leben auf eine wunderbare Art verlängerte. Endlich aber kam ihr Stündlein doch und sie starb. Ein Zauberer, der wußte, wie viel Geld sie ihr Leben hindurch mit ihren Künsten gewonnen hatte, legte ihr eine Beschwörung unter die Schultern, wodurch ein Geist gezwungen wurde, in den todten Körper zu fahren und denselben zu handhaben, als wäre es ein lebender Leib. So merkte kein Mensch etwas von der Sache und ein jeder glaubte, die Zauberin lebe noch; der andere stand sich aber sehr wohl dabei. Endlich kam einmal ein fremder Zauberer, der viel von den Künsten des Weibes gehört hatte; der sah sie aber nicht sobald, als er sprach: „Ei, ihr Herren, wie könnet ihr doch so verblendet sein; das ist ja ein fauler und stinkender Leichnam." Als er diese Worte gesprochen, verlor die Beschwörung ihre Kraft und die Leiche sank hin. Vgl. auch Nr. 86.

265. **Des Agrippa Tod.** Auf den Bildern in Auerbachs Keller ist Faust auch von einem Hunde begleitet. Vgl. Nr. 133. Glycas erzählt auch von Simon dem Magier: „Habuisse canem alligatum cathenae in domus limine, devorantem eos, quotquot ad Simonem iniussi adire conarentur. Canis vero Petrum intrare iussit et humana voce Petrum adesse nunciavit." (Annal. p. 3.)

266. **Doctor Faust.** Das Reiten auf der Tonne ist auf einem der eben gedachten Bilder zu sehen. Das flämische Volksbuch verlegt die Geschichte ganz richtig nach Leipzig (S. 120). — Auch zu Cöln soll der Teufel mit Faust durch ein Fenstergitter gefahren sein. — Von dem Dormitorium des Klosters Maulbronn steigt man über mehre Dächer in ein ausgemauert Gemach, wo Dr. Faust gelebt haben und von wo ihn der Teufel geholt haben soll. Man zeigt noch die Blutflecken an der Wand. G. Schwab, Wanderungen durch Schwaben im malerischen und romantischen Deutschland. S. 29. Alpais konnte Lamberti Blut auch nicht wegwaschen. Nr. 64. In dem Saale der Abencerragen in der Alhambra zeigt man ein weißes Marmorbecken, dessen Boden blutrothe Flecken trägt, die nichts auszutilgen vermag. In dieß Becken sind die Köpfe der braven Abencerragen gefallen und die Flecken, das ist ihr Blut. Washington Irving, Märchen der Alhambra. Das Innere der Alh. — Als der heilige Clemens in Rom und Pisa zugleich die Messe las, hinterließ er in der Kathedrale der letztern Stadt drei Blutstropfen auf einem Marmorsteine, die zu einem Wahrzeichen noch heute zu sehen sind und nicht ausgelöscht werden können. Surius in vita. Vgl. auch Anzeiger 1839, 62, 8 — 1838, 226, 27. — Das Zusammenlesen des ausgestreuten Mehles findet manch Gegenstück in den Märchen.

267. **Das Bild des Erasmus von Rotterdam.** Eine ähnliche Sage haftet an der bamberger Wage (Gr. Nr. 294) und an dem „Kreuze in der Capitolskirche zu Köln". S. Simrocks Rheinsagen, wo eine schöne Bearbeitung der Sage von Kreuser sich findet.

268. **Die Lilie.** Verwandt mit 93 bei Gr. Auch die bekannte Erzählung des Apulejus von Sokrates abgeschnittenem und vermittelst eines Schwammes wieder aufgesetztem Haupte möchte anzuführen sein. Eine ähnliche Sage geht von Faust um. Ndd. Volksb. S. 136. — Vgl. Myth. 477 ff.

270. Die beiden Zauberer. Ein ähnliches Hörnerwachsenlassen wird dem Faust (Ndd. Volksb. S. 147) und dem mit Faust engst verwandten böhmischen Zyto (Dubrarius 2) zugeschrieben. — Unsere Sage ist an mehren Orten in Belgien bekannt; ich hörte sie unter andern in Meulenbecke, Soignee, Berchem und Ninove, und empfing sie schriftlich aus Zele.

271—273. Verwandte Sagen bei Gr. 114. 115. 116. 117. — Mone's Anz. 1835, coll. 311, Nr. 23. Hier noch eine andere Art zur Beschwörung des künftigen Geliebten, die ich eben mitgetheilt erhalte. Das Mädchen stellt sich vorm Schlafengehen mit dem Rücken gegen das Bett, bindet das Strumpfband vom linken Beine los und faltet es dreimal unter Hersagung des folgenden Sprüchleins:

Ik vouwe myn kousenband in dryen,
Jesuken van Maryen,
Wilt my dezen nacht bevryen,
Dat ik hem mag horen en zien,
Waer dat ik gebeel myn levenlang mée moet leven en sin.

Dann steigt sie mit dem linken Bein aufs Bett, zieht das rechte nach, legt das gefaltene Strumpfband unter das Kopfkissen und sich mit dem Kopfe darauf. In der Nacht sieht sie den Geliebten im Traume. Vgl. Nr. 412.

Verschiedene niederdeutsche Sagen von der Andreasnacht kamen mir zu spät zu; ich werde dieselben in meinen deutschen Sagen mittheilen.

275. Durchschlüpfen. Vgl. Myth. 597.

276. 277. Diebshand — Diebsfuß — Diebsfinger. Eine eng verwandte spanische Sage werde ich an anderm Orte mittheilen. Mehres hierher Gehörige findet sich bei Remigius l. II, c. 3 und 4. Man vergl. auch Caesar. heisterbac. dialogi miraculorum. l. 6. cap. 10. — K.-M. III, 318 — Myth. 606.

278. Der schützende Stein —

279. Zauberdegen. Vgl. Gr. 254. 255.

In S. de Vries' Satan in sijn weesen, aart, bedryf en guychelspel. Utrecht 1692. 1, S. 492 findet sich Folgendes: Man suche eine Hirnschale eines Gehangenen oder Geräderten, worauf bereits Moos muß gewachsen sein, und sobald man eine findet, merke man sich die Stelle, wo sie liegt, und gehe stillschweigend wieder weg. Andern Tags richte man den Schädel also zu, daß man das Moos davon abnehmen kann, thue das aber noch nicht; dieß muß nämlich geschehen auf einen Freitag vor Sonnenaufgang und spreche man diese Worte dabei:

„Ich N. N. bitte heute zu dieser Frist + dich meinen Herren Jesum Christ + der reinen Magd Mariä Sohn + du wollest mir beystehen auff diesem Plahn + und mir helffen binden aller meiner Feinde Hand + und wollest mir helffen zu reissen + ihr Stachel und all ihr Eysen + Jesu, Mariä Sohn + Hilf mir von diesem Plahn + im Namen des Vaters" u. s. w.

Dieß Moos binde man in ein Tüchel und lasse es sich ins Wamms nähen und zwar unter den linken Arm, aber so, daß man selbst nicht

genau wisse, wo es sitzt, dann kann man durch kein Messer, noch Degen, noch Kugel verwundet werden. Diese Kunst wird die passauische Kunst geheißen. In „Verhandeling der tooversiekten. Geschil van de schoot- en steekwonde. Geschil van de Wapensalve. Paracelsi vryе Konst"; welches Jonctys aus Sennertus übersetzte (Dordrecht 1638) findet sich nebst vielem andern auch Folgendes: Der Mensch ist unverletzbar, wenn er eine bleierne Kugel ein wenig im Munde kaut; wenn die Spitze des Degens im Feuer geglüht und mit Raute bestrichen, oder wenn das Schwert in die Erde oder in Brot gesteckt wurde. — Gegen silberne Kugeln vermag kein Umhängsel zu schützen.

Findet sich Jemand verwundet und ist die Wunde gefährlich, dann gehe er Abends zu einem Hühnernest und mache alle Eier darin schwarz. Am andern Morgen gehe er wieder hin, und er wird eins finden, welches wieder weiß ist. Das esse er, und er wird zur Stunde genesen. (De Vries o. c. 1. 493.)

Das Nothhemd (D. S. 254) heißt bei Delrio höllencamisol.

280. Liebespulver. 281. Liebeszauber. Ich nahm diese Aberglauben nur auf, weil sie noch heute hier und da in Belgien gefunden werden und sich eine Menge von Erzählungen auf sie gründen.

Limus ut hic durescit et haec ut cera liquescit
Uno eodemque igne, sic nostro Daphnis amore;

singt Virgil Bucol. ecl. VIII, v. 80 u. 81; und Ovid:

Devovet absentes simulacraque cerea fingit
Et miserum tenues in lecur urget acus.

Freilich ist hier an keinen Liebeszauber zu denken, doch liegt dieselbe Idee zum Grunde, wie in der angeführten Stelle Virgils und unserer Sage. — Vgl. auch Nr. 294.

282. Wettermachen. Vgl. 551, Gr. 250, Mythol. 615. Seneca schon kannte das Opfer eines Huhnes, um Wetter zu machen. „Illud incredibile Cleones fuisse publice propositos, *χαλαζοφύλακας*, speculatores futurae grandinis. Hi cum signum dedissent, adesse iam grandinem, quid exspectas, ut homines ad penulas discurrerent, aut ad storeas? Immo pro se quisque alius agnum immolabat, alius *pullum*; protinus illae nubes alio declinabant, cum aliquid gustassent sanguinis. Hoc rides? Accipe quod rideas magis: Si quis nec agnum pullumve habebat, quod sine damno fieri poterat, manus sibi adferebat et, ne tu avidas aut crudeles existimes nubeis: digitum suum bene acuto graphio pungebat et hoc sanguine litabat ..... Rudis adhuc antiquitas credebat, et attrahi imbres cantibus et repelli." (Natural. quaest. 4, 7.) Vgl. auch, was Olaus Magnus von den Lappen und Finnen erzählt, die Stricke mit drei Knoten verkauften: beim Lösen des ersten erhob sich sanfter, des zweiten stärkerer Wind, bei Lösung des dritten aber fürchterlicher Sturm. (Hist. de gent. septentr. III, 16.) Verwandt mit unserer Sage ist, was C. Stitillius aus den Epist. peruanis a. 1590. 1591 auszieht, wo von den Indiern gemeldet wird, daß sie den Schweiß eines Greises mit Gänseblut und dem Safte einer gewissen Wurzel vermischt in die Luft werfen, um Regen zu bekommen. — Das Con-

cilium braccarense verbot den Glauben an das Wettermachen: „Anathema ei, qui credit, aliquas immundas creaturas et tonitrua, et fulgura et tempestates et siccitates propria auctoritate facere.“ — Wurden Virgils, des Zauberers, Gebeine der freien Luft ausgesetzt, dann erhob sich (in Neapel) Sturm und Wetter. (Arnoldi chron. slavic. IV, c. 19. ed. Rein. p. 162.) — Um Regen zu bekommen, wirft man an vielen Orten Heiligenbilder (besonders die des heiligen Martin und Urban) ins Wasser. Ein Gleiches geschah mit einem Marienbilde zu Constantinopel (Vincent. spec. histor. l. 23, c. 147); ein darauf folgender Sturm zerstreute eine Flotte der Türken. Aehnlich lästerte die Besatzung von Marco ein Christusbild, als Ferdinand von Neapel die Stadt belagerte und es ihr an Wasser mangelte. (Pontani bellum neapolit. 5.) — Vgl. auch Nr. 352. Dicit enim Albertus, de proprietatibus rerum, quod salvia putrefacta, variis modis, ut ibidem ponit, si proiecta fuerit in fontem, mirabiles concitabit in aëre tempestates. (Sprengeri malleus malef. qu. II. ed. lugd. malleorum p. 9. c. 2.) Von einem Bronn, der, gewappnet angefallen, Donner und Regen sendet, meldet van Velthem in seinem Spiegel hostoriaal Boek III, c. 22. An den Mummel-, Wild- und Pilatus-See müssen wir wohl nicht erinnern. — „Stans in aqua, retro tergum aquam proiecit ... ante exortam mox grandinem visus est, lapidem ferire bacillo.“ (Binsfeld, Indic. 8.)

Dieß erinnert an eine andere Weise des Wettermachens, nämlich durch Umrühren oder Schlagen von Wasser in einer Grube. Vgl. darüber Remigius, Daemonolatr. I, 25 u. 29. Adde Grilland. II, 6. — Petr. Matth. decretal. tit. de malef. et incant. 7. — Petr. Gregor. Synt. iuris univ. l. 34. c. 11 u. 13. — Joa. ab Anan. de sortilegiis. c. 1. — Die Bulle Innocens VIII. vom 5. Oct. 1484 in der ersten Ausgabe des Sprengerschen Malleus. — Nideri formicarium de malefic. decept. c. IV. — Remig. III, 11 u. 12. — Capit. aquisgran. Carol. M. a. 789. c. 63. — II a. 805. c. 25. — Leget Wisigothor. l. 6. t. 2. 3. — Addit. II ad capit. Ludov. t. 18. — Saxo grammat. l. I, p. 17. V, p. 71. IX, p. 173. — Auch Pompon. Mela III, 6. Propert. l. IV, eleg. 5 u. s. w.

284. Zauberſalbe. Ingrediebamur noctu domos inimicorum et amicorum, etiam quandoque reserebantur nobis ianuae, dormientibusque parentibus arripiebamus infantes, quos cum ad ignem posuissemus, forabamus acu sub unguiculis et admovebamus labra, suctuque tantum sanguinis, quantum repleretur, extrahebamus. Hausti sanguinis pars deglutiebatur, pars adservabatur in pyxide ad conficiendum unguentum, quo nates abluantur, priusquam deferebamur ad ludum ..... Sopiuntur pueri ita, ut non sentiunt.“ Joa. Fr. Pici Mirand. Strix. p. 117. Aehnliches meldet Barth de Spina in seiner Quaestio de strigibus. c. 2, nur fahren die Hexen in Katzengestalt in die Schlafkammern. Vgl. auch Sprengers Malleus II, 1. 13. — Gr. D. S. 250. — Oben Nr. 256. — Myth. 604 ff.

286. Milch gestohlen. Vgl. Gr. Myth. 617. Dieselbe Sage fand Droncke in einer Handschrift aus dem Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrh. und theilte sie in Mone's Anzeiger 1836, c. 452 mit.

Vgl. Add II, (tit. 18) ad capit. Ludov. Lindenbrog. p. 1145. — Beſchwörungen gegen das Milchſtehlen ſtehen Anz. 1834, 278. 5. Myth. Beſchw. 36.

287. **Milch geſchlagen.** Die diebiſche Hexe zu entdecken, dient das Folgende: Man legt an einem Sonn- oder Feiertage der Kuh, welcher die Milch abgezaubert wird, die Hoſe eines verheiratheten Mannes auf den Kopf oder auf den Rücken und treibt das Thier aus dem Stalle und auf die Straße; es wird gerade auf die Wohnung der Hexe zugehen, mit den Hörnern wider ihre Thüre ſtoßen und ſo lange ſchreien und toben, bis ſie es durch andere Teufelskünſte zur Ruhe bringt. Sprengers Malleus II, 2. Vgl. Myth. 605.

289 u. 290 **Frau fällt vom Baume. Frau fällt aus den Wolken.** Vgl. Mone's Anzeiger 1835, col. 309, Nr. 19. — Remig. daemonolatr. III, 11 und 12.

292. **Zauberweib ertappt.** Verwandt mit 242. 243. — Vgl. 398. Wenn die Mädchen in Belgien ein Krötchen ſehen, dann heißt es: „Nehmt euch in Acht, das iſt eine junge Zauberin."

293. **Entzauberung.** Vgl. 119 und 120 der Grimmſchen Sammlung; und unten Nr. 404.

294. **Zauberei gehoben.** Vgl. Nr. 409 und die Anm. zu Nr. 281. Eine andere Art des Bleigießens zum ſelben Zwecke kennt Sprengers Malleus II, 2. Vgl. Paracels. de hyperph. morb. 5. Auch Operum omn. t. I, p. 24. II, p. 493. Gr. Myth. 618.

Vor Zauberei ſchützt auch, Brennneſſeln oder Fünffingerkraut bei ſich tragen (Dodonäi Herbarius 221); auch das folgende Mittel: „Man nehme eine der größten Haſelnüſſe, in die ein Wurm gekommen, ſo daß man das Loch deutlich ſehen kann. Nehme mit einer Nadel alles heraus, ſtopfe den Spiegel einer Pfauenfeder hinein, laſſe noch ſo viel Queckſilber hineinlaufen, bis die Nuß voll iſt. Stopfe dann das Loch mit Jungfernwachs zu, drehe die Nuß in ein Stücklein rothen Carmoſintafft; hänge ſie an den Hals." (J. Staricii Heldenſchatz. S. 479.)

295—299. Vgl. Gr. 159. 212; auch 9. 10. 123 u. a. m. Myth. 543. In Spanien geht eine Menge von Sagen über Schätze um, welche in den alten Schlöſſern durch die Mauren verſteckt worden. Washy. Irving, Märchen der Alhambra. Cap. 1. — „Ex his daemonibus (sc. subterraneis) quidam incubones sunt thesaurorum" ſagt Tritſem in ſeinem Liber quaestionum ad Maximilianum Caesarem, „quos avaritia mortalium in terra abscondit, et ne rursus perveniant in usus hominum, eos subducunt, furantur et custodiunt et quandoque de loco in locum transportant." Vgl. 295. Eine verwandte perſiſche Sage ſteht in der Chronographia Theophan. a. 408 und in den Annal. Glycae p. 4. Ich werde ſie anderswo mittheilen; eine Schatzſage von Maltha findet ſich in Dom Calmet's Dissertations sur les apparitions. p. 141 u. ff. Süddeutſche in Mone's Anz. 1838, 472, 51 — 1839, 185, 39 — 1834, 90, 2.

300. **Glücklicher Fund.** Vgl. Anz. 1838, 221, 17 — 1839, 176, 21.

302. Das Wappen von Westzaanden und Crommenye. Auf ganz gleiche Weise tödtete Bürgermeister Gryn von Cöln den Löwen, zu dem ihn zwei Pfaffen in eine Kammer stießen. Er ließ die Treuvergessenen dafür unter einem nahen Thore aufhängen und dieß bekam davon den Namen des Pfaffenthores. Adelheid von Stolterfoth behandelte diese Sage in einem schönen Gedichte. Sie findet sich außerdem auch in Weidens „Cölns Vorzeit" und in einer andern poetischen Behandlung in einem Feuilleton der Cölner Zeitung. Der nordische Freye steckt seine Hand zum Pfande in des Fenris Rachen. Snorro 23. 29.

306. Das Veen bei Zout-Leeuw. An die alte Sage von Philemon und Baucis braucht man wohl nicht erst zu erinnern; eben so wenig an die biblische Erzählung von Sodom und Gomorrha. Vgl. auch Gr. 45. der einkehrende Zwerg, dann 111, 112, 131. Eine versunkene Stadt, an deren Stelle ein See trat, kennt auch die Geschichte des jungen Königes der schwarzen Inseln in der 1001 Nacht. 25. Nacht. — Vgl. Mone's Anz. 1834, 534, 69.

309. Tempelgang. Der größte Theil der älteren Kirchen in Niederdeutschland ist der heiligen Walburga geweiht und fast jedes Mal heißt es, daß die Kirche auf der Stelle eines ehemaligen heidnischen Tempels stehe. In der Walburgakirche zu Veurne zeigt man, wie der gelehrte Abt van de Pütte noch neulich zu einer Abhandlung H. van de Velde's in den Annalen der alterthumsforschenden Gesellschaft von Brügge anmerkte, noch heutigen Tages die Stelle, wo die Heiden ihre Menschenopfer dem Gotte dargebracht hätten. — Vgl. Grammaye, Antverpia. p. 13. Goropii Atuatica pp. 101 u. 102, u. a. m. Grammaye spricht selbst von einer alten Göttin Walburg; ob wir ihm inzwischen darin Zutrauen schenken dürfen, bezweifle ich sehr. Die Riesin in Nr. 28 heißt Walberech.

313. Vor Gottes Gericht berufen. Vgl. Gr. 334. Hieronymus Drexelius theilt noch an zwanzig ähnliche Sagen in seinem Tribunal Christi mit, unter denen auch die von den letzten Templern. — Vgl. auch 1001 Nacht. Par. Ausg. 1842. II, 423.

314. Teufel fährt in des Todten Leib. Eine ganz verwandte Sage geht um von dem edlen Ritter ohne Furcht. — Vgl. Nr. 86.

317. Todte finden den Weg wieder. Verschiedene Sagen, deren ich jedoch nicht recht habhaft werden konnte, gründen sich auf diesen Volksglauben. Warum man gerade an den Kreuzwegen ein Vaterunser betet, ist wohl erklärbar: da halten die Hexen ihre Zusammenkunft, da ist der Ort, wo man den Teufel beschwören muß. Das Gebet aber scheucht allen bösen Spuk und — sagt das Volk — wird besonders auch gegen den Alf verrichtet (vgl. Nr. 484), der die Leute so gerne irre führt. Da wir eben am Begraben stehen, will ich noch einer nicht unwichtigen Sitte gedenken, die ebenfalls um Cortryk herum bis heute noch üblich ist. Stirbt ein Ehemann, dann muß sich die Frau bei dem Zuge zum Friedhofe rittlings oder vorne an das Fußende auf den Sarg des Mannes setzen; die vier nächsten Verwandten sitzen auf den Ecken des Wagens, der die Leiche führt,

und für sie sind auch vier Plätze neben dem Grabe freigelassen, wo sie bleiben müssen bis der Sarg eingesenkt ist. An andern Orten sitzt die Frau neben dem Sarge und hält eine Laterne in der Hand.

318. Der Todten Dank. Vgl. Gr 327. Andere verwandte Sagen finden sich in des Abtes Columbanus Brandr „Van den troost der zielen in 't vaghevier", S. 139 u. 141; im „Dobbelen Zielentroost", S. 58; eine spanische in Van den Bossche's „Catholyken Pedagoge", S. 103, u. s. w. Ich meine mich einer Sage zu erinnern, in der ein wunderbares Horn vorkommt, dessen Schall die Riesen aus den Hünengräbern ruft.

320. Die Todtenlade. Vgl. 272.

326 Der todten Wöchnerin Sorge. Aehnliches meldet ein dänischer Volksglaube. J. B. Rousseau schrieb ein hübsches Gedicht, in welchem er denselben zu einer Sage umwandelte. Vgl. Anz. 1838, 473, 52.

327. Der armen Seele Freude. Scheint mir fromme Umbildung einer mit 107 der Grimmschen Sammlung verwandten Sage.

336. Kappen an Sonnenstrahlen aufgehangen. Aehnliches wird auch von St. Goar erzählt.

337. Gerettete Unschuld. Der Eingang erinnert sehr an das Abenteuer vom Hasen (in dem Reinhart), der, krank sich auf der Henne Grab legend, im Schlafe Genesung erwarb und gesund aufstand. Ich halte die Sage für um so bedeutsamer, als sie sich gerade auf flämischem Grund und Boden, und somit im Vaterlande unserer Reinhartssage findet. Verwandtes berichtet uns Lodew. van Velthem im Spiegel historiaal IV, c. 57.

338. Die drei Schwestern. Es ist sonderbar, daß hier eben so wenig wie in Nr. 300 die Namen der Heiligen bekannt und genannt werden. — Eine Kirche der drei Marien fand sich vordem bei Lüttich; Dreibrunn (Troisfontaines) heißt ein sehr besuchter Wallfahrtsort in Belgien. Dieß alles und mehr noch der erbettelte Faden Garn läßt mich in den drei Schwestern, drei Jungfrauen und drei Marien nur die alten Nornen am Urdharbrunnen schauen; diese Ansicht kann nur gewinnen durch die vorhersagende Kraft der drei Brunnen.

339. Porallée. Vgl. Nr. 81 und Grimms Rechtsalterthümer 86—92. Aehnliche andere Sagen werde ich in den deutschen Sagen mittheilen.

341. Muttergottesbild blutet. Ueber das Aufhängen zwischen zwei Hunde vergl. Gr. Rechtsalterth. 685.

344. Maria als Pförtnerin. Ist auch in mehren alten Erbauungsbüchern aus Löwen gedruckt. Man findet die Sage übrigens an vielen andern Orten wieder. Cäsarius theilt sie gleichfalls in seinen Dialogis miraculorum distinct. VII, c. 33 mit; Tissier, der Herausgeber der Bibliotheca patrum ord. Cisterc. fand sie inzwischen der Art, daß er sie nur in gedrängtem Auszuge meinte drucken lassen zu dürfen.

345. Marienbild geht Prozession. Ein Marienbild von Dendermonde ging in einer Nacht aus dieser Stadt bis nach Luxemburg,

wurde auch am andern Morgen bestaubt und beschmutzt in der Kirche wiedergefunden.

347. Robert-Mont. Vgl. der Markgräfin Schleier. Gr. D. S. Nr. 498.

348. Der Bauern Kirchbau. Ein Huhn zeigt den Kirchplatz Anz. 1834, 148, 13.

350. Mattheken. Einigermaßen verwandt mit „Das Kreuzchen im Kloster der weißen Frauen zu Cöln" aus den Heliotropen von J. G. Wolf, mitgetheilt in Rousseau's Muttergottes-Rosen. Diesem Bilde wuchsen alle sieben Jahre die Bart- und Haupthaare (vgl. 353) und ehedem holten die Ungarn sich diese in feierlicher Prozession von Cöln ab. Seit der französischen Revolution haben die Haare übrigens aufgehört zu wachsen, wenigstens hat man sie, wie manch Jahrsiebent auch seitdem verflossen, nicht mehr weggeschnitten. — Wachsen dem Alraun auch die Haare? Der Pflege, die er erheischt, nach zu schließen, sollte man es wohl glauben.

Eine Uebersetzung des van Duyse'schen Gedichtes theilte Ed. Duller im vorigen Jahre in der Europa mit.

Eine ganz ähnliche Sage theilt Cäsarius mit von dem heiligen Thomas von Cantorberg. Distinct. miracul. VII, 4.

351. Der braune Christus in Löwen findet sich in ähnlicher Gestalt und mit ganz gleicher Legende im Neu-Münster zu Würzburg. S. Baader im Anzeiger 1839, 61, 6.

357. Sankt Bertulph. J. de Saint-Genois gab noch die folgenden interessanten Nachrichten über Bertulphs Klopfen in dem Kunst- en Letter-Blad. 1841. S. 47. „Wann eine politische Gefahr über dem Haupte der Stadt schwebte", heißt es da unter andern, „wann ein Feind einen Anfall auf das Land unternahm oder irgend ein Verrath im Spiele war, dann gab der wachsame Heilige dieses alsbald kund durch drei harte Schläge gegen den Kasten, in dem seine Gebeine ruhten. Sobald die Mönche von St. Peter das hörten, zogen sie ihre weißen Kirchengewänder an, nahmen das Kreuz auf, stiegen in Prozession den Blandinsberg nieder und gingen durch das Wallthor zu dem Stadthause, wo sie dem Magistrate die Warnung des Heiligen meldeten und ihn ermahnten, nun seine Pflicht zu thun zur Abwendung der drohenden Gefahr. War dieß geschehen, dann kehrten sie wieder in ihr Kloster zurück und trugen den Reliquienkasten Bertulfi von seiner gewöhnlichen Stelle in die Mitte der Kirche, wo er der öffentlichen Verehrung ausgestellt blieb, bis die Gefahr vorüber war."

358. Ritter Riddert. Stand auch, von Serrure mitgetheilt, im Kunst- en Letter-Blad.

359. Sankt Gertruden-Minne. Professer Visscher in Utrecht theilte eine hübsche Abhandlung über das Minnetrinken mit in dem „Historisch-tydschrift", 2. Jahrg. S. 9, wo er unter andern aufmerksam macht auf die folgenden Verse von Lafontaine, die uns St. Julian als Patron der Reisenden bei den Franzosen herausstellen:

Bien vous dirai, qu'en allant par chemin
J'ai certains mots, que je dis au matin

Dessous le nom d'oraisons ou d'antienne
De Saint Julien, afin qu'il ne m'avienne
De mal giter; et j'ai même éprouvé
Qu'en y manquant cela m'est arrivé.

Olaus Magnus zieht die folgende Notiz aus Mechovita: „Meminit praeterea historicus antedictus (Mechov.) in confinibus Lituanorum ac Moscovitarum statuam esse publico itineri impositam, quae patria lingua Zlotababa dicitur i. e. aurea vetula: quam singuli viatores certis munusculis placant, etiam si pili valorem non excedant; alioquin suscepti itineris nullam habituri securitatem.“ (Historia de gent. sept. epit. Plantin. 1558. Bl. 30 verso.) An Jacob Grimms köstliche Untersuchung über das Minnetrinken in der deutschen Mythologie brauche ich wohl nicht erst zu erinnern. Weniger bekannt — wenigstens in Deutschland — möchte Bilderdyks liebenswürdige Behauptung sein, daß man nämlich, seitdem Graf Floris von Holland seinem Verräther Gysbrecht Sankt Gertrudenminne zugetrunken, aus Abscheu vor dem Andenken an des Letztern Schandthat nicht mehr Sankt Gertrudenminne, sondern Sankt Jansminne trinke. (Geschieden. van het vaderland. II, 250.) Le Francqh van Berkhey's „Oud hollandsch vriendschap“ zufolge, hatte Sankt Gertruden Minneglas die Form eines Schiffchens. (S. 162.)

Janus Douza giebt folgende Memoriae Sanctae Gertrudis propinandi formula:

— Esse scyphum hunc comitemque scyphi Gertrudis amorem,
Propino, (et prosit) voce manuque tibi.

361. **Bonifacii Mörder.** So haben die Mörder Sankt Lamberts sechs Finger an einer Hand; Nr. 64. Vgl. auch Nr. 369.

362. 363. Vgl. Gr. 240. Serrure theilt eine ähnliche Sage aus Steinockerzeele in Brabant mit (Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 75). Unsere Sage findet sich auch in De Griecks „Lachende waersegger“ S. 113.

364. **Korn im Ueberfluß.** Eine verwandte schwäbische Sage findet sich in P. Bizari epitome f. 281. Ich werde sie anderswo mittheilen.

365. **Wie man in Flandern zu singen weiß.** Wann Volker, der Spielmann, die Geige strich, dann erbebte das ganze Haus (Nib. V, 7373); Günthers Harfenspiel bricht die Balken. — Vgl. das Sprichwort: Er lügt schwerer, als ein Pferd ziehen kann.

366. **Feuer gehorcht.** Auf ähnliche Weise verjagt Remigius die Feuersbrunst. Gr. Nr. 423. Feuersegen Myth. Beschw. XXIV, XXV, XXVb, XLI, Anz. 1834, 284. Nr. 23—25. Vgl. auch Myth. 349.

367. **Die heilige Geistkammer in Brügge.** Von Serrure mitgetheilt in dem Kunst- en Letter-Blad. 1840. S. 43. Siehe auch die Annalen der Brügger Gesellschaft V, S. 50.

372. **Des Hirten Uhr.** Häufig erzählte mir meine Mutter eine ähnliche Sage von der künstlichen Uhr mit dem schönen Glockenspiel auf Sankt Annen-Thurm zu Düren. Irre ich nicht, so haftet eine gleiche an der Uhr des Straßburger Münsters. Gustav Schwab

theilt eine andere verwandte mit von dem kunstreichen Hochaltar des Klosters Blaubeuern. Wanderungen durch Schwaben S. 90.

375—378. Manneken-Pis in Brüssel. Eine der sonderbarsten und darum wohl auch meist gekannten Statuen von Europa. Bei dem brüsseler Bürger ist sie in ungemeiner Verehrung; an Festtagen schmücken Blumen und Kränze die Nische, in welcher „der älteste Bürger von Brüssel" steht. Sie hatte wunderliche Schicksale. Ehedem war es ein steinernes Bild; von diesem weiß man, daß es um 1584 gestohlen und nach Antwerpen gebracht wurde, wo man es auf dem grünen Platze gegenüber dem Quintin-Metsis-Brunnen aufstellen wollte. Eine Truppe vorbeiziehender Brüsseler erkannte das Männchen jedoch und führte es wieder mit sich zurück. Um 1648 machte das Steinbild der jetzigen Bronzestatue Platz, die von dem berühmten Du-Quesnoy gegossen wurde. Bei der Gelegenheit bekam das Manneken ein neues Kleid nach damaliger Mode und den bereits erwähnten Ehrentitel des ältesten brüsseler Bürgers. Als Herzog Maximilian 1698 den Schützenvogel zu Brüssel herunterschoß, schenkte er ihm eine andere Kleidung und das Ritterband seiner Orden. Peter der Große besuchte es auch; er sprach: „Das Manneken-Pis besucht niemanden, da werde ich es also wohl besuchen müssen." Die Engländer nahmen es 1746 in einem Brotwagen mit; in Geraerdsbergen fand man es inzwischen und verbarg es, bis der Brotwagen weg war, stellte es alsdann auf den Markt. Die Brüsseler holten es inzwischen bald in Prozession ab und die Geraerdsberger erhielten die Erlaubniß, sich das Bild abzugießen; die Copie steht noch daselbst auf dem Markte. Gleich nachher stahlen es zwei englische Soldaten, brachten es jedoch nur bis eine halbe Stunde von Brüssel: da wurde es ihnen zu schwer und sie ließen es an einer Herberge stehen; diese führt noch zum Andenken das Männchen auf dem Schilde. Ebenfalls wurde es um 1747 durch zwei Garde-Grenadiere Ludwigs XV. gestohlen und bis an die Kirche Unserer lieben Frauen vom Beistand geschleppt. Ludwig XV. wollte diese Schmach wieder vergüten und schenkte dem Männchen eine prächtige Uniform nebst dem Ordenskreuze des heiligen Ludwig. Napoleon begrüßte es nur mit spöttischem Lächeln. 1820 wurde es zum letzten Male gestohlen, doch gleich nachher auf dem Stadtwalle wiedergefunden. 1831 bekam es die Uniform der brüsseler Bürgergarde.

379. Der lange Wapper zu Antwerpen. Ein ächter Kobold-charakter. Gleich gewandt in der Kunst, sich riesengroß und zwergklein zu machen, war auch Hagberta, des Riesen Wagnost Tochter: „Insolito suae granditatis adspectu, nunc contractioris, nunc exilis, nunc defluentis substantiae modo corrugata, modo explicati corporis situm arbitraria mutatione transformare solebat, atque nunc proceritate coelis invecta, nunc in hominem angustioris habitus composita, coelum deponere, terram suspendere .... posse credebatur." (Olaus Magnus, Ep. Plant. fol. 37 verso.) Verwandte Geister nennt Sprenger Grollen (Trollen?) und Schretel. (Malleus II, 1, 3.)

380. Das Malagysperdchen. (S. 458.) In dem Volksromane von Malagis kommt meines Wissens ein Pferdchen der Art nicht vor, wohl aber in dem von Valentin und Orson, wo der zauber-

kundige Zwerg Pacolet ein ganz gleiches besitzt. (Franz. Ausg. Lille. c. 24, 28, 29, 30 und 51.) Der Zauberer in 270 reitet auch auf einem Holzpferde durch die Luft. Malagyspferdchen ist hier denn wohl nichts Anderes als Zauberpferdchen.

381—384. Vgl. 245—247. Gr. 251. Gleich den Sagen von der Teufelsscheune sind diese auch durch ganz Belgien und den größten Theil von Holland verbreitet. Fast in jedem Dorfe hört man sie.

Der Ort, wo die Tänze statthaben, ist entweder ein Berg (380, der deutsche Brocken, die nordische Jungfrau. Olaus M., Ep. Plant. Fol. 24), in der Nähe eines Baumes (Nr. 382. 419. Gr. 251), ein Wald (189. 383), ein Marktplatz, in dessen Mitte gewöhnlich ein Baum zu finden ist (246. 247), ein Keller (244), oder wie bei Wilhelm von Neuburg in einer englischen Sage ein Grabhügel (Rer. angl. l. I, c. 38), immer eine in dem deutschen Heidenthume heilige Stelle. Häufig steht auf dem Berge oder in dem Walde ein prächtiges, schimmerndes Schloß; in einem gleichen fand sich die „Wohnstatt, die dem Könige Radbod bereitet war" (Nr. 17), die eben so schnell auf des Diakons Beschwörung verschwand, als hier das Schloß. Radbods Haus ist golden, in 189 sind die Nägel selbst golden. Asgard ist aber auch mit goldenen Schilden gedeckt und

Die Balken der Burg
Erglänzen von Gold;

auch hier sitzen einige, die spielen, andere, die trinken. In Löwen sind es Katzen, die tanzen (Nr. 246); bei Flobecke macht eine Katze Musik; die Katze aber ist ein heiliges Thier; sie zieht den Wagen der Freya.

Keisersperg nennt den Venusberg als Platz der Hexenversammlungen. Vgl. Gr. Myth. 594 ff.

385. Ein Ritt auf Kälbern. Was ist das für ein Weinkeller zu Cöln? Ein Gegenstück zu Auerbachs Keller? Es müssen Sagen von demselben umgegangen sein. — Vgl. Myth. 595. Baader im Anz. 1838, 471, 49—52, 6 (?).

386. Fahrt nach Spanien. Die Hexen aus Ferrara fahren zum Jordan, wie uns die folgende merkwürdige Stelle aus des Bruders Bartholomäus de Spina Quaestio de strigibus c. 1 lehrt: „Dicunt enim, quod illa domina cursus, quam striges, qui Ferrariae sunt, vocant *sapientem Sibyllam*, quae videlicet in illa multitudine praeesse videtur, sicut iuxta praedictum cap. episcopi Herodias vel Diana; desiderat tangere aquam fluminis Jordanis, quo loci congregantur, ut aiunt. Et licet ad hoc plurimum conetur, nunquam tamen praevalet eam tangere, sed fluvius ipse potius exsiccatur. Qua de re sic illa irascitur, ut a facie eius oporteat omnem illam multitudinem statim aufugere, alias omnes ab ea protinus necarentur. Causam autem, quare tantopere tangere desiderat aquam illam, hanc afferunt, *quia si posset*, inquiunt, *hoc consequi, ut tangeret aquam, fieret tunc domina totius mundi.*"

388. Die kahle Wiese zu Doel. Wo die Elben tanzen, findet man Morgens Ringe im Grase. Vgl. Shakesp. im Johannisnachtstraum — Anz. 1839, 60, 3 — 305, 4. — Myth. 605.

389. Das verwandelte Pferd. Nachdem König Beder die Zauberin Labe in eine Stute verwandelt und kein Zaum ihr paßt, gibt Abdallah ihm einen mit der Weisung, nie die Stute mit dem Zaum zu verkaufen. Als Beder dieß dennoch thut, ist es mit seiner Macht über sie gethan. 1001. Gesch. von Beder und Giauhar. Auch Amine, Sidi Numan's Frau, wird in eine Stute verwandelt: ebend. Abenth. des Kalifen Harun-al-Raschid. Dem heiligen Macharius wurde eine in ein Pferd verwandelte Frau vorgeführt und er löste den Zauber. Surius in vita. — Cum essemus in Italia, audiebamus talia de quadam regione illarum partium, ubi stabularias mulieres imbutas his artibus in caseo dare solere dicebant, quibus vellent seu possent viatoribus, unde in iumenta illico verterentur et necessaria quaeque portarent, postquam perfuncta opera ad se redirent; nec in his vitam bestialem fieri, sed rationalem servari. (Aug. de civ. dei. 28.) Humana opinio dicit, quod quadam arte et potestate daemonum homines converti possunt in lupos et iumenta. (Dess. De spiritu et anima l. sing.) Derselbe Kirchenvater erzählt auch von des Prästantius Vater, daß der in ein Pferd verwandelt gewesen sei und mit andern Rossen Hafer gefressen. Vincentius bringt uns in dem Speculum naturale III, 3 eine Sage von zwei Weibern, die förmlich Handel trieben mit in Pferde, Esel und Schweine verwandelten Menschen. Der Ausgang erinnert an Langbeins Graumantel, Fausts und Zyto's Strohwische. Nächst der Verwandlung in Pferde erscheint die in Esel besonders häufig. Obenan stelle ich die von Apulejus, dem Platoniker, die wohl zur Genüge bekannt ist. Eine höchst interessante Salaminische Sage von einer solchen Metamorphose erzählt Sprenger im Malleus II, 2, 4. Eine andere theilen S. de Vries in dem Satan aus Zeilers Briefen II, ep. 575 und die Dioskuren Grimm in den Kindermärchen III, 209 aus Prätorius Weltbeschreibung II, 452—455 mit. Auch die flämische Volksanekdote von dem Bauern mit dem Esel und den vier Studenten wäre hier anzuführen. Die Letztern schneiden das Leitseil stille durch, woran der Bauer den Esel führt und bringen diesen auf Seite; einer von ihnen geht nackt an des Esels Stelle hinter dem Bauern her. Als dieser den Studenten sieht, schreit er: „Gott und Herr, mein Esel ist zum Menschen geworden!“ und der Student bindet ihm auf, er wäre schon seit sieben Jahren Esel gewesen und dieß zur Strafe für eine große Sünde; nun sei er erlöst. Später sieht der Bauer seinen Esel auf dem Markte feil geboten und warnt jeden, das Thier nicht zu kaufen, denn es sei ein verwünschter Mensch.

Man vgl. auch Mone's Anzeiger 1835, c. 310. Nr. 21 — 1839, 182, 33. — Gr. Myth. Beschwörung XVI.

391. Die Katzen von Stockhem. Sobald man der Hexe etwas gibt, hat sie Gewalt über einen: die Gabe erscheint hier als Opfer, durch dessen Bringung man die Oberhoheit des (göttlichen) Wesens, dem es gebracht ist, anerkennt, sich unter dessen Macht gibt. Die Mahr holt Morgens Feuer; gibt man ihr welches, dann mag sie in der kommenden Nacht wiederkehren. Vgl. Myth. 634.

398. Spinnräder tanzen. Die jungen Hexen müssen Kröten

hüten. S. die Kupferplatte bei de Lancre und Myth. 605. Anz. 1839, 311, 52. Auch dem Märchen ist die Kröte nicht unbekannt.

401. 402. Vgl. Myth. 612. 618.

403. **Das rothe Tuch.** Praeterea gentes illae subpolares stupidiore quodam errore daemonum illuduntur. *Rubrum* etenim *pannum* pertica vel hasta sursum appensum attentis precationibus et cultiore ritu venerantur, divinam quandam virtutem propter colorem rubeum animalium sanguini similem eidem inesse putantes. Olaus Magnus, Ep. Plant. 30 verso. Sollte da Verwandtschaft bestehen? Es scheint zum mindesten. Merkwürdig nennt O. neben dem rothen Tuche noch Sonne und Mond als göttlich verehrte Wesen bei jenen Völkern. Das erinnert an Cäsars Sol, Vulcanus et Luna, die ihm zufolge die einzigen deutschen Gottheiten waren. Vgl. auch Mone's Anzeiger 1835, c. 310. Nr. 21. Die vor Zauberei schützende Nuß muß in ein Stückchen rothen Carmosintafft gewickelt werden. Anm. zu 294.

405. **Herumirren.** Vgl. Nr. 484. Anz. 1834, 91, 3 — 147, 10 — 1838, 363, 31 — 370, 47. Das Gebet auf den Kreuzwegen Anm. zu 317 ist auch zu vergleichen. — Andere hierher gehörende Sagen theile ich anderswo mit.

413. **Von der Frau, die nichts vom heiligen Andreas wissen wollte.** Erinnert stark an eine deutsche Art von Weissagung. Wie hier die Namen der Apostel auf Kerzen stehen, so waren die alten Runen bekanntlich in Stäbchen eingeschnitten. Vgl. W. Grimms Werk über die Runen.

Contra morbum regium, sive morbum caducum ponunt duodecim candelas ad duodecim Apostolos, et cum infirmus sit prius baptizatus in nomine Jesu-Christi, tunc rebaptizatur in nomine diaboli, commutatur nomen impositum in Baptismo et imponitur nomen Apostoli secundum quem remanserit candela accensa. (Bernhardini Sen. Const. p. I. tit. 7 quae ad bapt. pertin. Serm. 1, in quadrag. art. III, c. 2.)

415. **Das weiße Kanin.** Nebst den Katzen gibt es kein vierfüßiges Thier, welches häufiger eine Rolle in den Sagen Flanderns und Brabants spielt, als das Kanin. Besonders gerne läßt es sich auf Kirchhöfen sehen. Wie in 426 die unglücklich Liebende als weißes Kanin umwandelt, so geht einer mir eben von Jack van de Velde mitgetheilten Sage zufolge ein dem brüsseler Milchmädchen (423) ganz gleiches Gespenst unter ähnlichem Rufen als weißes Kanin in Dendermonde um. Unserer 415. verwandte Sagen hörte ich außerdem in Audenaerde, Dilbeek, Audeghem, Cruis-Houthem, Löwen, Bollebeek und noch an einigen anderen Orten. Vgl. auch Nr. 233. 426 und besonders Nr. 40 der Sagen in der Wodana: Het wit Konyn te Dendermonde.

419. **Sankt Annen-Baum.** Vgl. Hexenbäumchen. Anz. 1839, 181, 7.

421. **Der Geist im Eichbaume.** An Bäumen, woran wunderbare Marienbilder hingen, sah man, wie tausend Legenden künden, Nachts ein wunderbares Licht. Grimm sieht mit Recht hier eine pia

fraus und heidnischer Grund scheint ihm durchzublicken. Das wird durch unsere Sage offen klar; in ihr spricht der alte Gott selbst: für ihn ist die Nacht, da empfängt er seine Opfer noch, die ihm bei Sonnenschein nicht mehr werden. In der Grundidee verwandt scheint mir die folgende Sage Nr. 422. — Westendorp erwähnt eines Waldes in Holland, in dessen Mitte man oft Nachts ein großes Feuer lodern sah.

423. **Das Milchmädchen in Brüssel.** Wird auch in Göln, Antwerpen, Dendermonde u. a. O. m. erzählt. Vgl. auch Anz. 1838, 478, 60.

424. **Der umwandelnde Nachtwächter in Gent.** Ist auch in Gortryk zu Hause.

428. **Gränzpfahl verrückt.** Genießt einer ungemeinen Verbreitung, sowohl in Belgien, als in Deutschland. Gr. D. S. 283. 284. Baader im Anz. 1838, 474, 56 — 1839, 60, 3 — 181, 31 — 537, 76.

429. **Die wiederkehrende Geliebte** findet sich auch ähnlich unter den Wappersagen.

433. **Der kühne Soldat in Antwerpen.** Vgl. Gr. D. S. 176; K.-M. I, S. 22; auch „Hexe verbrannt", Nr. 393, welche wieder merkwürdig zusammenhängt mit dem Abentheuer des jungen Riesen in der Mühle, K.-M. III, 165. 166.

Häuser, die wegen darin umwandelnder Geister nicht bewohnt sind, kennt schon das classische Alterthum. In den öffentlichen Bädern von Chäronea waren mehre Bürger erdrosselt worden und diese spukten so daselbst, daß man die Bäder schließen mußte. Nichtsdestoweniger hörten die Nachbarn Geräusch und sahen Gespenster da. Plut. in Cimone p. 479. Vgl. Lucian. in Philopseudo p. 480, Plin. epist. l. 7, 27. Aehnliches aus Rom berichtet Alexander ab Alexandro V, 23. Gregor der Heilige erzählt von Datius, Bischof von Mailand, daß derselbe auf einer Reise nach Constantinopel in Korinth ein großes Haus suchend, um mit seinem Gefolge da zu übernachten, endlich ein gar schönes gefunden, welches noch dazu ganz leer gestanden. Als er dasselbe aber beziehen wollte, warnten ihn die Bürger und erzählten ihm, wie es seit mehren Jahren in dem Hause umgehe und dieß auch die Ursache sei, daß es nicht mehr bewohnt werde. Datius läßt sich dadurch nicht abschrecken und bezieht das Haus: in der ersten Nacht hört er gräulichen Lärm, Löwen- und Stiergebrüll, Hundegebell, Schweinegegrunze u. s. w. Er geht aber den Spuken zu Leibe und vertreibt sie. Vgl. auch August. de civit. dei 22, 8; Antonio Torquemada's Hort. Salam. 1570, 360; Cathol. Pedag. p. 184.

In Belgien ist die Sage ungemein verbreitet; ihr wesentlich scheint hier das Kuchenbacken. Vgl. Wodana, Sage 45.

434. **Die Blutkutsche in Antwerpen.** Sie ist auch in den meisten andern Städten und selbst in vielen Dörfern Flanderns und Brabants bekannt. Einigen zufolge ist sie von außen und von innen roth. Vgl. die Anm. zu 284. Myth. 606.

436. Bockreiter. Auf Böcken und Kälbern reiten die Hexen. Myth. 595, vgl. Nr. 385. „Sie glänzen wie Feuer", Myth. 609.

437. Der geplagte Jäger. Daß man hier nicht gerne in den Wald gehen mag, ist wohl ein ziemlich unzweideutiger Ueberrest deutschen Heidenthumes; ebenso das Feuer, welches Westendorps Myth. zufolge in einem holländischen Busche brennt, und der Greis im Walde von Tourhout. Nr. 418.

440. Der glühende Landmesser. Vgl. 428.

442. Der Wagen auf dem Korn. Vgl. Anz. 1839, 306, 43.

443. Der Höllenwagen zu Overmeere. Ist wohl Hellewagen, Wagen der Hellia und dem Seelenwagen, Myth. 482, verwandt, wie ich in der Wodana I ff. bemerkte, wo ich zugleich einen Hellenbrunnen mit einem wunderkräftigen Liebfrauenbilde, und einen Hellenbach aus Belgien beibrachte.

444. Donner verrathen. Aehnliches wird auch von Johann dem Evangelisten erzählt.

448. Der Teufel von Aelst. Vgl. Gr. D. S. 210 und die Geschichte von Ali Cogia, dem Kaufmann von Bagdad, in 1001 Nacht.

452. Marieken von Nymwegen. Ein weiblicher Theophilus. Gegen das Ende mahnt die Sage an den Tannhäuser, doch ist der Schluß befriedigender. Vgl. auch Nr. 544. Alba setzte das Buch in den Index. — S. 547 Zeile 20 „zur Hölle" heißt im Original „nach Cacabo". — Die folgende Sage Nr. 453 scheint der im Volksmunde noch übrige Rest von Marieken. S. Weiteres in der 2. Abl. der Wodana.

454. Der Teufel von Nederbrakel. Vgl. die Anm. zu 282. Auch die Taube in 285 ist schwarz. Ein, so ich nicht irre, holländisches Dorf heißt Zwarte-Kieken Buert. Vgl. Myth. 608.

457. Sankt Bernhard und der Teufel. Wird auch von Dominicus erzählt. S. Tuinman, Nederd. Spreekw. 23.

459. Der Freischütz. Vgl. Anz. 1838, 223, 22 — 367, 39.

465. Der Sankt Jakobsthurm zu Antwerpen. Vgl. „Da hat der Teufel die Hand dazwischen gesteckt" (Cölner Sprichwort).

470. Teufel verbrennt zwei Kirchthürme. Vgl. 177.

472. Teufel bewacht den Weinberg. Es ist wohl nicht schwer zu errathen, wer hier unter der Teufelshülle stecke.

473. Der dienstbare Geist. Da mir kein Cäsarius zur Hand stand, so mußte ich mich auf die Uebersetzung eines meiner Correspondenten verlassen und konnte selbst nicht vergleichen. Meine Leser werden es mir demnach wohl zu Gute halten, wenn ich dem in der vorliegenden Sage auftretenden Soldaten jetzt erst den Ritterschlag gebe, während ich ihn gleich als Ritter hätte einführen müssen. Man vgl. des Rechenbergers Knecht, Gr. 174.

474—481. Vgl. 206 ff.

487—489. Kludde, Lodder. Sollte sich Scherings Vermuthung (in den Schriften der skandinavischen Lit.-Gesellschaft. 1810.

K.-M. I, XXXIX), daß Lodder mit Loke eins sei, als gegründet erweisen, dann stände ich nicht an, den bösartigsten der Götter in unserm Lodder und dem eng verwandten Kludde zu schauen. Einzelne Züge scheinen mir stark dafür zu sprechen, so z. B. das Erscheinen Kludde's und Lodders als Pferd, wozu man die 36. Dämesaga der Snorron. halte. — Wie beide Geister als Pferd sich ins Wasser werfen, so liebt auch der lange Wapper das Wasser: sollte er nicht eins mit jenen und Wapper nicht ein Beiname sein können? An Vielgestaltigkeit weicht der Wapper Loke kaum, eben so wenig an Böswilligkeit. Derselbe Fall ist es mit Osschaert, der sogar meistens als Pferd erscheint.

Was mich noch mehr an die Wirklichkeit jener Beziehungen glauben läßt, das ist das Wiederfinden einer andern Sage von Loke in einem niederländischen Märchen, welches Dr. Snellaert in dem Kunsten Letter-Blad 1843. S. 38 mittheilt. Jesus ging mit Petrus aus zu fischen; als das ganz gefüllte Netz leer war, sah Peter noch einen Fisch in einer Masche hangen; er griff ihn, der Fisch wehrte sich gewaltig, aber Peter hielt ihn mit starkem Daumen und Zeigefinger an dem Rücken fest und sprach: „Fisch, Fisch, du bist ein Schelmfisch!" warf ihn zu den andern. Die Male von des Apostels Finger tragen noch die Schelfische, wie sie ihm auch den Namen danken. So hörte ich das Märchen; bei Snellaert sagt Peter: „Schelm, Schelm, fortan sollst du Schelmfisch heißen", und die Sage ist an den wunderbaren Fischzug geknüpft. Das ist ganz die 46. Dämesaga der Snorroniana, nur vertritt der Schelm- (!!) Fisch die Stelle des Salms und Peter die Stelle Thors.

Von dem nordischen Nennir oder Nikur gehen übrigens ähnliche Sagen, wie von Kludde und Osschaert. Vgl. 213, 498 mit Myth. 277.

501—503. Vgl. 242. 243. Gr. D. S. 213. 214. 215. Myth. 621 ff. K.-M. II, 116. 244. Anz. 1839, 180, 30, 2.

506. Die Seelen der Ertrunkenen. Vgl. Gr. D. S. 52.

507—514. Vgl. 217—223.

512. Die drei Nixen von Jupille. D. S. 58. Der Döngessee. Vgl. auch 514.

515. Mahr in der Muschel. Vgl. 248—255.

516. Holzhacker belohnt. Also wurde auch wohl bei dem Mahle nur Eberfleisch gegessen? Da hätten wir das Heldenmahl in der Walhalla.

518. 519. Irre ich nicht, so ist es die fahrende Mutter (oder auch Frau), der man nach der Flachsernte ein Büschelchen Flachs zurückläßt. Ist sie Holda?

520. Wanne Thekla. Aus Cortryk.

526. Der Sandhügel bei Hillegersberg. Vgl. Myth. 307.

527. Hunsberg. Vgl. Mone's Anzeiger 1837, c. 173. Nr. 10. Vgl. Anm. zu 436, 385.

529. Der Mammelocker. Vgl. Valer. Max. V, 4.

531. Die Lügenglocke zu Gent. Sie heißt auch die Leugemeete.

535. Schlange umwindet das Kind. Scheint nur Bruchstück einer Sage, die Baader in dem Anzeiger 1839, 530, 62 mittheilt.

536. Die Pferde zu Dünkirchen. Vgl. die cölner Sage von Richmuth von der Aducht bei Gr. D. S. 174 und in trefflicher Bearbeitung von E. de Groote in dessen Taschenbuch für altdeutsche Kunst, Simrocks Rheinsagen, J. B. Rousseau's Muttergottesrosen u. s. w. Die Inschrift vom Grabe der Richmuth bewahrte uns Freiherr von Mering in seinem „Versuch einer Geschichte der Cunibertskirche nebst einem Anhange über jene der Apostelkirche in Cöln". Cöln 1833.

542. Tischtuch entzweigeschnitten. Vgl. Gr. Rechtsalterth. 713.

547. Die Roodestraet zu Veurne. Herr Hippol. van de Velde, königl. Procurator zu Veurne, ist eben mit Untersuchungen über heidnische Reste in dortiger Gegend beschäftigt und wir dürfen von seinem Eifer nur die besten Resultate erwarten.

548. Germanus van der Hagen. Abaris ritt auf dem Pfeile Apollo's über Flüsse und Meere und unwegsame Oerter. Jambl. in vit. Pythag. 28.

549. Der Wilddieb. Vgl. Mone's Anz. 1835, c. 307. Nr. 11.

550. Die Reise nach Egypten. Vgl. die Fahrt nach Spanien, 386, und die Anm. dazu.

555. 556. Der lange Mann. Vgl. den langen Mann von Burgos bei Delrio S. 483, die lange Frau Nr. 491 und Nr. 577.

557. Die verwandelten Hühner. Vgl. Nr. 566. 582.

560. Der Kasteelberg. Vgl. 477 ff.

562. Das nächtliche Fest. Vgl. Baader im Anzeiger 1838, 370, 48.

565. Die Meerminne zu Schouwen. Vgl. 507. 509.

566. Das Geisterhaus zu Antwerpen. Vgl. Anz. 1838, 480, 64. — Unten Nr. 582.

568. Unsere liebe Frau von Cortryk. Ein ähnlich ohrfeigendes Marienbild kennt Caesarius VII, 32. — Zu Dendermonde wollte man einmal ein schweres Christusbild von seinem Orte tragen nach einer andern Stelle außerhalb der Kirche. Einem der Träger drückte es die Schulter wund und er fluchte und schwur, er werde es fallen lassen. Da löste Christus seine Hand vom Kreuze und schlug den Flucher derb an das Ohr.

570. Sankt Amalberga's Kapellchen zu Temsche. Es ist indischer Volksglaube, daß eine reine Jungfrau vermöge, Wasser in eine Kugel zu ballen oder in einem Sieb zu tragen. Vgl. Gr. K.-M. III, 254. Rechtsalterth. 932. Das war auch römischer Volksglaube: „Tucia virgo Vestae arguebatur incesti; at illa argumentis purgare se dedignata mortalibus, ad Tiberim cribrum detulit ibique submersit prece addita: „O Vesta, inquit; si pia et casta sum, hanc

e Tiberi aquam ad templum tuum perferam", et pertulit. Pauli Diaconi hist. var. l. IV, ed. Ingolstad. 1603. p. 97.

571. Sankt Amands Baum. Die Handschrift, der wir diese Sage entnahmen, ist nun herausgegeben durch Ph. Blommaert.

575. Glockenläuten. Held Julius ist Julius Cäsar.

581. Geistermesse. Vgl. Gr. D. S. 175. Anz. 1838, 53, 10.

583. Speisen in Schlangen verwandelt. Vgl. Anz. 1839, 533, 67.

584. Alvina. Ich werde die Sage vollständig in den „Deutschen Sagen" mittheilen. Ihre Auffindung verdanke ich H. van de Velde.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler.

S. 20	Z. 9	v. u.	saras lies saxas.	
= 59	Nr. 46		Folgert l. Folpert.	
= 80	Z. 10	v. u.	Elnuther l. Eleuther.	
= 92 u. 93			Algais l. Alpais.	
= 226	Z. 2	v. u.	Haeswyck l. Hanswyck.	
= 267	= 1	v. o.		
= —	= 6	v. o.		
= 287	= 1	v. o.	Lephy l. Lerhy.	
= 298	= 5	v. u.	Dudegracht l. Dudegracht.	
= 320	= 4	v. u.	Nixer l. Nixen.	
= 458	= 5	v. o.	388 l. 380.	
= 623	= 13	v. u.	Rees l. Rens.	
= 662	= 3	v. u.	Ronsse l. Ronssele.	
= 663	= 8	v. o.		

63

A A30 5113

Digitized by Google

LIBRARIES

...SITY OF...

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google

BOOK THIS
BOOK MUST BE RETURNED
ON OR BEFORE THE
LAST DATE STAMPED BELOW
A FINE OF FIVE CENTS A DAY
WILL BE CHARGED FOR
EACH OVERDUE BOOKLET

GL

DO NOT REMOVE
THE